Paris und die Alpenwelt.

Paris

und

die Alpenwelt.

Von

Therese,

Verfasserin der Briefe aus dem Süden ꝛc.

10, 1536

485 k

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

Vorwort.

Meine Auffassungen der Natur und anspruchslosen Reiseberichte haben hie und da so viel Nachsicht gefunden, daß ich wiederum mit einem neuen, derartigen Versuche hervorzutreten wage.

Die Gegensätze: Pariserwelt und Alpenwelt sind schroff und mögen Manchem nicht vermittelt erscheinen, die Stimmung in den Alpen krank, die in Paris lebensfrischer — natürlich, daß da der Leser manche scheinbare Widersprüche finden und die Anschauungsart ihm anders in den Alpen als in Paris erscheinen wird. Aber hängen wir immer

von uns ſelbſt ab? Tragen wir nicht zu oft unſere Perſönlichkeit in das Leben über und betrachten dieſes, je nachdem wir uns heiter oder gedrückt, mittheilſam, hoffnungsreich oder troſtlos finden? Es iſt dies der große Reichthum auf dieſer ſchönen Gotteswelt, daß ſie für jede Stimmung andere Zufluchtsſtätten bietet, für die Trauer den einſamen Sturz wilder Alpengewäſſer in dunklen Schluchten, für die Freude das berauſchende Gewühl der Weltſtädte. Deswegen rechte man nicht, ſondern ſei nachſichtig und wohlwollend wie immer.

Hamburg, im Auguſt 1846.

Thereſe.

I.

Die Alpenwelt.

1845.

1.

Der unerfreuliche, kalte Winter, der mich mit Krankheitsgefühlen monatelang unthätig, schmerzgequält in's dunkle Zimmer gebannt hatte, lag hinter mir. Es war Frühling geworden, sonniger, duftender Frühling. Hinaus zog es mich, fort von der Heimat, nach Böhmen und von Böhmen weg in die Alpen, wo sich die Berge wie Riesen erheben und der Wind mit Klaglauten auf den breiten Felsrücken hinläuft, wo die Blütenbäume ihren Schnee auf den Boden und ihren Duft in die Lüfte schütteten, zu jener Natur, die ernst, aber voll harmonischer Wildheit ist.

Böhmen hatte mich nicht angesprochen. Böhmen ist von einer schwermüthigen, niederdrückenden Mo-

notonie, eher eine Fläche als eine Berggegend, gut bebaut, mit freundlichen Städtchen und armseligen Dörfern, ein Land, das den Spleen weckt, grün, dunkel, voll harzigem Geruch und endlosen Waldungen, in denen man mit halbgeöffneten Augen und stillen, in sich gekehrten Gedanken aufblickt.

Die Bäche murmelten, die Luft war still. Ich saß im Wagen, in mich versunken, das Gestern wie eine jahrelange Ermüdung, das Heute wie ein Ding betrachtend, das sich im Nu auslöschen und zerstören läßt. „Was ist das Leben?“ rief es in mir und eine Stimme antwortete: „daß das wirkliche, unantastbare Dasein des Menschen in ihm, nicht außer ihm liegt.“ Die Eindrücke, die er empfängt, wirken mehr auf ihn durch die Stimmung, in der sie ihn treffen, als durch ihr wirkliches Gewicht. In der Wirbelbewegung, die ihn umgibt, bleibt er, wenn auch erschüttert, unwandelbar derselbe, indeß die Dinge um ihn sich ändern, untergehen oder neu emportauchen, je nachdem die Umstände dringen-

der oder friedlich sind. Wichtiger ist also die Stimmung, in der wir leben, als die Empfindung, die in uns von außen hereinkommt; wichtiger, daß wir uns selbst, als daß wir die Verhältnisse im Auge behalten. Das dachte ich und es kam über mich wie Widerstand gegen das Schicksal, wie Sehnsucht nach einer ewigen Einsamkeit. Welch ein Gemisch von allgemeinem Wohlwollen und exclusiver Gleichgültigkeit? Die Einbildungskraft treibt uns beständig dem Unbekannten, dem Unermeßlichen zu, läßt uns Das suchen, was wir nicht finden, entfremdet uns dem Wirklichen und zeigt uns, daß wir mit ihr, durch sie nur vergebliche Neigungen, nur hoffnungslose Anstrengungen erlangen.

Es war, nach der Abreise von Linz, fast Nachmittag geworden, als die steyerschen Alpen nach der Gegend von Gmunden hin vor mir geisterartig auftauchten. Die Ebene schwand, die Hügel wurden Berge. Je näher diesen, desto erhabener die Natur. Mitten durch den Regen, der in die grüne, tobende Traun troff, blickte

der Himmel mit bunten Abendwolken. Die Sonne färbte das Gebirge. Zwiſchen der Ebene, die wir verlaſſen, und den Anhöhen, die wir zu erklimmen hatten, lag in reizender Unordnung ein kleines Dorf und jenſeit des Dorfes hing in der Tiefe der violette Nebel, Vorbote des Traunſees. Ich bog mich weit aus dem Wagen, ich ſog haſtig die friſche Gebirgsluft in mich. Rechts tobte die Traun, als ein echtes Gletſcherkind in grüne Farbe getaucht; links erhob ſich der Gmundnerberg. Zu unſern Füßen breitete ſich der Traunſee mit ſeiner maleriſchen Umgebung aus. Die Abendbeleuchtung verſchwamm im Nebel, der die Gebirge umzogen und zu Wolken verwandelt hatte. Dieſe Koloſſe, die formlos in die Lüfte, düſter, ſchneeig, beleuchtet und doch nur angedeutet reichten, ſahen wie eine Gewittermaſſe und die Anhöhe, auf der wir hielten, wie das einzige Stück feſte Erde im endloſen Raume aus. Erſt im gmundner Wirthshaus beſann ich mich, wo ich war. Im Salzkammergute, auf jenem Strich Landes, wo Oeſtreich einen ſeiner größten Schätze, das Salz ge-

winnt. Wie Zuckerhüte lag dies aufgeschichtet am See, um von dort auf die gmundener Pferde-Eisenbahn verführt zu werden, hundert geschäftige Hände waren bereit, es aus den ebenseer Schiffen heraus auf die Karren zu tragen, es war ein Handeln, Wandeln und Schreien, das den grellsten Contrast mit der Andacht, die auf der Natur ruhte, bot. Das Fernrohr im Gasthof zeigte mir das Dorf Ort und daneben auf der in den See sich erstreckenden Landzunge die zwei Schlösser gleichen Namens. Sie sind durch eine Brücke verbunden; das eine liegt fast im See, hart an der Landzunge, und das andere bei dem Dorfe. Im elften Jahrhundert wahrscheinlich zum Schutze Gmundens erbaut, sind sie jetzt der Sitz einer Verwaltung. Wunderbar schön gruppiren sich die Häuser auf dem grünen Rasenteppich oder lehnen sich an den waldumkränzten Hügel. Gmunden liegt amphitheatralisch am Ausflusse der Traun, nördlich mit sechs kleinen Vorstädten das Ufer umschlingend, von Höhen umlagert, die sich südwärts zu den erhabensten Gebirgen steigern, in einer

lachenden Gegend; dem Städtchen gegenüber thürmt ſich aber der Traun- und Sonnenſtein ſo bedeutend auf, daß der See von dieſer Seite wie abgeſchloſſen ſcheint und ſeine Größe und Länge von hier aus eher geahnet als geſehen wird.

Ich benutzte den heiter gewordenen Morgen, um zu Fuß in der Umgegend herumzuſtreifen. Ein ſchöner Punkt auf der Höhe, die Wunderburg, blieb uns verſchloſſen, weil der Kaſtellan den Schlüſſel verlegt hatte. Es iſt ſonderbar, wie ich, verleitet durch den Namen, an ein Märchen, an einen verzauberten Prinzen, an eine weinende Schöne, an gefeſſelte Ungeheuer denken mußte. In dieſer Gegend, nicht mehr allzufern von der Sage über den ſchlummernden Barbaroſſa, war das erklärlich. Wenn man von der Wunderburg rechts in die Höhe ſteigt, zeigt ſich im üppigen Thereſienthale die große an der Traun erbaute Schafwollenſpinnerei und aufwärts der Kalvarienberg, zu dem anmuthige Pappeln führen. Hier gewinnt man ſchon eine größere Anſicht über den See. Es war noch früh in der Jahreszeit und

nach dem langen Winter ein Schneereichthum auf den Häuptern der Berge, wie man ihn ſonſt nicht um Gmunden ſieht, der aber zur Verherrlichung der Landſchaft nicht wenig beitrug. Ich ſetzte mich auf eine kleine Bank, der Kapelle den Rücken zukehrend, und ſah hinunter in die Tiefe oder hinauf auf die Felſen. Zu meinen Füßen breiteten ſich ſammetartige Wieſen aus. Kühe und Ziegen weideten mit helltönenden Glocken in der Ferne. Rothkehlchen und Schwalben ſprangen von Baum zu Baum. Ich mußte an die allwaltende Güte denken, die, nachdem ſie uns vermittelſt harter Erfahrungen viel genommen, uns einen kleinen Erſatz durch die Liebe zur Natur in reiferen Jahren gibt. Ehe ich dieſe hatte, wandelte ich auf der Erde wie Jemand, dem ein Sinn fehlt. Ich fühlte wohl, daß dieſer Sinn nothwendig ſei, da Alles um mich darauf hinwies; allein das Leben machte zu große Anſprüche an mich, oder ich ließ mich zu ſehr von ihm in Anſpruch nehmen. Er lag brach. Wenn ich unter dem Sternenhimmel ging, wehte es mich nicht, wie jetzt, gleich himmliſcher

Verſöhnung an; ich ſuchte, ich ſehnte mich noch zu ſehr nach den unbekannten, nicht zu erreichenden Dingen. Jetzt iſt das anders. Betrübt ſich mein Gemüth über das Elend und die Verkehrtheit um mich und in mir, ſo werfe ich mich in die Natur. Sie nimmt mich auf, tröſtet und erhebt mich. Freundlich ſcheint ſie mir zu ſagen, daß, da endlich ein Jeder zu dem einfachen Reſultate kommt, die göttliche Schöpfung um ſich zu lieben, die Menſchen auch dahin gelangen werden, ſich untereinander zu tragen. Wie gern horche ich dieſen Stimmen, wie lauſchte ich ihnen auch diesmal. Die gewöhnlichen Güter des Lebens, die Befriedigungen des Luxus haben für mich kaum den Reiz der Neuheit gehabt und haben jetzt auch dieſen verloren. Ich kenne nichts Schöneres als den Duft einer Roſe, das Wiegen der Zweige im Winde, das Rieſeln der kommenden und ſchwindenden Welle, den Glanz der Sonne am Schneegebirge, die Wolken- und Schattenbilder des Himmels. Von meiner kleinen Bank aus ſah ich die Wieſenblumen, die ſich an ihren Stengeln der Morgen-

ſonne nach dem geſtrigen Regentage entgegenſtreckten. Jeder Blütenkelch ſchien mit ſeinen Staubfäden einen Lichtſtrahl einſaugen und feſthalten zu wollen.

Ein Zug Tauben flog wie eine Wolke am Himmel hin und zahlloſe ſummende Inſecten ſchwirrten näher und ferner um Blumen, in deren Kelchen ſie ſich wieder wiegten. Ich ſchaute umher und grüßte die Welt mit dem Gruß der Liebe und Verſöhnung; dann ging ich langſam den Berg hinab auf's Dampfboot, das uns nach Ebenſee brachte. Auf dieſer Fahrt lernt man den Traunſee, in ſeiner ganzen Schöne kennen. Es iſt hier ein Zuſammenfluß von Ernſt und Lieblichkeit, von Schwermuth und lächelnder Anſicht, der wunderbar auf das Gemüth wirkt. An der ſüdöſtlichen Seite, von rieſigen Bergmaſſen umgeben, zeigte das weſtliche Ufer das Vorgebirge Traunkirchens, das ſich weit in den See hinauserſtreckt und ihn gleichſam in zwei Hälften theilt. Gegenüber liegt die einſame Karbachmühle, am Eingang in's wilde Eiſenauthal. Von Gmunden bis Traun-

kirchen iſt Alles lachend und heiter; von Traunkirchen nach Ebenſee — welche ſchroffe, majeſtätiſche Wildheit, welche Maſſe von Felswänden, an die der ſmaragdne See ſich erſt anſchmiegt, dann bricht! Ach! dieſe Eindrücke, dieſer Wechſel, dieſe Gedanken, die bald die Geſtalt der Bewunderung und der Andacht, bald die des Enthuſiasmus annehmen!

Je weiter man die grünen Fluten durchzieht, deſto tiefer wird das Entzücken. Der Anfang des Traunſees iſt wie die Kindheit; es iſt eine unbeſtimmte, zauberhafte Hoffnung, ein Suchen, ein Sehnen, ein Ahnen voll Blüthenreiz, voll ſanfter Ruheplätze, voll Spiel und Luſt. Sein Ende iſt ernſt, faſt traurig. Die ſchroffen Felſen, die ſchneebedeckten Alpen, die ſchauernden Tannen, die in ihrem ewigen Grün auf ihnen wachſen, ſpiegeln ſich im See, der tief und ſtill wie eine mächtige Leidenſchaft iſt. Klar werfen die Wellen die Bilder wie treue Herzen verwandte Gedanken zurück, oder ſchäumen in endloſem Verlangen, Das, was ſie nicht erreichen können, hinunter zu ſich in den

Grund zu ziehen. In Ebenſee wirft ſich die Traun in den See und bei Gmunden kommt ſie wieder heraus, um in die Donau zu fließen. Dort ruht ſie ſich, die ihren Weg von der Höhe in die Tiefe, von den Gletſchern zu den Matten genommen hat, wohlig genug, eingelullt über Vergangenheit und Zukunft in breites Behagen, vielleicht in eine Art von Stumpfſinn aus. Mir würde das unleidlich ſein! Ich ſehne mich wol nach Ruhe, aber ſie muß bewußt, ſelbſtſtändig, nicht verdummend ſein, ſonſt bin ich lieber wie der Bach, der hoch oben vom Gebirg in's Thal ſpringt, von Klippe zu Klippe eilt, in Abgründe ſtürzt und ſich über Felſen als weißer Geiſt aufbäumt, bis er dann brauſend weiter rollt.

Die Fahrt von Gmunden nach Ebenſee war vielleicht deshalb ſo ſchön, weil der helle Sonnenſchein, der die hüpfenden, blitzenden Goldflittern auf der Oberfläche des Waſſers erzeugt, dem weichen wolkigen Regenduft am Himmel Platz gemacht und eine Beleuchtung über den See ausgebreitet hatte, der an die der Alabaſterlampen in ihrer

matten, ſchillernden Färbung erinnerte. Das that dem Auge und dem Herzen wohl. Wohl thut auch dies, daß man ſich in einer urſprünglichen Natur, von jener Jungfräulichkeit der Schöpfung umgeben, befindet, an der die Anſprüche der Menſchen noch nicht gearbeitet, noch nichts zerſtört haben. Hier iſt Gott ohne die Menſchen in ſeiner erhabenen Einſamkeit niedergeſtiegen aus den Wolken auf die Felſen, die noch kein Fußtritt entweiht, die die Civiliſation noch nicht geſpaltet oder geſprengt hat.

Ebenſee liegt am Traueinlaß. Dort wird das auf der Traun abgetriftete Holz hineingeleitet. Im Jahre 1607 ward das erſte Salz in einem kleinen Pfannhauſe geſotten. Jetzt ſteht ein großes Sudpfannenhaus mitten im Orte, daß der Großartigkeit und der edeln Einfachheit des Bauſtyls wegen die Blicke auf ſich lenkt. Die Soole wird in daſſelbe vom iſchler und hallſtädter Salzberg hergeleitet. Hart an der Traun geht dann der Weg durch ein enges, faſt wildes Thal nach Iſchl, deſſen erſter Eindruck eben nicht günſtig iſt. Erſt

bei einem Spaziergang nach dem Quai, von dem aus eine Brücke über die Traun führt, entdeckte ich die Schönheiten der Lage und den Reichthum der Vegetation. Dieſe iſt zwar auf Felswände beſchränkt, aber ſie hat doch Mittel gefunden ſich, üppig emporzuranken oder ſich auf kleinen Wieſen auszubreiten.

2.

Ich hatte so viel von Ischl, diesem europäischen Kurorte gehört, daß ich begierig auf ihn, auf die Lage und auf die Einrichtung war. Was erstere betrifft, so hat sie den Reiz der Berggegenden, schöne Hügel, reiche Wiesen und hohe Felsen, die sich wie Tempel erheben, hat die frische, freie, herzstärkende Atmosphäre der hohen Gebirge, in der man die Ermüdung und Trauer vergißt, ist aber lange nicht so großartig wie eine Schweizergegend, wie Interlaken etwa, indem die Aar zwischen zwei Seen, wie hier die Traun und Ischl zwischen dem Traun- und Hallstädter See braust. Es fehlt dieser ischler Gegend Etwas, das ich nicht definiren kann; sie hat zwar äußerst malerische, wilde Berggestalten und als Edelstein funkelt der Dachsteingletscher in der Ferne; aber wie ich sie mir ausgemalt und nach den prächtigen Beschreibungen, die ich gelesen, gedacht hatte, ist sie nicht. Möglich auch, daß ich von der steierischen Post-

straße aus einen vortheilhaftern Eindruck erhalten hätte. Von der Höhe derselben, vor dem Eintritt in Ischl, erblickt man rechts das Schloß des Grafen Sickingen mit großen englischen Gartenanlagen und weiter unten liegt das im gothischen Styl gebaute Haus der Gräfin von Wrbna. Das ist denn recht freundlich, indeß von Ebensee herein Ischl sich fast ärmlich, ja ich muß sagen unschön zeigt. Der erste Tag meines Aufenthalts in Ischl war der Fronleichnamstag. Schon früh Morgens begann das Glockengeläut in der benachbarten Kirche und kleine Böller donnerten den Himmel mit unnützem Pulverdampf an. Um zehn Uhr erschien die Geistlichkeit, umgeben von Hunderten von Kindern, meist Mädchen in weißen Kleidern, mit frischen Blumenkränzen geschmückt, gefolgt von den Landleuten der Umgegend, unter denen manche wol neunzig bis hundert Jahre zählten, die Frauen mit den eigenthümlichen goldenen Mützen angethan, die einem Helm gleichen; das Ganze zwar feierlich, aber durch das ewige Geschrei: „heilig, heilig!“ in dem ich keine An-

dacht finden konnte, unterbrochen. Warum die Heiligkeit Gottes auf dieſe Weiſe, wie auf dem Markte ausgerufen wurde, warum Alt und Jung ſich beſtrebten den Geſang durch die Naſe hindurch noch kreiſchender zu machen, weiß ich nicht. Nur das weiß ich, daß ich keine Andacht und Rührung bei einer Proceſſion empfinden konnte, deren urſprünglich ſchöne Elemente ſo verunſtaltet, ſo häßlich in Scene geſetzt waren. Man lege mir dies nicht wie proteſtantiſche Kälte aus. Wer ein Fünkchen Poeſie empfing, den drängt es zum Katholicismus, in die katholiſchen Kirchen, in den Frieden der ſtillen Meſſe; dem wird die katholiſche Religion ein Stab ſein, an dem ſich das Schlinggewächs der Phantaſie emporrankt. Aber er will ihre Formen rein erhalten ſehen, er will nicht auf die Geiſtlichkeit und ihre unſchönen Gebräuche, ſondern auf die Göttlichkeit ſtoßen. Er will einen Gottes-, nicht einen Götzendienſt; er will wirklich ſich erheben, wirklich beten können. Iſt das hier möglich? — Wo die Religion aufhört, fängt die Unwahrheit an. Daß unſere jetzige Ge-

neration doch so kurzsichtig, so ganz der Gegenwart anheimgefallen ist! Man beurtheilt nach dem Katholicismus von heute den Katholicismus von immer, nach dem kranken Zeitgeist den Geist aller Zeiten. Man bildet sich ein, daß die Gebräuche, die sich eingeschlichen, die ursprünglichen, die Beschränkung der normale Zustand, die Gleichgültigkeit Natur, Schwäche und Egoismus die wirklichen Bestandtheile desselben sind. Man glaubt weder an das wirkliche Große, noch an die großen Ideen und die großen Menschen. Und doch .... wie ist dieser Glaube, das sich Anlehnen an das Erhabene und Erhebende so dringend, so nothwendig! Wie drängt er hinaus zum Licht, zur Schönheit, zum Glück, wie gern möchte man hinsinken und „heilig, heilig" singen!

Der Procession entlaufend, stieg ich langsam über eine schöne grüne Wiese nach der schmalnauer Höhe hinauf, die mit kleinen Ruhesitzen geziert ist und weite Aussichten in die Ferne auf den Dachsteingletscher, auf den Kolowratthurm, auf groteske Felsenpartien und herrliche Baumgruppen bietet.

Dort war es einsam und still. Das Gewirr der Badegäste hatte noch nicht begonnen. Noch lag die Villa des Dr. Elz unbewohnt in der Mitte des Berges. Es war von keiner Etikette, von keiner Kaffeegesellschaft, von keiner Lustpartie, wo man sich ex officio zu langweilen hat, die Rede. Ischl ist sicher dann am schönsten, wenn keine Fremde in ihm sind. Die ewige Jugend der Natur lächelt ungestört auf den Bergen, blickt aus greisen Felsspalten oder duftet in den Blumen des Waldes. Ich hielt einen eben gepflückten Strauß in den Händen. Schmetterlinge mit bunten Farben, wenig von den Neckereien der Naturforscher eingeschüchtert, ließen sich spielend darauf nieder. Eine himmlische Ruhe webte um die Höhe, bis hin auf eine steilgelegene Kirche, die, mit Fresken geschmückt, zu sich hinüber winkte. Sie sah malerisch schön in der Ferne aus, ihre Glocken tönten. Die ganze Umgegend von Ischl ist mit Kirchen und Kapellen, mit Heiligen-, besonders mit Madonnenbildern, mit wunderthätigen Gemälden, von denen diese Kirche auch eins birgt,

überfüllt. Es iſt aber Schade, daß auch hier überall der Glaube lauter als die poetiſche Grazie der Malerkunſt ſpricht. Alle dieſe Gemälde ſind wahre Albrecht Schmierer. Auch nicht eine Madonna mit ſchmalgeſchnittenen, mandelförmigen Augen, mit edlem Profile, in dem entweder die Kraft oder die Schwermuth thront, auch nicht eine, die mit verklärten Blicken ſich zu Gott auf goldenen Wolken ſchwingt, oder ſtatt den Himmel Chriſtus, den Gott der Gnade und der Vergebung anbetet. O Raphael, wie würdeſt du in dieſen Kirchen und Kapellen gelitten haben, wie ſehnte ich mich nach deinen kleinen goldbeſchwingten Engeln, wie hätte ich vor deinen Geſtalten ſtaunend hingeriſſen ſtehen, die Blumen, die auf den blonden Haaren deiner Cherubine ruhen, ſchüchtern berühren, zärtlich Deine Jungfrauen anblicken und zitternd, um ſie nicht zu ſtören, nicht zu entweihen, wegſehen mögen!

Iſchls Umgegend iſt reich an ſchönen Anlagen, iſt eher ein engliſcher Park, denn eine Gegend, hat Ruhepunkte, Ausſichten, Bänke und Pavil-

lons, die zuweilen ſtörend, zuweilen angenehm ſind. Ueberall iſt der Name Wirer, der Name eines Arztes zu finden, dem Iſchl ein geliebtes Kind war und der es nach reichen, ihm gebotenen Kräften beſtmöglichſt ausſtattete. Ueberall findet man „Wirer's Quellen, Wirer's Straßen, Wirer's Büſten.“ Er ſelbſt, der zu den Heimgegangenen gehört, hat ein Handbuch für Aerzte und Laien herausgegeben, in dem ſeine Liebe für Iſchl auf jeder Seite prangt. Wirer iſt ein Beweis, daß man weder Geld- noch Staatsmann zu ſein braucht, um berühmt zu werden. Er war Arzt, aber ſein Name tönte in der Umgegend wie der eines Königs, weil er ſich mit Iſchl indentificirte, ſein Wohlthäter, ſeine Lebensquelle geworden iſt. Von ihm ſtammt die Einrichtung eines Kurſaals, eines Caſinos, eines bedeckten Ganges, worunter man bei ſchlechtem Wetter ſich Bewegung macht; von ihm iſt auch die den Kurſaal ſchmückende Inſchrift, die auf Latein den Gedanken ausdrückt, daß Sonne und Salz zum Leben nothwendig ſind. Und wahrlich, der gute Wirer hat Recht, wenn er Beides

zu den Daſeinselementen zählt. Was wären wir ohne Sonne? Was ohne Salz? Und wie heilſam dieſes iſt, lernt man erſt in Iſchl durch die Soolbäder kennen, die tiefgewurzelte Krankheiten heben und da Geſundheit bieten, wo Siechthum war.

Das Salzkammergut iſt ein reiches, von Gott geſegnetes Land. Schon die Römer pflanzten ihre ſiegreichen Fahnen in dieſen Alpenthälern auf. Die in der Nähe des hallſtädter Salzberges aufgefundenen Geräthſchaften laſſen auf römiſche Legionen, die hier wohnten, ſchließen. Die erſte Urkunde über Iſchls Exiſtenz ward im Jahre 1192 ausgeſtellt. Ueber die Errichtung der Salzſudwerke fehlt aber jeder geſchichtliche Beweis; nur bezeugt eine von Ottokar von Böhmen unterzeichnete Urkunde, daß ein Beamter 1262 das Salzweſen in Iſchl überwachte. Jetzt iſt der Betrieb dort ſehr groß und die Ausfuhr des Salzes Dasjenige, was den Iſchlern Wohlhabenheit für ewige Zeiten ſichern würde, wäre nicht der Ertrag das Eigenthum der Regierung.

Iſchls Umgegend iſt mir dann am liebſten

erſchienen, wenn ich einen jener Punkte erreichte, von wo aus ſich die Berge in einander verſchieben und zu einem Kranze ſich zuſammen ziehen. Lieblich auch iſt der Dänenweg am Haintzenberg, die vielfachen Blicke auf Iſchl durch Tannenholz hindurchgehauen und endlich der Anblick eines Crucifixes, das in der Mitte der rauſchenden Traun auf einem Felſen ſteht und mit dem leidenden Chriſtus hinab in die grüne Fluth blickt. Es ſind dies Alles Orte, wo der Wanderer ſtillſtehen, in's Gras ſinken, an den Sinn des Lebens denken muß. Die verlornen Tage thürmen ſich hinter ihm auf; ihre Schatten füllen den farb- und grenzenloſen Raum. Die Tage, die die Zukunft vorbereiten, in das Leben eingreifen, ihm Saft und Kraft geben, auch dieſe Tage ſchwinden. Denkſt du noch an die vergeblichen Wünſche, an die kindlichen Entſchlüſſe? An die Wonne über den Himmel, an das Vergeſſen der Wirklichkeit, an die Freiheit der Wüſte? Ach, daß der Zauber, der uns an die Hoffnung feſſelt, ſo ſchnell verſchwinden, daß jene Einfachheit verlöſchen muß,

in der wir uns beſchränken, glücklich ſein konnten! Was bietet die Welt? Wenig, was die Anſprüche des Herzens, die Erwartungen des Verſtandes, die Träume eines erſten Frühlings befriedigen könnte. Kommt eine Stunde, wo ſanfte Duldung, heiliger Friede, ſüßes Wohlleben uns umwebt, ſo eilt ſchon die folgende, uns Schatten auf die Züge, Furchen auf die Stirn zu zeichnen. In den zerſtreuten Augenblicken, die uns das Glück vormalte, wo wäre einer, den wir nochmals durchleben, nochmals unbedingt annehmen möchten? Nach der Ungeduld, nach der Erregtheit folgt die Ermüdung, folgt der Stumpfſinn. Dann ſteht einerſeits das Gemüth mit ſeinen Kräften und Wünſchen wie ein Ding, das klein, aber frei iſt, das Nichts zu erhalten, in Nichts naturgetreu zu ſein vermag, und anderſeits ſtehen, als ſein nothwendiges Reich, die Verhältniſſe, die die Mittel zu ſeinen Handlungen, die wahren Lebensmaterialien bieten. Unwillkürlich umſchleicht uns die Verachtung gegen jene Rückſicht, die, um ſich die Spielereien des Daſeins zu

verſchaffen, den Genius, das Feuer des Herzens vergißt, opfert, was wahres Leben iſt, und für was? ... Für Schattenbilder, die an den Wänden hängen. Je mehr man nachdenkt, je mehr man ſich in die Tiefe verſenkt, je mehr entdeckt man auch, daß die Begebenheiten durch eine unſichtbare Macht vorbereitet und durch einen allmäligen Fortſchritt gereift ſind. Wenn eine Maſſe von Zufälligkeiten einem Ziel entgegengehen, ſo entſteht alsbald ein Centrum, das andere Zufälligkeiten mit einer ausgeſprochenen Tendenz umgeben. Dieſe Tendenz iſt Das, woran wir die Zwecke der großen Weltordnung erkennen ſollten. Errathen wir ſie nicht, ſo iſt das unſere Schuld. Sind doch unſere Wünſche die Zerſtörer des Reifenden, unſere Ungeduld die Feindin der Zukunft! Das dachte ich und ſah hinauf auf eine ſchlanke Tanne, die, mit ihren Wurzeln an einen Felſen geklammert, weder Leben noch Bewegung zu haben ſchien und doch war, doch dieſelbe in der Nacht und am Tage, im Schnee und im Sonnenſchein iſt. Sie dreht ſich mit der Erde; wie

dieſe, wie wir, wird ſie ſterben. Sterben? Wo werden im kommenden Augenblicke unſere Thaten, unſere Hoffnungen, unſere Furcht, unſere Vorſicht, unſer Ruhm ſein? Für wen bauen wir? Noch eine Erdumwälzung und Alles, was wir ſind, iſt Staub, iſt verlorner, zerſtreuter, als wäre es nie dageweſen. Das Unglück, das uns drückte, iſt verflattert, Der, den wir liebten, iſt todt, Das, was wir hofften, iſt verſtummt! — Solche ernſte Gedanken kommen in Iſchl, begleiten in die Umgegend.

3.

Ich wählte einen herrlichen Tag, um nach dem hallstädter See zu fahren. Man rollt auf der steierischen Poststraße, durch den Flecken Laufen, vor der im gothischen Geschmack gebauten Kirche neben dem wilden Laufen, der einen Fall bildet, vorbei, einer Schlucht zu, die zuerst keinen Ausweg zu bieten scheint und dann in ein Thal mündet, das das Weißenbachthal heißt und von dem Ramsaugebirge begrenzt ist. Mitten in diesem Thal liegt Grisern, das als Seltenheit ein evangelisches Bethaus hat. Kirchen haben die Protestanten hier nicht und etwa nicht, weil sie in geringer Menge da sind, sondern weil in diesem durch und durch katholischen Lande die Protestanten wol geduldet, aber nicht gepflegt sind. Vor Au biegt man von der Poststraße ab, um in die Ortschaft Steg, die am Ufer des hallstädter Sees liegt, zu gelangen. Die Traun fließt wild aus dem See heraus und wird durch eine sogenannte

Klauſe aufgehalten und benutzt. Vom Steg geht es dann den in ſeinen Anfängen ganz unbedeutenden See entlang nach der Goſaumühle, wo man ſich nach Hallſtadt einſchifft. So auf den dunkelgrauen Fluten hingleitend, rauſcht hinterwärts der kühn über Abgründe gebaute Goſauzwang, die Soolenleitung, die auf von Quaderſteinen erbauten Pfeilern ruht und eine lange, ſchöne Brücke bildet, und vor- und ſeitwärts erheben ſich der Goſauhals, der Hirlatzkegel, der Kappen- und Krippenſtein. Wie ein Smaragdanflug ſo liegt überall auf den Felſen das grüne, weiche Moos. Leiſe rieſelt das Waſſer hinab und hinauf; hie und da ſteht ein Kreuz oder ein Heiligenbild, an dem eine ewige Lampe zittert. Dem kühnſten Bergſteiger würde es kaum möglich ſein, den Landweg längs der Soolenleitung in ſchwindelnder Höhe zurückzulegen; deſto ſicherer iſt die Fahrt auf dem See, deſto ſchöner thürmen ſich vom Waſſer aus geſehen, die Felswände ringsum ſo kühn auf, daß an einigen Stellen des Sees die Sonne vom October bis März nicht ſcheint. Um

einen waldbedeckten Felsen steuernd, zeigt sich mit einem Male der bis dahin versteckt gelegene Markt Hallstadt, dessen Häuser wie Schwalbennester an die Felsenwand terrassenförmig angeklammert sind. Darüber braust der Mühlbach, aus dem Salzberg kommend, hervor und fällt in kühnen Cascadensprüngen über einige hohe Felsstufen hinweg in den See.

Nachdem wir an dem reinlichen Wirthshaus gelandet und bei einem wunderschönen Mädchen ein Mittagsessen bestellt hatten, fuhren wir von Hallstadt fort nach Lahn, das am Fuße des Hirlatz liegt und von dem aus das Waldbachthal Echern beginnt. Ich habe selten ein so schönes Thal gesehen, selten eins, in dem der Gegensatz der paradiesischen Matten mit dem ungeheuern, lothrecht emporragenden nackten Felswänden so grell gewesen wäre. Fast immer herrscht Stille in dieser wenig bewohnten Gegend; nur zuweilen unterbricht das Klappern einer Mühle oder der mit Brausen sich durch Felsblöcke hindurchwindende Waldbach die heilige Andacht, in der hier die Natur Gott

zu Füßen liegt. Der Weg ſteigt erſt langſam, dann kühner empor. Große Felsmaſſen im Thale, mit Rieſenfäuſten aufeinander gebaut, beurkunden einen Bergſturz. Rechts überzieht der Schleierbach eine ſenkrechte graue Felſenwand mit Silberflor, links flutet und brauſt der Waldbach. Das Thal iſt geſchloſſen. Man könnte ſtillſtehen oder umkehren wollen, es iſt hier das Myſterium der Einheit, der göttliche Geiſt, das göttliche Walten tief ausgeprägt; die ernſte Seite des Lebens tritt hervor, jene, wo der Sonnenaufgang zum Himmel hebt und der Sonnenuntergang in's Grab lockt. Man ſieht das flammende Roth der Schöpfung in Gelb, das Gelb in Blau, das Blau in Grau verſchwimmen; man genießt einer himmliſchen Luft, die warm, ja heiß, aber weich und lind iſt, man erblickt eine reiche Vegetation, die ſich ausſchließlich dem Laubholz zuwendet; man ſieht endlich die Landſchaft, die abſolut ſchroff, aber voll Charakter iſt und ſaugt dieſe Bilder wie ewige, heilige Freuden in ſich, ſammelt ſie wie Edelſteine, die der Vernichtung trotzen. Da

donnert es von weitem und gelockt durch das Geräusch, aufgescheucht aus den Träumen, zieht man weiter, die Höhen hinauf, dahin, wo der Waldbachstrub in ungeheuern Cascaden von der Felswand in eine tiefe Schlucht fällt. Das ist ein erhabener Eindruck, der Totaleindruck besonders so mächtig, daß man einen Augenblick wenigstens denkt, man könne keinen herrlichern Anblick, als diesen haben, wo die Wassermassen so ineinander schießen, sich zerschneiden und entwickeln, daß das Auge verwirrt in die Geheimnisse der Natur sinkt und erhoben und gestärkt sich wieder zu der himmlischen Gewißheit der Größe über uns erhebt. Aber allein muß man vor dieser Kaskade stehen, allein.... oder mit Dem, was man liebt. In Gesellschaft von Fremden und Gleichgültigen sind solche Momente niederschmetternd, statt erhebend! Ich war denn Gott Lob! beim Waldbachstrub ganz so, wie ich es mir immer auf Reisen wünsche, in der Stimmung, die Licht in die tiefste Falte des Herzens wirft und von der Welt entfernt eine Offenbarung finden läßt, die voll Herrlichkeit eben

deshalb ist, weil sie am sichersten und am besten mit Gott in Verbindung setzt. Das haben schon die alten Germanen empfunden, die Eichenwälder zu Kanzeln erhoben. Die Natur ist der Altar, an dem es sich am schönsten beten läßt.

Um zum Waldbachstrub zu gelangen, führt der Weg zuletzt durch ein dunkles Gehölz, indem man mühsam aufwärtssteigt. Als ich nun plötzlich heraus aus dem Dunkel vor diesen Wasserreichthum und Wasserglanz trat, war das wirklich zauberhaft; die Najade des Waldbachs erschien in ihrem grünlich golddurchwirkten Mantel, den sie in schönen Falten nach sich schleppend von der Höhe in die Tiefe zog. Dazwischen rangen sich die schwarzen Felsen wie Elementargeister empor und schienen, gereizt durch ihre Knechtschaft, sich losreißen und sich rächen zu wollen. Es war ein Anblick des Kampfes, neben dem des Sieges. Dreihundert Fuß hoch stürzt sich der Waldbach hinunter, schäumt eine lange Zeit zwischen Felslücken dahin und ergießt sich ermüdet in den See. Wie ich an seinen Ufern zurückwandelte, sah ich

unſern Führer, der mir meine Landcharte trug, eifrig bemüht, einen Punkt darauf zu finden. Er ſuchte ſtillſchweigend wol eine halbe Stunde, dann blieb er ſtehen und mit dem Finger auf Venedig zeigend ſagte er freudig: „Da iſt mein Bruder Soldat!“ Es ſchien ihm wirklich, als habe er ſeinen Bruder ſelbſt entdeckt, als ſei über ihn der warme Hauch dieſer Nähe gekommen. Das rührte mich ſehr und ich mußte mitleidig denken, wie es einem armen hallſtädter Bauer ſein muß, der von ſeinen Felſen und Matten hinweg nach dem adriatiſchen Meer, von den friedlichen Beſchäftigungen in die des Krieges verſetzt wird! Trauriges Geſchick das, zehnmal trauriger als der Tod, denn jeder Menſch, er mag groß oder klein ſein, lebt in und durch das Herz und, wenn dieſes von Heimat und Familie losgeriſſen wird, wie muß es bluten! Greuliche Cretinen begegneten mir, ſonſt Niemand. Dieſe Vereinigung von Gebirg und Ebene in ihrem vollen, ungeſtörten Schmuck könnte ein Paradies ſein, wenn ſie nicht zum Paradieſe zu ernſt, zu ſchroff wäre. So mag es in den Gegenden der

Urwelt aussehen, so melancholisch trotz allem Reichthum, so einsam, so still.

Das Thal ist himmlisch grün und auf den Bergen ruhte jener violette Duft, den ich den italienischen nennen möchte, weil er südlich und schön ist. Als ich den See erreichte, mußte ich nochmals rückwärtsblicken. Bestimmter, ungestörter als hier, habe ich noch nie den Charakter der trauernden Größe ausgeprägt gefunden. Es war mir, als sähe ich in das Antlitz eines Menschen, dem das Geschick ein tiefes Leid zugefügt hat und der nun verstummt, sich lächelnd aber gleichgültig in Alles fügt und Alles trägt.

Auf dem Balcon des Wirthshauses in Hallstadt ruht es sich schön. Es war der 29. Mai, ein Tag, an dem ein mir theures Wesen himmelwärts zog. Ich ahnte nichts, sondern blickte hinab in die Wellen, auf denen Lichter tanzten. Mir gegenüber warfen die Felsen sich ungeheure Schatten zu. Die Bläue des Himmels zitterte im grünen Wassergrund; die Bäume bogen sich, die Lüfte seufzten. Von fern schlug der Kukuk

ſeinen einſamen Ton an. Eine Nachtigall ſchmetterte in unbeſchreibbaren Schmerzenslauten, in Lauten, die das heißeſte Liebesbedürfen einfach aber geheimnißvoll offenbaren. Ich mußte Trauriges denken, mußte an Das denken, was da war, an Das, was nicht wiederkommt. Als wenn nicht Alles vergeblich, als wenn das Leben wirklich wichtig wäre! Abſtracte Neigungen, ſpeculative Leidenſchaften haben ſich eine Ruhmesbahn gebrochen. Die beglückenden, die einfachen, die urſprünglichen Gefühle ſind entweder unterdrückt oder entblättert worden. Reißen doch meiſt die Geſetze diejenigen Menſchen auseinander, deren mäßigſter Zug gegenſeitige Liebe war. Und doch ſollte eben die Liebe jenes friedliche, nährende Feuer, jene Himmelswärme ſein, die ſchafft, Farbe und Duft gibt. Wenn das Herz ſich einer Neigung öffnet, wie ſchwelgt es in ihr, wie gibt es Alles für ſie auf, wie laufen alle Gedanken geſchäftig dem einen Punkte, alle Hoffnungen dem einen Ziele zu. Entfernt es ſich, wie zittert das Gemüth! Glücklicher Wahnſinn, Wahnſinn eines

Moments! Wer kann noch an die Liebe glauben, wer weiß nicht, daß dieſe Himmelsblüte, einſam unter Nebeln, ohne Schutz, den Winden preisgegeben, ſtirbt, ehe ſie gelebt, abdorrt, ehe ſie geduftet hat!

Der hallſtädter See iſt wunderſchön, wenn die Dämmerungsſchleier auf ihn niederſinken. Schön auch iſt der Geſang der Schiffer, die hin- und herrudern und zwei- und dreiſtimmige Lieder ſingen. Ich liebe dieſe Lieder ohne Worte oder wenigſtens die, von denen ich die Worte nicht verſtehen kann; ich kann mir dann eigene unterlegen, Worte, die auf den Fluten der Gedanken wie Schwäne hin- und herziehen.

4.

Meine Zeit in Hallſtadt und Iſchl war abgelaufen. Ich wandte mich nach Salzburg. Salzburg iſt eine kleine Tagereiſe von Iſchl entfernt. Der Weg führt eine Zeitlang neben der Iſchl, zwiſchen reichen Baumgruppen an der Maria-Louiſensquelle vorbei nach Pfandl, wo ſich eine Brücke auf's linke Ufer der Iſchl zieht. Die ſchönen Felspartien des Ziemitz, des Leonsberges und des Gartenzinken wetteifern mit den ſchroffen Wänden des Hainzens und des Laufnerberges. Der Weg wird überraſchend ſchön; am Wolfgangsſee, wo der Wagen dicht am See hinrollte, liegt ſeitwärts der Flecken gleichen Namens. Nun ſteigt die Straße aufwärts nach St. Gilgen, das achtzehnhundert Fuß hoch liegt, in eine Gegend, wo der Schnee auf den Höhen ruht. Ich hatte mich im Wagen aufgerafft und blickte nochmals auf Iſchl. Eine dankbare Erinnerung kam über mich. Ich winkte ihm ein ſtilles Lebewohl, einen treuen

Gruß zu. Aus den Augen kann es mir genommen werden, nicht aus dem Herzen. Der Ort iſt mein, mein im Geiſte durch die Gedanken, die ich in ihm angeſponnen habe. Iſt er weniger ſchön, als manche andere Stätten der Erde, ſo iſt er doch ſchön im Duft des Mais, in glanzvoller Heiterkeit, die ſich dort über mich ausgebreitet hatte. Die Farbenpracht einer ſich dem Süden nähernden Natur iſt Iſchls Hauptreiz. Die Erde iſt überall .... ein wenig ſchön; vollkommen ſchön iſt ſie nirgends. Das weiß Der am beſten, der viel gereiſt iſt. Und was ich von der Erde ſage, gilt auch vom Leben. Daß der Menſch immer nach Vollkommenheit jagt, immer Etwas haben, Etwas beſitzen will, das er nicht erreichen kann, das iſt ſeine Qual und ſeine Seligkeit. Denn wenn er ſich nun abmüht und hier ſeine Freuden und dort ſeine Hoffnungen verwelken ſieht, ſo iſt er traurig bis zum Sterben. Beglückend aber iſt es, daß er ſich dem Drange nach dem Höchſten nicht entziehen, nicht reſigniren kann, daß er inmitten ſeiner Schmerzen doch fühlt, wem

er angehört, für was er leidet. Er ist doch nicht wie die Pflanze an die Erdscholle gebunden, er kann doch nicht durch das Nächste befriedigt sein. Es zieht ihn aufwärts, dem Himmel, der Verklärung zu.

Der Weg von Ischl nach Salzburg ist sehr lieblich. Die Kalkgebirge sind mit üppiger Vegetation bedeckt. Die Flora bietet einen großen Reichthum von seltenen Alpenpflanzen dar. Dichte, elastische Rasen wechseln mit Blumen, die durch aromatischen Geruch mit den Tannen auf den Höhen wetteifern. Die niedrige Region bietet Ackerbau, die zweite Laubholz, die dritte, die sich schon bis zur Höhe von 8000 Fuß erstreckt, ist die Alpenregion. Die vierte und letzte gehört der Schnee- und Eisregion, die sich im Salzkammergut bis zu 12000 Fuß erhebt. Kahle, steile Felsen, Thäler und Schluchten, beständig mit Schnee bedeckt, bilden Gefilde, die der Urwelt angehören. Die bunten Blumenteppiche sind verschwunden. Der Schnee hat sein fröstelndes Leichentuch über das immer kahler werdende Gestein ausgebreitet.

Bei St. Gilgen liegen die Ruinen des Schloſſes Hüttenſtein. Hinter dem Orte ſteigt die Poſtſtraße immer höher hinauf und gibt mit dem Ueberblick der nahen und fernen Gebirge eine Anſicht, die zu den herrlichſten meiner Alpenreiſe gehört. Im Norden kennt man dergleichen nicht. Da verſchwimmt die Ferne grau in grau; hier iſt ſie blau, violett, ja roſenroth. Sie ſteigt über die Berge, an den Abhängen, in Ebenen mit dieſer Pracht, gleitet in die Seen und fliegt zum Himmel zurück. Die hieſige Gegend iſt eine ſchöne Idylle; die Gebirge im Hintergrund und der edelſteinartige Wolfgangsſee im Vorgrund ſchützt ſie vor Fadheit; ihre Schöne iſt weniger wohlerzogen, als ſie frei und lieblich iſt; ſie iſt voll Einſamkeit, beſchäftigt die Phantaſie und zeigt einen maleriſchen, nicht zu beſchreibenden Reiz, der die Seele traumartig umfängt und ſie in Gott weiß was für Hoffnungen einlullt, die alle — vergeblich ſind. Ueber Fuchſl und den Fuchſlſee, deſſen Waſſerfarbe faſt dem Malachit gleichkommt, geht es nach Hof, von wo aus Hügel an, Hügel ab

der Wagen in das weite, offene, herrliche Salzachthal nach Gnigl rollt. Der schroffe Rockstein bleibt links. Salzburg, an beiden Seiten der Salzach gebaut und durch eine Brücke verbunden, liegt vor uns.

Die Stadt hat einen italienischen Anstrich. Die Häuser haben flache Dächer, die Kirchen Kuppeln, die Plätze plätschernde, in Marmor schön ausgeführte Fontainen. Auf einem derselben steht Mozart's Standbild von Schwanthaler. Wenn ich erstaunt, hingerissen des Künstlers Werke in seinem Atelier in München bewundert habe, so mußte ich mir hier, vor diesem Standbild gestehen, daß es nicht schön, nicht künstlerisch genug ist. Schwanthaler hat sich keiner Begeisterung für Mozart, wie bei Goethe, hingegeben nnd doch ist es sonderbar, wie gerade diese Mozartsstatue an die von Goethe in Frankfurt erinnert. Mozart steht in einer gezwungenen, theatralischen Stellung auf einem Piedestal, das für die Statue viel zu klein erscheint. Es ist wenig Edles, Großes in ihm, Nichts, das diese klangreiche Seele

verriethe. Die geheimnißvolle Glut des Genies, das magiſche Licht der Production, das auf der Stirn thront, das Vollendete, Abgerundete Mozart's, Nichts iſt wiedergegeben. Sonderbar, daß Abends beim Mondenſchein das öſtreichiſche Muſikchor Motive von Bellini und Donizetti auf demſelben Platze ſpielte, auf dem Mozart's Statue ſteht. Das Neue verdrängt das Alte, die Vergangenheit wird ewig Unrecht vor der Gegenwart haben.

Der Mond ſchien auf der einen Seite. Hinter dem Schloßberg wetterleuchtete es. Dieſer iſt die höchſte Erhebung der weſtlichen Hügelrücken. In ſchroffen Abſtürzen erhebt ſich der Kalkblock zwiſchen dem Mönchs- und Nonnenberge. Zur Römerzeit ſtand hier das Castrum Juvaviense. Der Erzbiſchof von Keutſchbach verwandelte das feſte Schloß in eine Feſtung. Die Ausſicht von dort ſoll herrlich ſein. Ich geſtehe, daß ich der Hitze wegen nicht hinaufgeſtiegen bin. Auch war meine Zeit beſchränkt. Ich wollte Salzburgs Kirchen, Mozart's, Haydn's und Theophraſt's Ruhe-

stätten, Hallbronn und Aigen, auch den Dom sehen. Er ist im Style des Vatikans von weißem Marmor gebaut, ist groß, hoch und schön. Vier Bildsäulen: St. Peter, St. Paul, St. Rupert und St. Virgilius schmücken die Arkaden. In der Kirche befinden sich einige recht schön gemalte Altarblätter; in den zwei Thürmen hängen Glocken, die majestätisch von ferne klingen und deren Töne in den Tagen, wo ich in Salzburg war, mir oft wie Sphärenmusik vorkamen. Interessanter ist jedoch die Peterskirche, die die eigentliche Wiege Salzburgs, der Ort ist, wo der heilige Rupert vor dreizehn Jahrhunderten das Kreuz aufpflanzte. Von hier aus trug er das Licht des Glaubens in das Alpenland. Er starb im Jahr 623. Sein Bild ist vielfach in Salzburg zu sehen: es sind Züge, die die Verklärung der Seele zeigen, flammende, demüthige, schöne Züge. Sein Grab ist in der Kirche, dicht bei dem von Haydn, das in einer Marmorurne sein Herz einschließt und mit feinem, grünem Moos belegt ist; dicht daneben zeigt eine eingemauerte Tafel, daß Mozart

hier ruht. Ich ſollte ſagen, ausruht. Denn wie viel bitterer Gram, wie viel heiße Schmerzen ſind durch die Seele eines jeden Schaffenden, in welcher Form er ſich kundgibt, hindurchgegangen, wie viel Ermüdung, wie viel Troſtloſigkeit bietet das Außergewöhnliche, wie ſchwer erringen ſich Lorbern! Haydn und Mozart, Beide nebeneinander begraben, Beide vielleicht die muſikerfüllteſten Seelen, die je in Tönen geredet, ſind Die, auf die ſich die modernen Compoſiteurs feſtgebaut und von wo aus ſie in das Reich der Muſik zu kommen geſucht haben. Viele Reminiscenzen, deren Urſprung Mozart, Beethoven, Haydn gehören, ſchwimmen in den gegenwärtigen Productionen. Welch' unerſchöpfliche Quelle der Gedanken, die bald Andacht, bald Schmerz, bald Freude ſind! Glückliche Seelen, die in Tönen reden, die, von den Flügeln der Engel berührt, Gottes Ruhm ſingen, euer Loos iſt beneidenswerth! Wenn der Schriftſteller ſich düſteren, troſtloſen Träumen hingibt, ſo wandelt der Muſiker im Licht und in der Harmonie. Miſstöne kommen zwar, aber ſie

lösen sich auf, indeß es dem Dichter oft ganz unmöglich ist, irgend eine Versöhnung zu finden, und er sich nun abmüht in dumpfem, nutzlosem Streben, das kein Ziel und kein Ende hat.

Theophrast liegt in der St. Sebastian-Kirche. Das muß auch ein unruhiger, strebender Geist gewesen sein, Alchymist und im sechzehnten Jahrhundert seine Wissenschaft zu Zauberkünsten verbrauchend. Dicht daneben ist der Friedhof, der an den Campo Santo in Pisa erinnert, mit einer kleinen Kapelle in der Mitte, von Bogengängen umgeben, unter denen die Monumente aufgestellt sind. Dort blühten manche fromm gepflegten Blumen, brannten ewige Lampen vor hübsch ausgehauenen Stein- und gutgemeinten Heiligenbildern. Diese zarte Sorge um vorangegangene Liebe wirkt wohlthätig, sie zeigt, daß die unbegreiflichen Lehren, die tiefsinnigen Mysterien, die geheimnißvollen Verheißungen des Christenthums über das Grab hinausreichen und jenes Band bilden, das den Tod mit dem Leben, die Zerstörung mit der Unsterblichkeit einigt. Recht lieblich

läßt es ſich im ſchattigen Dunkel des Mirabell-Gartens wandeln. Er iſt groß, im Notre'ſchen Styl, mit Gladiatoren von Mändl, mit Merkur, Herkules und Bachus von Orſtal, welche der Lohnbediente komiſch genug „Die Herren" nannte, geziert. Es hätte wirklich nur wenig gefehlt, ſo hätte der gute, höfliche Mann die Bewohner des Olymps mit „Ihro Gnaden" angeredet. Wahrhaft intereſſant iſt das Neuthor, das ein Poſilippo im Kleinen, eine kühne Idee iſt, indem der Erzbiſchof Sigismund von Schrattenbach den Entſchluß faßte, zur Erleichterung der Frequenz den Mönchsberg durchzuhauen. Bei der Beſchaffenheit des Berges war dies mit großen Schwierigkeiten verbunden. Es gelang aber und ſeit 1774 ſteht der Durchſchlag, der 415 Fuß lang, 22 Fuß breit, 40 Fuß hoch iſt. Das Bruſtbild des Erzbiſchofs trägt die ſchöne Inſchrift: „Dich preiſt das Geſtein!" Nicht weit davon befindet ſich die Sommerreitſchule, die an Kühnheit des Baues wol ihres Gleichen ſucht. Drei Gallerien ſind übereinander mit ſechsundneunzig Arcaden amphithea-

tralisch in den Mönchsberg eingehauen. Der prachtliebende Erzbischof Johann Ernst, der diese Idee ausführte, ließ auch eine Pferdeschwemme errichten, deren Brüstung Marmor und in deren Mitte ein steigendes, von einem Reitknecht gezügeltes Pferd sich auf einem Piedestal erhebt, welches nicht ohne Kunstwerth ist. An dem Grase, das auf den Straßen und namentlich vor der sogenannten Residenz, der Wohnung des Erzbischofs wächst, sieht man, daß Salzburg, das einst so blühend war, in sich versunken, nur Schutt ist. Aber die Natur ringsum ist ewig, die Rosen blühen purpur und rosenfarben, die Berge sind mit Eichenlaub wie unvergängliche Denkmale der vergänglichen Zeit bekränzt. Diese Fülle der schönsten grünen Bäume, diese klaren Fernsichten, diese violetten Färbungen sind Zeugen der unsterblichen Jugend, der Dauer mitten in der Vergänglichkeit. Ich wiederholte mir das, als wir Nachmittags nach Hallbronn unter einem wahren Dach von Kastanienlaub fuhren und der Untersberg, mit seinem schlafenden Barbarossa darinnen, hervor-

ſprang und verſchwand. Hallbronn iſt auch wieder ein Beweis von Salzburgs Verfall, ſo eine veraltete Schöne, die ſich in Dämmerungsſchatten hüllt oder ſich mit kleinen Künſten ſchmückt, ein halb wehmüthiger, halb komiſcher Anblick, von dem man nicht weiß, ob man lächeln oder weinen ſoll. Schön iſt der hallbronner Thiergarten, in dem Hirſche und Rehe weiden, ſchön auch der Blick von der Höhe herab auf die Ferne, die bis Hallein reicht. Kleinlich aber und voll ſchlechten Geſchmackes ſind die berühmten Waſſerkünſte, bei denen Neptun, Kleopatra, Diana, Venus, Orpheus wechſelſeitig eine Rolle, wenn auch eine höchſt wäſſerige ſpielen. Ein Gitter ſcheidet den Park von dem Luſtgarten. Im erſteren ſteht das Monatſchlöſſel, das ſeinen Namen von der Haſt erhielt, mit der es gebaut iſt. Auch das iſt im Verfall. Nur die Vegetation hat eine Fülle von Pracht und Kunſt, die bezaubernd iſt. Im Schatten der uralten Eichenbäume jagen ſich Gedanken und Träume in brauſend ſchäumender Exiſtenz und ſind doch durch ein ernſtes, feierliches Element-

gemildert, das ſich durch allen Pomp der Natur ſchlingt und ihr eine eigenthümliche Würde verleiht.

Aigen verdient gar nicht den Namen „des herrlichſten aller europäiſchen Parke", wie unſer Lohnbediente ſich ausdrückte. Es iſt ein recht freundliches Schlößchen an der Salzach gelegen, das der Fürſt von Schwarzenberg an ſich gekauft und mit ſchönen Anlagen geſchmückt hat, aber doch auch nichts weiter als ein Schloß und ein Garten. Aber freilich hat es die Ausſicht auf das üppige Wieſengrün der Alpen, auf die beſchneiten Häupter der Berge und auf die Salzach, die ſich wie ein grünes Band durch bunte Ufer hinzieht. Auf dem Rückwege begegneten wir dem jetzigen Erzbiſchof, einem ſchönen, kaum dreißigjährigen Manne, der ſchwarz von Auge, Haar, Bart und Kleid iſt und der recht gedankenvoll, tiefſinnig aus ſeinem Wagen hervorblickte. Er hat die Neigung für Blumen, eine wohlthuende, herzſtärkende Neigung, die viele einſame Stunden ausfüllen und mit großen Entbehrungen verſöhnen muß.

5.

Nach Hallein geht der Weg vor Hallbronn vorbei, durch das reizende Salzachthal, das beſäet iſt mit Ortſchaften, Schlöſſern, Villen und Gärten und begrenzt von dem Untersberg und den fernen Hochgebirgen. Aus dem Untersberg hat der König von Bayern den Marmor für die Walhalla genommen; im Untersberg ſchläft der Kaiſer Barbaroſſa an einen ſteinernen Tiſch gelehnt, bis ſein Bart ſich dreimal um denſelben geſchlungen hat. Dann iſt der Zauber gelöſt. Ob er dann mit Sang und Klang, mit Rittern und Reiſigen herausziehen oder freiwillig drinnen bleiben und ſich vor dem Anblick der Zerwürfniſſe in neuen Schlaf verſenken wird? Man überſchreitet die Alm, kommt nach Kaltenhauſen, wo die berühmten Felſenkeller ſind, und fährt dann in das traurige, faſt ärmliche Hallein mit den Salzpfannen des Dürrenbergs ein. Der bewundernswürdige Reichthum von Salz im Schooſe der noriſchen

Kalkalpenkette von Hall, Auſſen, Hallſtadt, Iſchl, Hallein, Berchtesgaden, Reichenhall bis Hall in Tirol ſoll nach hiſtoriſcher Wahrſcheinlichkeit ſchon den Celtogallen bekannt geweſen ſein. Nach der Eroberung des Landes durch die Römer wurde der Salzgewinn ſo lange eifrigſt betrieben, bis die Zerſtörungswuth der Barbaren auch hier das Leben tödtete. Erſt im Jahre 1123 begann es ſich wieder in Hallein zu regen. Die Quantität Salz, die ſeit acht Jahrhunderten aus dem Dürrenberg gewonnen wird, iſt fabelhaft. Viele reden von 300,000 Centner Salz jährlich.

Die Beſichtigung des Dürrenbergs ließen wir für den folgenden Tag und gaben die uns übrigbleibenden Stunden dem Gollinger Waſſerfall, der ebenfalls im Salzachthal, eine Poſtſtation von Hallein, liegt. Er hat ſeinen Namen von dem Flecken Golling, der vom Göller und dem Tännengebirg überragt wird. Der Weg ſchlängelt ſich, an der Bergkette hinlaufend, zuerſt an den Ufern der Salzach und dann an den Windungen des Schwarzbachs hin. Viel ſorglicher gepflegt,

als der Aufgang zum Waldbachſtrub, ſteigt der Pfad mit Treppen und Ruhebänken verſehen zum Waſſerfall empor. Der erſte Sturz bildet einen reichen, maleriſchen Anblick, indem er ſich in ein wildes Becken ſammelnd aufbäumt und dann verrinnt. Der zweite Sturz iſt mit einer prächtigen Felſenbrücke verſehen, hinter deren von der Natur geformten Bergen er wahrhaft zauberiſch in die Tiefe ſpringt. Der dritte fällt aus einer ſich im Göll öffnenden Höhle, bildet einen kleinen, ruhig fließenden See und verſchäumt dann in hundert kleinen Cascaden, die den Fall bilden. Grandioſer wäre er ohnſtreitig, wenn man ihn mit einem Male von unten nach oben überſehen könnte. So etagenweiſe überblickt, zerſtückelt ſich der Eindruck, aber oben angelangt und auf Felsblöcken vor der Höhle ſitzend, die den friedlichen, kleinen See bildet, aus dem unterwärts ein raſender Fall wird, iſt es ſeltſam, ſich denken zu müſſen, daß zwei Schritte von dieſem lieblichen Platze der Tod in der Tiefe lauert. Es war ein ſchönes, friedliches Bild, das eine Stimmung, wie ſie oft durch

großes Unglück ſich in der Seele niederläßt, hervorrief. Ein mitgebrachter ſilberner Becher, durch die Kälte des Waſſers angehaucht, voll mattem Glanze, ging in der Runde. Wir tranken der Najade ein Glückauf, ein freundliches Willkommen zu. Wir blickten in die Höhle, die einen Zuſammenhang mit dem Königsſee haben ſoll, ſahen das rinnende, harmloſe Waſſer, wie es ſeinen Sturz nicht ahnend freudige Wellen ſchlug, und hörten es dann brauſen, ächzen, donnern..... Eine Beklommenheit eigener Art beſchlich mich; es war, als wenn ich in dieſem See das ganze dem Menſchen beſtimmte Glück erblickte, dies ſchöne, ruhige, ihn verklärende Glück, wenn nicht die Leidenſchaften, ſeine Leidenſchaften wären. Ach, daß er es durch ſie zerſtören, beſchmutzen muß, daß dieſe gewaltigen Raubthiere ſich an ihn heranwagen, dem Augenblick ſeiner Schwäche nachſpüren, ihn zerfleiſchen! Er arbeitet ſich dann wol wieder empor, ſammelt ſich, hat fromme Entſchlüſſe, aber es ſind eher die Entſchlüſſe der Ermüdung als die der Kraft. Vor mir blühten weiße Sternblu-

men. Ich weiß nicht, warum ich träumend eine der kleinen Blüten ergriff und in ihr plötzlich eine unbegrenzte Schönheit, den Ausdruck eines einfachen, glücklichen Gemüths erkannte. Ich ſah eine Welt der Ordnung, des Friedens, der Gerechtigkeit, wo die Geſchlechter ſich mit Zartheit gegenüberſtehen, flog dem Licht der Wahrheit mit freudigem Herzklopfen entgegen, empfand den ganzen Zauber jenes Glaubens, daß es eine Ausgleichung, einen Lohn gibt, rang mich aus aller Kleinlichkeit der Befangenheit zur wahren, inneren Freiheit empor. Es kam über mich wie ungeſtörter Genuß, wie unſchuldige Hoffnung; aber plötzlich fiel die Sternblume aus der Hand in die Flut und Alles um mich verwandelte ſich, war kalt, war leer. Ich vegetirte im Exil, ich fragte mich wieder, ob die Gerechtigkeit blos ein glücklicher Wahn oder eine komödienhafte Zerſtreuung für die Wirklichkeit iſt? Bei der Rückkehr regnete es. Der Himmel war ganz aſchgrau. Im Moment wo ich in Hallein einfuhr, wurde heftig getrommelt. Es hieß, es ſei eine herumziehende Schauſpieler-

truppe, die hier den Abend ſpielen würde. Der Regen entſchied mich für's Theater. Aber konnte dies ein Theater, eine Truppe, ein Stück genannt werden? Der Saal war ſo niedrig, daß die Zuſchauer an die Decke reichten; die Scene ſo klein, daß die Schauſpieler die Couliſſen mit ihren Armen einzurennen drohten. Man declamirte nicht, man ſchrie. Die Honoratioren Halleins zeigten große Andacht und Aufmerkſamkeit; ſie genoſſen die Freuden einer kleinen Stadt, wo das Abonnement neun Kreuzer für die Vorſtellung koſtet. Ich konnte es nicht lange darin aushalten. Der Qualm der Talglichter und das wehmüthige Gefühl, daß die Schauſpielkunſt das Höchſte und Niedrigſte in ſich vereinigt, trieb mich von dannen.

6.

Am frühen Morgen hingen niedrige Wolken zu den Füßen der Berge und umkränzten mit grauem Flor die Häupter derſelben. Ich mußte den Dürrenberg hinauffahren, ſtatt ihn zu erſteigen, hatte nicht die Ausſicht auf das Aggregat von Hügeln, welches gegen Süd und Südweſt an die ſchroffen Kalkwände hinanſteigt, und konnte nur den Mühlbach und von fern die Marmorkirche des Dürrenbergs ſehen. Oben auf dem Plateau angelangt, wo etwa hundert Häuſer zerſtreut liegen, traten wir in das Berghaus. Eine Frau empfing mich und hüllte mich in die Bergmannstracht. Dieſe beſteht aus weiten, weißen Beinkleidern, aus einer enganſchließenden weißen Jacke, aus einer Schürze von Leder, die zum Schutz der Kleider hinten herum beim Rutſchen befeſtigt wird, und einem Käppchen, das dem türkiſchen Fetz nicht unähnlich ſieht. So, im costume de gamin, wie die Gräfin Hahn ſagen würde, mit einem

Lichte in der Hand, vor und hinter uns Bergknappen, ſtiegen wir in das Eingeweide des Dürrenbergs, deſſen Salzſtock mit Mergel und Mergelerde und ſpäter mit gemeinem Thon vermengt iſt. Auch Flötzkalkſtein findet ſich in gelblicher, grauweißer und braunrother Farbe. Der zwiſchen Süd und Weſt liegende Salzſtock ſoll eine Mächtigkeit von 1497 Klafter Länge, 680 Klafter Breite und 272 Klafter Tiefe haben. Er iſt in neun Berge getheilt, welche alle neun ihre eigenen Namen haben. Die Einfahrt geſchieht durch den Hauptſtollen des Freudenbergs, worin tiefe Finſterniß herrſcht. Nur die kleinen Berglichter tanzen mit mattem Glanze in gelben Reflexen an den feuchten Mauern hin. Wenn nun der kalte Luftzug die Lichter ausbliese, wenn man ſich in den durcheinander laufenden Gängen verirrte, wenn die begleitenden Bergknappen ſich plötzlich in Dämone verwandelten und uns ergriffen, hinauf- und hinabſchleuderten? Beklommen wandert man weiter. Die Salzadern in dem Geſtein werden röther, ſie zeigen ſich in glänzenden Kryſtallen, die

gleich Augen aus dem Thon herausblicken. An den Seiten rauſcht die Waſſerleitung des Waſſers, das das Salz ſättigen ſoll. Der Bergknappe vor mir erzählte von dem Ertrag des Berges, deſſen reine Einnahme jährlich eine Million Gulden iſt; von den ſich kreuzenden Gängen, für deren Durchwanderung vierzehn Tage erforderlich ſind; von der Nothwendigkeit, die geſprengten und durchgehauenen Corridors mit dicken Holzbalken zu füttern, damit ſie das Innere derſelben ſtützen und halten. Dieſe werden alle zwanzig Jahre erneuert. Plötzlich blieb er ſtehen. „Hier iſt," ſagte er lächelnd, „die bayerſche Grenze!" — Es waren keine Mauthbeamten im Innern der Erde; hier herrſchte Freiheit. Die Extreme begegnen ſich. Unter und über uns, im Himmel wie im Grabe reicht das Geſetz nicht aus. Da gibt es andere Stützpunkte, andere Auffaſſungen. Man macht ſich aber doch einen übertriebenen Begriff von dem Innern eines Salzbergwerks; man ſtellt ſich Alles größer, erſchreckender vor. Der Gedanke, daß hier Kirchen, Wohnungen, Auf- und Niederfahren,

Städte, Magazine und Seen ſind, reizt die Phantaſie, ſich eine Welt unter der Welt zu denken. Dem iſt aber nicht ſo. Die Dimenſionen ſind klein, wie mächtig auch die Menſchenhand iſt, ihre Macht reicht nicht an Das, was ſich die Einbildungskraft an gigantiſchen Gebilden ſchafft. Ein Franzoſe, der mit uns in die Stollen gegangen war, hatte Begriffe wie ebenerwähnte mitgebracht. Er hatte von den **églises, monumens, lacs, chapelles, autels** gehört und letztere mit Hôtels verwechſelnd fragte er ſchon tief im Berge drinnen: **à quel hôtel descendrez vous dans la montagne?** Man kann ſich denken, daß er reichlich ausgelacht wurde. Der Freudenberg-Stollen iſt dreihundert Klafter lang. Rechts und links ſind ſogenannte Schachttrichter, die theils zu alten, theils zu neuen Stollen führen. Endlich gelangt man an die erſte Rolle, die man herabrutſchen muß, um in einen neuen Stollen zu gelangen. Sie beſteht aus runden, glatten Baumſtämmen, an deren Seiten Stricke gezogen ſind. Der Bergknappe ſtreckt ſich auf den Rücken, ergreift das

Seil und gleitet blitzſchnell die Rolle hinab. Hinter ihm drein, die Hand auf ſeine Schulter geſtützt, das zitternde Licht mit etwas flatternden Fingern haltend, flog ich nach in die Unterwelt. Es hat dies etwas Beängſtigendes, Abenteuerliches. Man iſt abgeſchnitten von den Menſchen; es weht hier die kalte Luft des Grabes, kein Sonnenſchein dringt hinein. Vierundzwanzig Fuß tiefer und man iſt in dem Unter-Steinberg-Stollen. Jetzt wird eine Strecke von hunterdacht Klafter durchwandert. Die Salzwerke Alt-Widmann, Puiſter u. ſ. w. öffnen ſich. Wieder eine Rolle und unten angelangt breitet ſich ein See in einer Höhle aus, die mit hundert kleinen Lichtern erleuchtet iſt. Man beſteigt eine Fähre. Lautlos zieht der Schiffersmann die Lebenden über das ruhige Waſſer an's jenſeitige Ufer. Iſt das Charon? Wo iſt Cerberus? Aengſtlich ſchweift das Auge an den Wänden hin. Statt Himmel — Thon, ſtatt Sonne — Lampen! Es iſt dieſer See einer jener dreißig, die künſtlich angelegt die Salzwände der Höhlen beſpülen und durch den Druck einer

Maſchine das Waſſer bis an die Decke treiben, wo es dann ſo lange arbeitet, bis die Salztheile aus dem Mergel gezogen ſind und das nun geſättigte Waſſer in die Salzpfannen abfließt. Intereſſant ſind die Wehrwerke, die Blendungen, alle jene Verzweigungen, die der Salzwerkbau fordert. Bleiche Geſtalten, gleich Geiſtern weiß gekleidet, begegneten uns. Es waren an's Tageslicht zurückkehrende Arbeiter, die uns mit hohler Stimme ein wehmüthiges Glückauf zuflüſterten. In dem Johann-Jakobsſtollen zeigten uns die Bergknappen eine Stelle, wo vor langer Zeit aus einem harten Salzſtein eine Mumie herausgeſchlagen worden war. Wie viele Jahrhunderte mochte dieſer Unglückliche im ſtillen, unbekannten Grabe gelegen, wie furchtbar muß ſein Sterben geweſen ſein! Ach todt ſein iſt ſanft, todt ſein heißt ſich tief in die Ruhe wühlen, Wunden, die uns geliebte Hände ſchlugen, vernarben laſſen, Schmerzen, die uns Gott ſandte, vergeſſen. Aber Sterben iſt fürchterlich! Dieſe Angſt, dieſer Kampf, dieſer Mangel an Luft, dieſe Sehnſucht nach einem befreienden

Athemzug, dieſer gänzliche Untergang des Geiſtigen im Moment, wo der Körper zerſtört wird — das erſchüttert ſchon in der Idee, wie viel mehr muß die Wirklichkeit zermalmen. Der Menſch will erhalten ſein; Schmerzen ſind ſeiner Natur feindſelig. Verweſung iſt ihm Entſetzen! Und immer ſchwebt dieſes Schwert über uns und immer müſſen wir uns fragen, ob der gegenwärtige Augenblick nicht der entſcheidende iſt!

Im ſogenannten Bergzimmer iſt eine Sammlung von Salzgebilden und im Salzberg aufgefundener römiſcher Handwerkszeuge zu ſehen. Dann fährt man in den Wolf-Dietrich-Stollen und von da auf einer Bergwurſt, die ein Knappe zieht und ein anderer ſchiebt, hinaus an den Tag. Noch iſt Grabesnacht um uns. Aber in der fliegenden Eile, mit der die Bergwurſt auf den Eiſenbahnen hinraſt, gewahrt man zuerſt einen lichten Punkt, groß wie ein Johanniswürmchen, dann einen feurigen Stern, dann einen Strahl. Es iſt das Sonnenlicht, das uns wohlig entgegenſtrömt; es iſt das Leben der Oberwelt, das entzückende

Gefühl des Daſeins, der Wärme in der Natur, die hier zauberhaft aufgeht. Ach dieſer Contraſt! Tief im Berge, wie war es kühl, beengend, ſchwermüthig, todesſtill und jetzt wie jubelt und zwitſchert, ſummt und duftet es! Ich konnte mich gar nicht an dieſem Contraſt ſättigen. Er drängte mir tauſend Bilder auf, er hieß mich danken und frohlocken, daß ich leben, lieben, glücklich ſein, glücklich machen konnte!

Aus dieſen frommen Träumen ward ich aber ſehr bald durch die vielen Bergknappenhände, die Trinkgelder begehrten, und durch die Beſichtigung eines Modells geweckt, das das Innere des Dürrenbergs mit ſeinen veräſtelnden Gängen zeigt und recht klein und kindiſch iſt. Aus Ehrfurcht für die Sache ſah ich es gedankenlos an, gab rechts und links, warf den Pierrot-Anzug von mir und ward plötzlich von unſichtbaren Geiſtern nach Hallein hinab, in den bereitſtehenden Wagen getrieben. Nein, nicht mehr unter die Berge in's Grab, ſondern auf die Höhen, in die friſche, kecke Gebirgsluft, nach Berchtesgaden will ich, an den

Königsſee, zu den ſchönſten Gebirgswänden, wo die Gemſen noch keine Mythen ſind, ſondern neugierig und klug vom Gletſchereis aus die im Jahre während weniger Wochen gegen ſie gerichteten Stutze betrachten und ihnen entfliehen.

7.

Eine Stunde von Hallein verläßt man das Salzathal und biegt zum Untersberg, der ſich rieſenmäßig vor den Blicken ausbreitet, ein. Ein ſchroffes Thal öffnet, der hangende Stein zeigt ſich. Wir ſehen St. Bernhard und gegenüber das romantiſch gelegene Schloß Gartenau. Der Alben, der ſich mit der Salza vereinigt, ſtrömt wild hervor. Am hangenden Stein iſt die öſtreichiſche Mauth. Dort werden die Päſſe beſehen. Dann geht es nach Schellenberg. Das Thal wird nun breiter. Die phantaſtiſchen Kalkmaſſen des Unterbergs, der hohe Thron, die kleinen Gehöfte feſſeln den Blick. Plötzlich biegt die Straße um einen Felſen und vor uns liegt der König des Thals, das Juwel der Alpen, der rieſige mit Schneemaſſen bedeckte neuntauſend Fuß hohe Watzmann. Es war ſchon Abend; die Sonne färbte Berchtesgaden; golden und roſenroth ſchwebten die Alpen wie Paſſionsgewinde am Himmel hin, das

Thal bläute ſich. Aus den ſchönen Hügeln und Bergesketten ſtiegen hohe Felſen hervor. In der tiefern Ferne, im Innern des Thals dämmerte ein dunkelblauer Duft am Horizont herauf. Das iſt der Königsſee.

Der Markt Berchtesgaden iſt reizend gelegen. Es iſt ein Lieblingsaufenthalt des Königs von Bayern. Deſto unbegreiflicher iſt es, wie wenig hier für die Bequemlichkeit der Fremden geſorgt, wie ſchlecht die Wirthshäuſer, wie elend die Bedienung iſt. In unſerm Zeitalter, wo Alles auf den Comfort hinausläuft, wo der Reiſende im Gaſthofe beſſer als bei ſich ſein und neben den Wieſenteppichen auch ſchwellende Sophas, neben den murmelnden Quellen auch Bordeauxwein und Trüffeln haben will, fällt eine Localität wie das „Leuthaus“ in Berchtesgaden um ſo mehr auf, als es ein einfaches Bier- und Bauernhaus iſt. Um dieſen unheimlichen Räumen zu entfliehen, auch deshalb, weil der Abend himmliſch war, ging ich die kühn an Felſen angelegte Soolenleitung entlang, auf ſchwindelnder Höhe, über duftende Wie-

ſen nach dem Kalvarienberg, deſſen Stationen noch nicht die Nähe des kunſt- und farbeliebenden Ludwigs verrathen. Hu, was das für Fratzen ſind, in welch kindiſchen Pinſelſtrichen ſich die Kunſt verſucht hat und . . . geſcheitert iſt! Der Anblick des zweigipfligen Watzmanns iſt ſchöner. Die untergehende Sonne ſtreuete Roſen darauf, die um ihn ſich gruppirenden Berge kleideten ſich in dunkelviolett; ſeitwärts ſtieg der Mond wie eine Verheißung hinter dunkelm Gewölk empor. Ich lag lange im Fenſter, ſah auf die im weißen Licht glänzende Kirche, ſpähete den Rieſenconturen der Höhen nach und dachte an die Schläge des Schickſals, an die unterdrückten Wünſche, an die gefeſſelte Sehnſucht, die auflodert und erſchreckt vor dem Geſpenſt der Erfahrung, in ſich verliſcht. Dachte auch Das, daß das Gemüth ſich ſelten ſelbſt erkennt, oder, wenn es ſich erkennt, ſich ſagen muß, daß es wol weiß, was es war, aber nicht wiſſen kann, was es ſein wird. Hat es doch ſo viel gerungen, daß es nicht mehr auf ſeine Kräfte bauen, ſo viel gelitten, daß es nicht mehr auf

das Gleichgewicht rechnen kann! Ich mußte auch lächeln, denn ich mußte mir gestehen, daß wir mit Aufwand von Schmerzen reden, die doch nur gewöhnlich, doch nur allgemein sind. Ueberflüssiger Hochmuth der, der sich für eine Ausnahme von der Regel hält, der wähnt: sein Geschick sei härter als das des Andern. Alles wiederholt sich. Was Einer empfindet, das haben Alle empfunden, Alle erfahren! Aber wie die Kinder wollen wir beklagt, wollen wir an den süßen Quellen des Mitgefühls gesättigt werden. Die menschliche Natur widerstrebt dem Schädlichen; will schon der Körper nicht sterben, wie viel weniger der Geist! Wäre der Mensch für das Unglück geboren, so würde er nicht beklagenswerth sein. Er könnte mit ruhigem Blick diese Ephemerenexistenz wie das Uebel eines Tages ansehen. Aber die lockendsten Güter umgeben ihn, seine Fähigkeiten rufen ihm beständig: „Genieße!“ zu. Alles deutet auf Glück! Warum hat das Gesetz mit eisernem Griffel die Worte aufgeschrieben: „Das Glück wird für das Thier, die Forschung, die Wissenschaft, der Ruhm, die

Größe für den Menſchen ſein"? Das Alles iſt doch ſo blutwenig, iſt Staub, den der Sturm zerflattert. Eins nur iſt ewig. Aber es iſt verhüllt, iſt ſchwer zu erlangen. Wie man ſich abmüht, wie man ſich erbittert, wie die ſanften Gefühle ſich krampfhaft zuſammenballen, wie die Ungeduld den Willen grauſam, die Verachtung die Entſchlüſſe kalt macht!! Das Romantiſche verführt die Einbildungskraft. Als wenn nicht das Einfachſte das Wahre wäre! Wer den Genius in ſich fühlt, der wird die Anſprüche aufgeben. Er wird wie die erſten Menſchen im Paradieſe, die Spuren der Natürlichkeit verfolgen, er wird den Lauten des Naturgeiſtes ein aufmerkſames Ohr, den Schönheiten der Außenwelt ein entzücktes Auge leihen. Das dachte ich und bemühte mich im Anblick der Schöpfung Balſam für tiefblutende Wunden zu finden. Es war eine göttliche Ruheſtunde, eine Stunde der Einkehr und der Trauer. Das Thal dampfte. Der Duft des Königsſees wölbte ſich zur blauen Kuppel. Die milden Lichter des Mondes ſtreiften an die Felſen hin oder

ſanken wie Thautropfen auf die Pappeln nieder, zitterten auf Schneegefilden, überſäeten den rauſchenden Strom mit Feuern, tauchten unter, tauchten vor, rauſchten fort, kamen wieder, ſeufzten und ſchwiegen, klagten und ſtarben. Ich wußte nicht mehr, wo der Himmel, wo das Thal war; ich ſah keinen Horizont, keine Begrenzung. Die Gedankengänge waren verändert, die Pulsſchläge des Herzens befremdlich. Da kamen die Düfte des Abends und legten ſich um die Bruſt und die Töne des Alpenhorns riefen eine ſtille Andacht wach. Nicht allein, daß die Tonwelt die entfernteſten Erinnerungen weckt, ſie wird auch die innere Welt weiten. Welch ein hinreißender Zauber, der ſich in der Stimme des Geliebten kundgibt! Spricht er, wie ruft er die Hingebung und die Liebe wach, wie ſchnell führt er aus dem einſchläfernden Zuſtand der Gewöhnlichkeit in das Reich des Geiſtes! Lächelt er, wie belebt ſich die Erde, wie wogt und jubelt es auf ihr, wie himmliſch ſanft ſind die Gedanken, die er hervorzaubert! Ach, daß dieſe Eindrücke ſchwinden, daß der Entſchluß

weniger ſtark als das Geſchick ſein muß! Der Weiſe wird uns vorſtellen, daß das Leben eine Gewohnheit iſt, daß man ſich an daſſelbe, je länger der Beſitz, deſto feſter kettet. Wer möchte entſcheiden, was beſſer iſt, die Kraft, die überſprudelt, oder die Kraft, die hinſtirbt! Man wird uns ſagen: „Begrenzt eure Wünſche, pfercht eure Bedürfniſſe ein, leitet eure Neigungen auf einfache, leicht zu erringende Dinge. Wozu ſuchen, was die Umſtände entfernen? Warum fordern, was doch entbehrt werden muß? Wozu die Anſichten eines ſtarken Gemüths, die Sehnſucht nach erhabenen Zuſtänden? Warum nicht die Vollkommenheit denken, ohne den frommen Wunſch zu haben, daß ſie ſich über die Erde verbreite? Iſt doch Alles gut für den Menſchen, das Glück wie das Unglück, gut auch das, daß er mit Freuden an Die denkt, die der Morgen des Lebens in die Nacht des Grabes geſenkt hat.“

Der Gedanke des Todes beſchleicht den Glücklichſten. Wer aber ermüdet vom Leben, angewidert von irdiſchen Gütern, das Sterben als eine

letzte Hoffnung betrachtet, der wird den Moraliſten, den Kaltblütigen, den Urtheilsfertigen zurufen können: „Ich habe mich umgeſehen, habe das Leben erkannt, habe errathen, was ich nicht empfinden konnte. Die ſocialen Schmerzen haben mich empört, weil ſie zwecklos ſind; die Freuden angeekelt, weil ein Tag, ein einziger kleiner Tag dazu gehört, ſie zu erſchöpfen. Ich habe das Glück in mir geſucht; ich habe einſehen gelernt, daß es nicht allein für ſich beſtehen kann. Ich habe es Denen geboten, die um mich waren. Vergebliche Mühe! Wer hat Zeit zum Glück? Möglich, daß das wahre Gut in moraliſcher Freiheit beſteht, daß Leiden aus dem Gefühl der Schwäche inmitten ſtreitender Empfindungen hervorgehen, daß nur Das etwas werth iſt, was in dem allen Täuſchungen fremden Gemüthe wohnt, aber wohin mit dem gleichgültig gewordenen Leben? Vegetiren, den Geſchäften, den Hausmühen nachſchleichen, wie der Sklave ſein, der die Niedrigkeit ſeiner Geſinnung der beifallklatſchenden Menge auf den Knieen entgegenträgt? Denken, ohne der

großen Weltordnung zu nützen? «Es ist ein Verbrechen sich das Leben zu nehmen,» ruft die Menge, und diese Menge, die das ausschreit, drängt und stößt zum Selbstmord. Soll denn der Mensch irdischen Satzungen so anheimgefallen sein, daß er, wie ein Spielball von einer Hand in die andere fliegt, ohne einmal das Recht zu haben, geradewegs in das Grab zu fallen? Welch ein Heer lächerlicher Widersprüche! Dem glücklichen, ruhmbekränzten Helden ist der freiwillig gesuchte Tod eine Verklärung und dem Unglücklichen, der sich ausscheidet aus der Kette, soll er ein Verbrechen sein? Was ich mir nicht gegeben habe, dürfte ich mir nicht nehmen können? Wozu dieses aufgedrängte Gut, diese mich andonnernde Nothwendigkeit leben — zu sollen, wenn ich nicht leben will? Der Mensch kann bewunderungswürdig im Ertragen, aber er muß auch frei im Sterben sein!"

Ich schlug das Fenster zu. Gab es doch eine Zeit, wo ich weder den Himmel, noch die Blumen, weder die Sonne, noch den Regen sah, wo ich nichts wollte als glücklich machen, nichts er-

ſehnte, als gut ſein. Das war die Zeit der Jugend, des Glaubens, des Vertrauens. Da ſchlugen zwei Flammen in einander; da tropfte duftendes Oel vom Himmel auf dieſen Altar nieder. Nun iſt er zerſchlagen und der aufwirbelnde Rauch des erlöſchenden Feuers erzeugt Gedanken, die einlullen oder betäuben.

8.

Das Wetter war am andern Morgen ſo herrlich, daß ich die Wanderung nach dem Königsſee zu Fuß beſchloß. Ueberall von den Hochgebirgen herab ſenken ſich Felskeſſel und grünende Abhänge, theils gegen das Land, theils gegen den See herab. Der Boden erhebt ſich allmälig. Der Weg führt an murmelnden Bächen, unter ſchattigen Eichen hin. Alle Berge waren friſch umbläut; alle Thäler wogten und dufteten von den verſchwimmenden Nebelmaſſen. Mein Gott, wie das ſchön war! Wie es hinaus-, hinaufzog, wie die kleinen Waldſänger hellauf zwitſcherten, wie das Herz in der Bruſt wie ein Zugvogel flatterte. Die Wieſenblumen hatten ſich in glänzende, gelbe und rothe Emailfarben gekleidet und die Sonne ſchmückte ſie noch dunkler. Das war eine Idylle, dieſer Weg, dieſe Umgebung, dieſer Morgen, dieſes hellgrüne mit den zarten Schößlingen des Frühlings gemiſchte Moos! Kleine Lüftchen

regten ſich zwar, aber blos um Kühlung, milde Stimmung, verſöhnliche Gedanken wach zu ſchmeicheln. Der Alben, dieſes tiefgrüne Gebirgswaſſer, rauſchte näher. Schönau und Unterſtein lagen hinter uns. Man tritt an den See. Der Alben entſtrömt ihm und wird durch einen kühnen Schleuſenbau beherrſcht. Einige Fiſcherhütten liegen umher. Die für die Fremden bereiteten Boote ſchaukeln am Ufer. Das iſt nur die bezaubernde Vorrede des Gedichts, der Anfang einer Fahrt, die die Geſtade des Sees, wie die Anlagen eines Parks mit einer kleinen Inſel darauf erſcheinen laſſen. Es fehlen Schwäne und Trauerweiden. Die niederen Felswände ſind mit Schlinggewächſen umzogen; mit fleißigen Händchen haben ſie ſich angeklammert, haben ihre blaß- und dunkelgrünen Ranken ins Waſſer ſinken und auf die Höhen ſchleichen laſſen. Zuweilen auch haben ſie ein Geſträuch erfaßt, es liebend umſchlungen, ihm Kränze und Gewinde gegeben. Das Waſſer iſt noch ſeicht. Zwiſchen mächtigen Holzmaſſen, die von den Bergen geſtürzt und ans Ufer geſchwemmt ſind, wim-

melt eine Brut kleiner, faſt infuſionsartiger Fiſche. Aber je ſchneller die Schiffer rudern, deſto ernſter, erhabener wird das Bild. Die erſt vor uns liegenden Felſen ſchieben ſich ſeitwärts. Wie durch ein Rieſenthor gleitet man in den See. Nun iſt Alles großartig, ſchaurig. Die Felsmaſſen ſteigen tief in das wie grünes Glas gerippte Waſſer hinab, ſind rechts ſchroff, links hie und da mit einigen Fußſteigen, mit Cascaden, mit läutenden Kühen belebt. Weſtlich erhebt ſich die Falkenſteinwand, mit der hoch über ihr liegenden Koppenſteinwalze. Am Fuße der Wand zeigt ſich ein Steinkreuz. Dort iſt ein Schiff mit Wallfahrern verſchlungen. Oeſtlich thront der Jenner; aus der Schlucht zwiſchen ihm und dem Birxenmatzenkopf rauſcht die Cascade des Königsbachs hervor. An der gebrannten Wand ſchläft ein mächtiges Echo, das Flintenſchüſſe weckten, die wie Donner in das Gebirg getragen wurden und dann verhallten. Unſere Schifferin jauchzte und ihr nach jauchzten und lachten die Felſen. Hier iſt die tiefſte Stelle des Sees und hier iſt auch der Abfluß nach dem

gollinger Wasserfall. Der Anger mit der Kirche und dem Jagdschloß St. Bartholomä liegt vor uns. Kolossal thürmt sich hinter dem Schlosse die Hachelwand auf. Die Lage ist reizend. Man erkennt den gern in die Schönheit sich versenkenden König von Bayern, der hier seine Herbstjagden hält, den Freund der schaurigen Einsamkeit, das abgeschlossene, sich selbst genügende Gemüth. Schon vor der Gründung Berchtesgadens war diese damals noch furchtbare Wildniß von kühnen Jägern betreten. Vor hundert Jahren hausten Bären und Lämmergeier darin. Jetzt steht eine gerühmte Wallfahrtskirche auf dem grauen, eine Halbinsel bildenden Anger und daneben steht das kleine Jagdschloß des Königs, das mit der Kirche zusammen St. Bartholomä heißt. Am 24. August ist hier Wallfahrthstag. Dann strömen die Aelpler von nah' und fern über steile Alpensteigen, über das steinerne Meer, von Funden- und Grünsee herab, beten und danken und zünden Abends Feuer auf den Bergen an. Ueberall fast sind die Gemsen ausgestorben. Hier hausen sie noch; hier sieht man

ſie über Abgründe ſpringen und das Gras hoch auf den Gletſchern ſuchen. Ich ſelbſt ſah deren zwei. Sie ſtanden auf der Höhe, dicht an einander gedrängt, auf einem weiten Schneefeld, zwiſchen grotesken Felsmaſſen, unbekümmert, ob ſie geſehen und getödtet werden könnten. Ein ſeltſamer Anblick, der Achtung und Mitleid einflößte! Dicht daneben liegt die Eiskapelle, ein niedrig gehender Gletſcher, deſſen Seehöhe nur 2000 Fuß beträgt, durch eine abgeſtürzte Lawine erzeugt, welche in dieſer Schlucht, von der Sonne ſpärlich beſchienen, nicht mehr ſchmilzt. Ich habe [illegible] Gletſcher in meinem Leben geſehen, daß mich die im heiligen Dunkel liegende uralte St. Johanns- und Paulskirche mehr als dieſer anzog, obwol hier keine Ausſicht, nichts als Ruhe und ein Alpquell iſt. Der Ort iſt von Felſen umſchloſſen. Vor mir lag eine Wieſe, wie ein ungeheures Blumenbouquet ausgeſtreut; neben mir ſtieg ein Rieſe, von den Jahrhunderten zum Felſen umgewandelt und von den Gewittern zerriſſen, gerade in die Wolken. Das ſehen, mich in der Kapelle

erfrischen, die Quelle kosten, die Füße auf Wiesenblumen lagern, zwischen der unterirdischen Kühle und der Wärme des Thals aufathmen, war ein Genuß, größer, als in der großen Oper zu Paris zu sein. Nach und nach drang es wie Kälte in mich. Es war mir, als versteinere ich mich, wie der Fels neben mir; ich drang weiter auf der Wiese vor. Der Himmel hatte sich bezogen. Das Leben lief mühsam durch diese ernste Schöpfung hindurch. Die Farben um mich erloschen. Die Berge umzogen sich mit grauem Flor. Matt fiel ein einziger Sonnenstrahl auf Epheu, das sich um uralte Eichen geschlungen hatte, und machte aus ihm eine goldene, reich verschlungene Franse. Ich fühlte große Ermüdung, wenige Wünsche, eine Abspannung, die mir alle Güter, wie alle Schmerzen der Erde annehmen hieß, zu viel Entmuthigung, um das Glück zu suchen oder ihm aus dem Wege zu gehen. Aber plötzlich kam eine Erinnerung, die Erinnerung an erworbene Liebe. Ich mußte weinen, daß der Mensch so undankbar und so vergeßlich ist. Ich raffte mich wieder auf. Der

kleine Tiſch vor dem Jagdſchloß war für mich gedeckt. Ein freundliches Bauernmädchen brachte koſtbare Lachsforellen, die geräuchert den Namen Schwarzreiter erhalten. So in der freien Luft ſchmeckten dieſe Fiſche vortrefflich. Es ſind aber auch die zarteſten und zugleich härteſten, die ich in meinem Leben gegeſſen habe, ſo roſenroth und nahrhaft. Ich ließ mir von dem ſogenannten Bartholomä-Muß reichen und bildete mir ein, daß das ein köſtlicher Milchcrème ſei, ward aber enttäuſcht, denn es iſt ein Mehlgericht, in Butter gebraten, das eben nicht ſchmackhaft iſt. Indeß wüthete ein Sturm in den Bergen und auf dem See. Ich ſah den Augenblick kommen, wo wir im Jagdſchloß würden bleiben müſſen, denn der See iſt ſo unſicher, daß man bei ſtarkem Winde nicht hinüber kann. Glücklicherweiſe verzog ſich das Wetter. Die Flut wurde eben. Vom Oberſee her flog eine Schaar weißer Tauben. Das iſt ein See, der früher mit dem Königsſee zuſammenhing und dem Erdſtürze und Gebirgsbrüche einen Damm vorgebaut haben. Die Rück-

fahrt war ſchön. Sanfte Düfte umwehten uns. Ich ſchloß die Augen und während der Lohnbediente plauderte und die Schifferin jauchzte, trug mich meine Einbildungskraft in eine jener Wüſten, wo der Menſch machtlos im Herzen dieſer Wildniß iſt. In wenigen Minuten hatte ich die Erdkugel umſchwebt. Es war mir, als hörte ich das Geſchrei der Hyäne, als winde ſich zu meinen Füßen die Boa. Da ſtieß das Boot an's Land. Die Illuſion war entflohen. Bewohnte Gegenden, parkähnliche Wege nahmen mich auf. Ich wanderte heimwärts. Die Sonne ſank. Das iſt der ſchönſte Augenblick im Tage. Ich liebe, daß ſich die Formen in Nebel verlieren und in der Dämmerung zittern. Die Phantaſie eilt zu einer Welt von Ahnungen. Das halbgeſchloſſene Auge ſtürzt Wälder um, macht aus Feldern — Gräber, aus Sandwegen — Flüſſe. Dann iſt die Erde mein. Ich regiere, belebe ſie, zerſtöre, baue auf und ſchaffe.

9.

Eine furchtbare Hitze begleitete mich nach Innsbruck. Vor mir ſchoben ſich der Watzmann und der Unterberg hin und her. In Reichenhall iſt wieder ein ergiebiges Salzwerk. Nun fährt man aufwärts in's Pinsgau. Die Felſen treten näher zuſammen. Hoch auf ſchwindelndem Abhang ſteht eine Kirche. Gegenüber liegt ein Schloß. Man muß ſich aber wol hüten, hier ſchon Tirol zu vermuthen. Das Pinsgau mit ſeinen Bergen und Thälern, ſeinen Oeffnungen, ſeinen ſchroffen, überhängenden Felswänden, die vielfach zerklüftet ſind, mit den ſtrömenden, in Cascaden ſich ergießenden Bächen gehört einem ganz anderen Alpencharakter an. Die Verſchiebungen der Felſen ſind wundervoll, die Perſpective zeigt einen Reichthum, der durch alle Stadien der Natur durchläuft. Bald kahles Felsgeſtrüpp, bald lachende Wieſen. So gelangt man zum Paſſe Strab, der eine öde, ſchauerliche Felſenſchlucht, voll erſchreckender Erhabenheit iſt.

Der Diesbach brauſt zur Rechten. Das Bad Unken liegt aufwärts. Von hier fährt man abwärts nach Lofer. Die Ruine des Lambrechtsſchloſſes ruft die Sage von einem Schatze wach, der von feurigen Hunden bewacht iſt. In der Umgebung iſt der Staubbach eine ſechshundert Fuß hohe Cascade, die einen ungemein ſchönen Sturz hat. In Lofer muß man ſich von dem ſchönen Theil der Gegend, von den Gebirgen trennen. Nochmals öffnet ſich ein reiches, von Felſen umſchloſſenes Thal und man fährt in das wenigſtens auf dieſem Punkte monoton hügelige Tirol. Die Bergpäſſe, ſonſt Feſtungen, ſind zerſtört. Sich zu Hügeln abſtufend, zeigen ſich die letzten Felskoloſſe wie Titanenarbeit. Nun beginnt der Uebergang zu einer neuen Natur, die noch keinen eigentlichen Charakter hat und eher häßlich als ſchön iſt. Die Straße geht auf das rechte Ufer der Salzach über. In der Dämmerung zeigen ſich Kieſelbetten, die die reißenden Waldſtröme zurückließen. Kleine Lichter und Feuer brennen in den Bergen. Es ſind erleuchtete Senn-

hütten, die eine ſtille, einſame Exiſtenz verrathen. Die Umriſſe der Hügel haben ſeltſame Geſtalten. Bald iſt es eine Sphinx, die den Kopf in die Höhe und die Tatzen von ſich geſtreckt hält, bald liegt ein Rieſe auf dem Rücken und blickt im Profil zum Himmel hinauf.

Wir ſchliefen in St. Johann. Ich hatte ein Zimmer im zweiten Stock, auf deſſen Thüre „Sua Maëstà" geſchrieben war. Als ich fragte, hieß es, die Herzogin von Parma habe hier geſchlafen. Ich wohnte alſo in denſelben Räumen wie Marie Luiſe, aber gewiß mit anderen Gedanken, anderen Gefühlen. Ich habe nie dieſes Leben, ſo weit es offen vor uns liegt, begreifen können; immer iſt mir die Möglichkeit, eine ſolche Vergangenheit vergeſſen zu können, räthſelhaft erſchienen, immer habe ich mit fürchterlicher Beklemmung gefragt: „Aber kann man ſo ganz anders werden, daß von dem Sonſt nichts mehr im Herzen bleibt, nichts als ein Stück abgebrauchte Geſchichte!" — Und nun vollends ſo lange Der noch lebt, mit dem wir den Glanz theilten und

vor deſſen Unglück wir erſchrecken. Ich bin gewiß, es muß zu Napoleon's bitterſten Momenten gehört haben, als er erfuhr, daß Marie Luiſe ihn aufgegeben hätte. Man ſagt wol, große Menſchen wie er hätten kein Herz, ich glaube das aber nicht; ich glaube nur, ſie verſchmähen kleine Zärtlichkeiten, aber fühlen ſie darum weniger? Ach! dieſe Einſamkeit auf St. Helena, wo das Leben vom farbenreichſten Bilde zum elenden Kupferſtich herabgeſunken war? Ich begriffe, wenn Marie Luiſe den Kaiſer aufgegeben hätte; Huldigung, Ruhm, Weltgröſte, was ſind die im Auge einer Frau? Aber den Geſtürzten, Unglücklichen, den Herumirrenden, der die Stufen zum fremden Hauſe ſo ſteil fand, von ſich zu weiſen, das iſt hart, iſt unfaßlich, das flößt mir ein tiefes Mitleid für Napoleon ein, das macht, daß ich mich gar nicht mit Marie Luiſe befreunden kann. Und doch waltet eine Nemeſis im Leben, die unbemerkt empfindliche Wunden ſchlägt. Napoleon verſtieß Joſephine. Seinerſeits mußte er wieder aufgegeben werden. Ich kenne Jemand, der Joſephine

den Tag vor der Scheidung ſah. Sie war in Thränen und Schmerzen ſo aufgelöſt, daß ſie unkenntlich war. Hätte das Napoleon nicht rühren ſollen? Seine Zwecke waren größer als ſeine Liebe; ſie verfolgte er, ihnen opferte er das Weib. Es war eine herzloſe That. Sie rächte ſich. Was erreichte er? Marie Luiſe iſt verheirathet. Der Herzog von Reichſtadt iſt todt. Die ganze Dynaſtie iſt Staub. Großer Gott und wir zweifelten noch an der furchtbaren Gerechtigkeit deines Weltgerichts!

Der folgende Reiſetag war ein Sonntag. Die Poſtillons trieben zur Eile. Die Frauen waren feſtlich geſchmückt. Es iſt ſonderbar, wie häßlich das weibliche Geſchlecht in Tirol iſt. Der Anzug iſt entſtellend. Sie tragen Männerhüte, die ſie ſelbſt im Hauſe nicht ablegen; wollenes dickes Zeug, das keine Falten wirft und wenig reinlich iſt. Die Geſichtszüge ſind grob und ausdruckslos, der Körper ungraziös. Deſto ſchöner ſind die kräftigen Männergeſtalten, deren gebogene Naſen und blitzende Augen an Griechenland erin-

nern. An denen habe ich mich wahrhaft ergötzt. Auch an der allmälig ſich ſchöner geſtaltenden Natur, an den Burgen und Caſtellen, an den wieder ſchroffer werdenden Felſen. Der Uebergang von einem Charakter in den andern hört auf. Man iſt nun wirklich in Tirol, das mit neuen Geſtalten, neuen Eindrücken an uns herantritt. Die maleriſche Lage Rattenbergs überraſcht. Die Rhätiſchen Alpen, die dadurch einen eigenthümlichen Anſtrich bekommen, daß ſie mit Ruinen aller Art geſchmückt, beginnen. Sie ſtammen aus jener Zeit, wo dieſe Länder Grenzen waren, wo ſie auf ihrer Hut ſein, beſchirmen mußten.

Ein Sturm war im Anzuge, die dunkeln Wolken ballten ſich häuſerhoch auf, der Staub wirbelte, kleine Cascaden verflatterten hoch auf den Bergen im Winde. Die Natur wogte und tobte. Seitwärts hatten wir den Blick in's Zillerthal mit den Schneekoloſſen in der Ferne. Die durch Deutſchland reiſenden Tiroler, die Jodeler und Handſchuhverfertiger, ſtammen aus dieſer Gegend. Der Inn ſchlängelt ſich in krummen

Windungen im tiefſchillernden Grün durch das Thal. An den Bergen gelehnt, ſtehen einzeln gelegene Häuſer, buntbemalt, mit Glockenthürmchen auf den Dächern, vermittelſt welcher ein Nachbar mit dem andern in Zeiten der Noth correſpondirt. Nicht ſelten ſchmücken ſchwarze Scheiben die Häuſer, die als Ehrenſchilde dienen und den Bewohner als guten Schützen bezeichnen. Die Reinlichkeit iſt der ſchweizeriſchen gleich. Aber die Bewirthung iſt mehr als mittelmäßig bei ſehr hohen Preiſen. In Schwatz, das Reiſehandbücher mir als ein ſo ärmliches Städtchen bezeichneten, daß ich ganz Mitleid war, war die Prellerei ſo groß, wie ich ſie kaum in Italien gefunden habe. Schwatz iſt ein uraltes Städtchen. Früher war es ſeiner Silber- und Kupferwerke wegen ſehr berühmt. Dreißigtauſend Bergknapppen waren in Arbeit. Die Fugger von Augsburg haben ihren Reichthum aus dieſen Quellen gezogen. Im Anfang dieſes Jahrhunderts verſiegte die Ausbeute. Die Bergwerke ſtockten. Krankheiten und Kriegsleiden kamen hinzu; am 15. Mai 1809 wurde das

Städtchen ſogar von den Bayern in Brand geſteckt und hat ſich ſeitdem nicht wieder erholt. Der Haupterwerb deſſelben ſoll das Sticken ſein. Jetzt aber, wo der Dampf fleißiger als Menſchenhände iſt, muß das betrübte Handwerk wenig abwerfen. Das gehört mit zu den Krebsſchäden unſerer Zeit, daß die Maſchinen den Menſchen erſetzt haben. Der Fabrikherr gedeiht. Der Arbeiter verſchmachtet. Und wie fürchterlich, ſo zu verſchmachten, ſo mitten im angeſtrengteſten Fleiß unterzugehen!

10.

Das Innthal ist voll schöner Berge, voll Bäche und Felsgruppen, voll lieblichen Anbaues stattlicher Häuser, die bis zu den Gipfeln des Mittelgebirgs hinansteigen. Die Lage Innsbrucks ist eigenthümlich, an beiden Ufern des Inns, theils an die Martinswand gelehnt, theils in der Ebene zerstreut. Wenn man auf der schönen Drahtbrücke steht, so hat man links das Oberinnthal, rechts das Unterinnthal, darüber in schönen Zacken die Höttinger Alpen, obwol ich gestehen muß, daß durch ganz Tirol die Form der Berge mir ungleich weniger schön als in der Schweiz erschienen ist. Innsbruck hat hohe Häuser, deren Dächer mit hölzernen Gallerien versehen sind, aber nur eine einzige schöne Straße. In dieser lag die uns angepriesene „Sonne," deren Aussicht auf's Gebirge durch Nebel verdeckt war. Wer nach Innsbruck kommt, der hat Sehnsucht, hier schon italienische Klänge, irgend Etwas herauszufinden,

was ihn dem Land der Länder ſchnell entgegenrücke. Dem aber iſt nicht ſo. Es iſt noch nichts Italieniſches, kaum etwas Großſtädtiſches hier. Die Verhältniſſe, in denen die Menſchen hier leben, ſind klein, faſt ängſtlich. Am Ende unſerer Straße, als Eingangsthor, ſteht der Triumphbogen, der dem Einzug Maria Thereſiens und ihres Gemahls zu Ehren errichtet worden iſt. Mitten in den Feſtlichkeiten, beim Ausgang aus dem Theater, ſtarb der Kaiſer. Die Triumphpforte iſt alſo zugleich ein Trauerbogen geworden; indeß er nach außen hin die Symbole der Freude zeigt, zeigt die Stadtſeite Trauer und Betrübniß. Das Ganze trägt den Charakter des Verfalls. Da iſt von keinem eigentlichen Kunſtwerth, von keiner erhebenden Idee die Rede, da ſieht man nur Abſicht, Künſtelei. Nichts von Dem, was die römiſchen Triumphbogen, dieſe Reſte der vergangenen Größe, noch jetzt erhaben macht. Dieſe Pforte iſt ſtumm. Sie gehörte dem Augenblick. So dörren die Eichenblätter an Feſtlichkeitstagen errichteter Ehrenbogen ab, werden Staub, und der Wan-

derer, der sie mit Füßen tritt, weiß nicht, daß sie einst grünten und dufteten. Die kaiserliche Burg ist nicht weniger verwaist, obwol der jedesmalige Landesgouverneur sie bewohnt. Recht schön ist der Erker mit dem sogenannten „goldenen Dache", das Friedrich mit der leeren Tasche in der Absicht, seinen Spottnamen zu Schanden zu machen, errichten ließ. Die eigentliche Perle Innsbrucks ist aber die Hof- und Franzikanerkirche. Sie wurde nach dem letzten Willen Maximilian's I. gebaut, von Ferdinand I. begonnen und zehn Jahre darauf, im Jahre 1563, vollendet, ist schmucklos, ruht im Innern auf zehn Säulen, vor welchen auf mäßigen Erhöhungen achtundzwanzig kolossale Bildsäulen von Erz stehen und das in der Mitte ruhende Monument Maximilian's umgeben. Nicht ohne Ergriffensein tritt man unter diese Gestalten. Maximilian's Charakter taucht aus der geschichtlichen Erinnerung als ein Gemisch von Unternehmung, Wagemuth und abenteuerlichem Drange auf; er ist noch nicht von der spanischen Etiquette abgeschliffen, ist noch treu, noch deutsch,

hat reizbare Nerven, momentane Stimmungen, iſt ritterlich groß. O wie liebe ich dieſe Ritterlichkeit, dieſen Zug des ächten Mannes, der das Schwache ſchützt, ſein Wort hält, nie mit ſeinem Gewiſſen unterhandelt, das Herz auf dem rechten Fleck hat, keine Halbheiten duldet, einfach, wenn auch ein bischen roh iſt! Freilich, wenn man Maximilian ſich in ſpätern Jahren betend, alt denkt, ſchwindet der Zauber. Dann ſinkt er von der Höhe der Ritterlichkeit zur Gewöhnlichkeit herab. Es iſt ſchrecklich, daß das die Geſchichte der meiſten Männer iſt. Wie ſtreiten ſie in der Jugend, wie unternehmungsluſtig, wie voll frommer Entſchlüſſe ſind ſie! Sie wollen eine eigne Bahn gehen, eigne Geſetze haben; nichts iſt ihnen zu ſchwer, nichts zu hoch. Eine Zeitlang, ein Jahrzehend, oft länger, geht das ganz prächtig. Aber dann kommen die Erlebniſſe, die Hinderniſſe, die Jahre, die Ermüdung. Sie bleiben ſtehen. Das Schwert ſinkt. Manch edle Natur iſt ſo untergegangen. Deswegen auch iſt der Tod in der Jugend ſchöner als das Leben im Alter. Deswegen wünſche ich mir

heimlich einen Feind, der mich meuchlings niederwerfe, ehe es die Jahre, die Erfahrung, die Entkräftung thun. Es ist fürchterlich sich zu überleben, noch fürchterlicher, Die sich selbst überleben zu sehen, die wir geachtet, geliebt, oft angebetet haben!

Maximilian's Denkmal erhebt sich auf Stufen von buntem Marmor. Auf der Decke kniet Max im Kaiserornat. Ihn umgeben die Genien der Gerechtigkeit, der Klugheit, Stärke und Mäßigkeit. Die Seiten des Sarkophags füllen die Basreliefs, die die wichtigsten Begebenheiten des Kaisers in carrarischem Marmor zeigen. Diese fesseln die Aufmerksamkeit des Beschauers auf eine seltsame Weise. Man möchte glauben, daß die Arbeit Feenarbeit, die Masse Elfenbein sei. Keine Figur ist über eine Spanne lang, aber jede Figur ist mit einem Fleiße ausgeführt, zu dem ein Menschenleben voll Ausdauer nicht hinreichend scheint. Unsere modernen Künstler würden erröthen, wenn sie ihre Leistungen gegen diese Gewissenhaftigkeit hielten. Gestand doch selbst Thorwaldsen vor die-

ſen Basreliefs ein, daß ſo etwas nicht mehr geſchaffen werden könne. Collin, der Verfertiger dieſer Kunſtwerke, hatte eine ſinnige Gruppirung, eine Richtigkeit der Zeichnung, eine Auffaſſung des Geſchichtlichen, die den freien Blick für alles Charakteriſtiſche noch ſchärft. Meiſterhaft hat er den Unterſchied der Völker, der Deutſchen mit den Franzoſen, der Franzoſen mit den Spaniern und Italienern wiederzugeben gewußt. Nichts iſt ihm klein, Nichts unbedeutend erſchienen. Man fühlt ſich dieſem Werke gegenüber von großer Achtung überſtrömt. Die techniſche Vollendung iſt wenig gegen die ſchwebende Leichtigkeit der Figuren, gegen die volle, unnachahmliche Grazie der Frauen, gegen die Kraft der Männer, die über den Kampf doch nicht die Galanterie vergeſſen haben. Da ſind weibliche Geſichter und Körper aus Licht gewebt, weiche Antlitze mit zarter, beweglicher Heiterkeit, und daneben ſind Männer voll hoher Natur, voll wundervollem Bewußtſein, nicht etwa über ihren Werth, ſondern über ihre Beſtimmung. Max ſteht immer zwiſchen dieſen Figuren, käm-

pfend oder ruhend, arbeitend oder gebietend, wie ein Auserwählter, den Gott auf höhere Stufe geſtellt und zu großen Schickſalen berufen hat. Von früher Jugend, von ſeiner Vermählung mit Maria von Burgund, bis zu dem Alter, wo ihn Enkel begleiten, iſt jedes Ereigniß in dies marmorne Geſchichtsbuch eingetragen. Ich meine Alles, was in Deutſchland Bildhauer iſt, könnte ſein Lebelang an dieſem Werke Studien machen. Jede Figur hat ihre nothwendige Verbindung mit einer andern. Alles gehört zum Ganzen und iſt dem Ganzen untergeordnet, das voll künſtleriſcher Schönheit, voll ideellen Werthes iſt. Man hat dem Bilde des Künſtlers einen Platz am Denkmal ſelbſt angewieſen. Man kann alſo von dem Werke gleich auf den Schaffer blicken. Es iſt ein beſcheidenes, ſinniges, demüthiges Antlitz, das uns da entgegenleuchtet. Eine tiefe Innerlichkeit ſpricht aus den Augen, lächelt ſchwermüthig um den Mund. Daneben hängt ſeine Frau. Die iſt eine jener guten Seelen, die das Leben niemals und ihren Mann am wenigſten begreifen, ein Ver-

nunftweſen, das weder Sinn für's Schöne, noch eine Ahnung von der Freiheit hat. Der Himmel ſegne dieſe Frauen! Sie thun weder Gutes noch Böſes, ſondern ſchlürfen mit eingetretenen Schuhen recht behaglich durch's Leben. Lieben kann man ſie nicht. Dulden — immer. Es iſt aber betrübt, daß faſt alle bedeutende Männer, die ſolche Frauen haben, ſich durch ſie an die Kette der Gewöhnlichkeit legen laſſen und ſich tugendhaft träumen, weil ſie ihnen ſtumpf ergeben ſind. Iſt Ergebung die Tugend der Männer? Ich möchte ſie ihre Schwäche, ihre charakterloſe Seite nennen.

Schauerlich ward mir's zwiſchen den Erzſtatuen, die das Denkmal in zwei langen Reihen umſtehen und von der Zeit kohlſchwarz geworden. Theils Perſonen aus der Familie, theils aus der Geſchichte, die Max beſonders lieb waren, vorſtellend. Theodorich, Alfred von England, Gottfried von Bouillon blickten mich aus offenen oder halb geſchloſſenen Viſiren an. Theodorich hat einen ausdrucksvollen, ſchwermüthigen Kopf und Gottfried von Bouillon ſieht rührend jung unter ſeiner

Dornenkrone hervor. Wie ergreifend der Schmerz der Jugend ſteht, das empfand ich bei der Statue der Johanna von Spanien, die aus Verzweiflung über den Tod ihres Gatten den Verſtand verlor. Man ſagt wol ſo gemeinhin: „Der Menſch habe eine zähe Natur, könne Viel ertragen, ſtürbe ſelten am Unglück.“ Ich will das auch im Allgemeinen annehmen, aber ich glaube an die verheerenden Wirkungen des Schmerzes, an eine untergrabene, von tauſend Gemüthsbewegungen durchwühlte Geſundheit, an ein Morſchwerden des Lebensfadens, der unter andern Umſtänden ſtark geblieben wäre. Das Schickſal mißt nicht immer unſere Kräfte, nicht immer ſind unſere Verhältniſſe dem uns inwohnenden Willen unterworfen. Das mußte ich auch bei Johanna von Spanien denken, die in ihrem langen, ſchleppenden, ſchweren Kleide recht beladen, recht ſorgenvoll ausſieht. Auffallend iſt die Phyſiognomie der Habsburger, die ſich in der öſtreichiſchen Regentenfamilie bis auf die jetzige Zeit erhalten hat. Da iſt die lange Form des Geſichts, da die hängende Unterlippe.

Am elegantesten ist die schmal und schmächtig emporgeschossene Gestalt Arthur's von England. Die Natur schien ihn für ein sanftes Leben auserkoren zu haben. Die zarten Glieder passen nicht für den Krieg, passen nicht für die Rüstung. Aber wer ist noch seinem angebornen Weg gefolgt?

Das Hofersche Monument von Schaller in Wien steht seitwärts in Marmor ausgeführt. Es stellt den Sandwirth vor, wie er, an eine Felswand gelehnt, in der Landestracht eine Fahne in der Hand hält. Er war Oberanführer im Kriege zwischen Oestreich und Frankreich, von großer Kraft, voll Vaterlandsliebe, voll Eifer, diesen Eifer mit dem Tode besiegelnd, den er von den Franzosen gefangen in Mantua 1810 mit Standhaftigkeit erduldete, ein Symbol der Treue und Begeisterung, ein Denkstein der Achtung für Das, was ihn mitten in den Drangsalen des Krieges stets aufrecht erhielt, ein milder, schlichter Mann, der wohl verdient, neben Königen zu stehen, dessen Geschichte Ehrfurcht erweckt und ein Ruhm für die Tiroler ist. Gesegnet sei ein solches Leben!

Beneidenswerth iſt ein ſolcher Tod! Für Das ſterben, was unſere Ueberzeugung iſt, muß ſüß ſein. Ich wenigſtens kann mir nichts Verklärenderes denken, Nichts, was beſchwichtigender über die Sorgen hinwegtrüge.

In derſelben Kirche, in der ſogenannten ſilbernen Kapelle liegt Philippine Welſer von Augsburg, die Gemalin des Erzherzogs Ferdinand, der ſie ihrer Schönheit wegen liebte, ſie wider den Willen ſeiner kaiſerlichen Eltern heirathete und eines ſeltenen häuslichen Glücks mit ihr theilhaftig wurde. Sie ſtammte aus einer berühmten Patricierfamilie und war ihrer unnachahmlichen Anmuth wegen „der Engel von Augsburg“ genannt. Acht Jahre lebte der Erzherzog ihretwegen in der Verbannung. Er trug ſie leicht, denn er liebte. Wie ſchön das einem Manne und einem Fürſten ſteht! Wir ſind ſo gewohnt den Mann als Egoiſten zu ſehen, daß das Gegentheil, die Hingebung, uns hinreißt und begeiſtert. Philippine Welſer iſt zu beneiden. So oft auch ihre Thränen gefloſſen ſein mögen, ſo oft ſie in ihrer Stel-

lung Demüthigung und Schmach erlitt, ſo weinte ſie doch nicht umſonſt, weinte ſie am Herzen ihres Geliebten! Ihr Grab weckte in mir den Wunſch nach ihrem Wohnort. Ich fuhr Nachmittags nach Ambras, dem Schloſſe Ferdinand II., dem Gemal der glücklichen Philippine, ließ mir ihre Zimmer, ihr Badezimmer zeigen, wo ſie ſich die Adern aus Verzweiflung über ihre Schwiegermutter aufgeſchnitten haben ſoll, was aber bei einer ſo glücklichen Ehe nicht denkbar iſt, und that dann einen Blick von der Höhe herab auf Innsbruck, die Martinswand und die grüne Einſamkeit rund herum. Seitwärts rieſelten Cascaden. Ich weiß nicht, warum dieſes fortdauernde Rauſchen, dieſer Anfang, der kein Ende hat, dieſes Streben, Abgründe zu graben, mich tief ergriff. „Unſer Leben rauſcht ſo hinab," mußte ich mir ſagen, „ſo enteilen die Tage, ſo ſtürzen ſie ſich in die Vergeſſenheit. Was bleibt? Ein feuchter Nebel, der hinab- und heraufſteigt." — Was man auch ſagen mag, Einſamkeit ſtärkt. Man lebt nicht ungeſtraft unter Menſchen. Der Kräftigſte entgeht nicht

dem Einfluß der Gewöhnung, dieſer Wahrheit, die die Maſſe mit Schadenfreude und das Genie mit Schmerz erkennt, dieſem Argument des Trivialen, das die eigentliche Beſtimmung bezeichnen hilft. Glücklich, wer ſich von der Welt trennen, einſam leben kann. Ich ſage nicht, daß man ſich von ihr entfernen ſoll, um ausfindig zu machen, ob ſie verändert werden kann; ich ſage nur, daß die Einſamkeit die richtige Perſpective zeigt, die Eindrücke reducirt, das Außergewöhnliche begreifen lehrt und ohne Anſtrengung erſt an das Große glaubt, dann es ſelbſt vollbringen heißt.

In einem der faſt zerſtörten Schloßflügel befand ſich früher eine Sammlung, deren werthvollſte Gegenſtände nach Wien geſchickt worden ſind. Das, was da iſt, beſteht aus Dingen, die Philippine benutzte, aus Schmuckkaſten, nürnberger Schnitzwaaren u. ſ. w. Auch eine Rüſtkammer iſt im Schloß. Mich zogen aber dieſe Dinge weniger als die Ausſicht in's Freie und die kleinen beſcheidenen Räume an, die der Erzherzog mit Philippine bewohnte. Ich kann mich irren, aber ich

denke mir dieſen Erzherzog als ein großes Herz. Gewiß zeigt ſchon ſein Verhältniß zu Philippine, daß er ſich an großartige Anſchauungen hielt, daß ihm die kleinlichen Rückſichten, die armſeligen Intereſſen fern waren. Und ſo ſoll es, ſo muß es ſein, wenn ein Mann wirklich auf der Höhe ſeiner Beſtimmung ſtehen und ſtatt hinter ſeinem Schickſale zu bleiben, ihm voranzueilen ſucht. Die Dichter bilden ſich ein, daß ſie mehr Sinne als die übrigen Sterblichen haben; ſie glauben errathen zu können. Ihnen ſind Vermuthungen — Wirklichkeit; an ſie glauben ſie, nicht an die Geſchichte. Bin ich nun auch keine Dichterin, ſo geſtehe ich doch, daß ich mich gern in des Erzherzogs Seele hineinphantaſirte. Wenn ich irre, wem ſchade ich als mir ſelbſt?

11.

Die Anfänge des Wegs von Innsbruck nach dem Brenner bildet eine eben vollendete, kühn angelegte, in die Felsen gesprengte Straße, die sich schlangenartig in die Höhe windet und bei jedesmaliger Wendung Innsbruck tief unten erblicken läßt. Oben auf der Höhe des Berges Isel sieht man die tobende Sille, wie sie wüthend von Fels zu Fels stürzt, verworren weiter schäumt, zuweilen eine gewisse Lauheit annimmt, dann einen harten Charakter zeigt, Todesstöße empfängt, von Begegnissen zerrüttet das heißeste Bedürfniß nach Ruhe verräth und endlich den Tod findet. Das Thal ist romantisch. Aber die Natur ist lange nicht so wild, lange nicht so erhaben, als ich mir eingebildet hatte. Die Felsen haben monotone Formen. Die Vegetation hat nicht jene Kraft, die in Italien waltet; nichts beengt, nichts erfreuet. Die Posterpedition ist schlecht. Ueberall Mangel an Pferden, sich herausstellende Nothwen-

digkeiten, mit denſelben Thieren zwei Stationen und das in einer Jahreszeit fahren müſſen, wo die Hitze die Kraft zur Hälfte verzehrt. Wir aßen in Steinach zu Mittag. Es war ein echtes Tirolerhaus, das uns aufnahm, eines jener buntbemalten, mit vielen Heiligen geſchmückten Häuſer, die unnachahmlich reinlich, aber durch und durch geſchmacklos ſind. Hier beginnt die Auffahrt auf den Brenner; ſie iſt ſo ſanft, ſo allmälig, ſo unfühlbar, daß man erſtaunt, nicht wie bei andern Alpenpäſſen klettern zu müſſen. Die Schlucht, durch die ſich die Sille drängt, iſt eng. Die Orte Stafflach und Gries ſind von überraſchender Fruchtbarkeit umgeben. Nun geht es eine Zeitlang ſteil empor. Föhren und Geſtein bezeichnen die höhere Alpenregion. Der Brenner liegt rechts. Aus einem Felſen ſtrömt unſcheinbar als Bach die Eiſak von der lieblichſten Alpenflora umgeben, ſo ſtill und harmlos, daß man in ihr nur eine Quelle ſieht. Die Einſamkeit wird rauher, die Eiſak größer. Nun denkt man, daß die eigentliche Auffahrt beginnen ſoll, und ſie iſt vollendet. Schon

rollt man abwärts. Seitwärts liegt das Brennerbad, deſſen Quelle heilbringend, deſſen Luft geſund iſt. Die Straße zieht ſich eng zuſammen. Dann prallt ſie auseinander. Wir ſind in der Ebene, haben die ſchön gelegene Veſte Straßberg zur Seite und fahren durch Sterzing zum Sterzinger Moos, einer moraſtigen Gegend, die ehedem ein See geweſen ſein mag. Hier ſind blutige Schlachten vorgefallen, hier ſtritt Andreas Hofer 1809 gegen die Bayern und vertrieb ſie, hier iſt auch die Mündung in's Paſſeyrthal. Es war Viehmarkt in Sterzing. Von weit her kamen maleriſch gekleidete Schäfer, mit breitkantigen Hüten und großen Stöcken und vielen Heerden von Kühen und Ziegen vor ſich in die Stadt hinein. Sonderbar kontraſtirten dieſe kräftigen Männergeſtalten mit der Ermüdung im Geſichte und der Wildheit ihrer Ziegen, die ungeheuer gewundene Hörner hatten und ſlawakiſche (nach Angabe unſeres Poſtillons) Ziegen ſein ſollten.

Die Gegend wird unfruchtbar. Dürftiger Hafer wächſt auf dem Acker. Die Bäume ſind ver-

ſchwunden. Die Natur ſcheint erſchöpft ſich dieſen Ort gewählt zu haben, um einen dumpfen Schlaf zu thun, bringt nichts als Sumpf, nichts als Geſträuch hervor. Dann plötzlich ſchlägt ſie die Augen auf, erhebt ſich und ſäet in ein enges Thal, der wilden Eiſak zur Seite, hohe Eichen, ſchlanke Tannen, grünendes Moos, Blumen, ſo bunt, daß man an die Wunder des Orients glaubt. Man iſt in der Nähe von Mittewald, entdeckt eine ſüdlichere Färbung, Kaſtanien und Wein, der ſparſam die Abhänge hinanklimmt.

Es war Abend, als wir in Mittewald anlangten. Ein einſam gelegener Ort, in dem wir zuerſt übernachten wollten, dann aber fuhren wir weiter nach Brixen in der Hoffnung auf beſſeres Nachtlager. Während die Pferde gewechſelt wurden, ging ich auf die über die Eiſak geſchlagene Brücke, ſah auf die ſchroff herniederhängenden Ufer, hörte das Rauſchen des Waſſers und ließ mich mit dem reißenden Strom in Gedanken fort in's Unendliche ziehen. Immer iſt mir ſo ein ſtrömendes Flußbett wie ein Symbol der Ewigkeit,

wie ein Hinweis auf ernſte Betrachtungen vorgekommen. Nie habe ich tiefer des Menſchen Beruf, die Unruhe ſeiner Wünſche, ſein Glück und ſein Elend, als in der Dämmerung an einem ſchönen Ort, umgeben von Naturwundern, empfunden. Iſt doch ſein Leben nicht an den vorüberrauſchenden Moment, ſeine That nicht an Geſpenſter gebannt. Sein Gedankenkreis ſchließt die Nothwendigkeit an ſich und der Welt zu beſſern ein, zu vereinfachen, zu kräftigen, der Materie mehr Energie, dem Weſen mehr Schwung, den Organen mehr Vollkommenheit zu geben. Er ſoll der Vermittler der Natur, ihr Verſchönerer, ihr Helfer ſein. Das Material ſoll er bearbeiten, die Mistöne ausgleichen, die Metalle reinigen, die Blumen pflegen, Prineipien aus dem Dunkeln hervor und an's Licht heben, Gedanken wecken und ſie der ewigen Ordnung näher bringen. Dieſe Idee macht aus dem Menſchen den Träger einer Himmelsaufgabe, ernennt ihn zum Sieger über Hinderniſſe, läßt ihn ausharren in tiefer Betrübniß. Aber iſt dieſe Idee eine richtige? Iſt ſie nicht hervorgegangen

aus Eitelkeit oder Ehrgeiz? Gibt es nicht Momente, wo ſtatt ihrer der Menſch ſich geſtehen muß, daß ein einziger Ruck, ein einziges Verſehen, ein einziges Ereigniß ein ganzes Daſein vernichten kann? Wer ſollte ſich nicht ſchwermüthig eingeſtehen, daß das Leben eben dieſer Zufälligkeiten, eben dieſer Einrichtungen wegen ein Zuſammenfluß verkappten Elends aller Art iſt und wir Alle wie die Kinder ſind, die ſich reich glauben, weil ſie vergoldete Nüſſe beſitzen? Man hat mir von Weisheit, von Ergebung geſprochen, man hat mir gerathen, das Leben kaltblütig, ohne Leidenſchaft hinzunehmen. Das iſt aber leichter geſagt als gethan. Die Weiſen, heißt es, leben ohne Unruhe, weil ſie Alles mit feſtem Blicke betrachten und durch Nichts in ihrem Frieden, in der Würde ihres Seins geſtört werden können. Aber ſind wir weiſe? Drängen ſich nicht tauſend Hinderniſſe dieſer ruhigen Lebensanſicht entgegen? Um die Gegenwart, wie ſie iſt, hinzunehmen und der Zukunft ohne Furcht zu gedenken, ſoll man ſie vergeſſen, Alles dem Zufall anheimſtellen. Iſt das

nicht Unſinn? Wenn wir unſer Schickſal in Händen haben, wie dieſes Schickſal nicht in ſeinen Fäden überſehen, wie es nicht leiten wollen? Die Begebenheiten überblicken, die Hinderniſſe ahnen, die Erfüllung ahnen, wollen, um zu können, heißt das nicht Unruhe, Sorge haben? Im Gegentheil ſage ich, daß es eine Nothwendigkeit, eine Pflicht iſt, an die Zukunft zu denken, ihr ſelbſt Neigungen anzuvertrauen, da Jeder von uns der Bewahrer fremden Glückes iſt. Die Gleichgültigkeit iſt ein Unrecht. Wo iſt der Menſch, der ſo allein ſtünde, um nicht für Andere ſorgen zu müſſen? Wer hätte nicht ein Herz, was er beglücken oder tödten kann? Und wir ſollten gleichgültig ſein?

Aus dieſen Betrachtungen riß mich das Rollen eines Wagens. Eine einzelne Dame, von Kammerdiener und Kammerjungfer begleitet, ſtieg aus, ließ ſich ein Zimmer geben, befahl rechts und links und verſchwand. Sie reizte meine Neugierde. Ich fragte. Es hieß, ſie ſei eine vornehme Dame, die allein reiſe, ſehr melancholiſch ſei und ihre Dienerſchaft bis auf's Blut quäle. Nun war

mein Intereſſe verſchwunden. An ſeine Stelle trat die Betrachtung, daß es Menſchen gibt, die ſich nie an den Platz der Andern ſetzen, nie ſich aufgeben, in Alles den Wermuth ihres Innern gießen, ſebſt gequält, quälen müſſen. Wie das traurig, beſonders an einer Frau iſt, wie das eine wenig entwickelte Natur, viel Eigenſinn und keine Kraft zeigt! Und nun vollends ſich vergeſſen gegen Die, die unſere Untergebenen, der ſchwache Theil gegen uns ſind? Das iſt ungroßmüthig. Und doch gibt es ſolche Frauen zu Tauſenden. Man erkundige ſich, welch ein Leben ſie führen und man wird hören, daß ſie um elf Uhr aufſtehen, drei Stunden an der Toilette ſitzen, dann ſpazieren fahren, dann eſſen. Nach Tiſche gönnen ſie einige Augenblicke dem Gatten und den Kindern, dann wird wieder ein Spaziergang gemacht, dann in Geſellſchaft gegangen, dann geſchlafen! Große Kleinlichkeit, ehrgeizige Nichtigkeit, die Ihr ein ſolches Leben beneidet, wo hier einen Zweck, wo Thaten ſuchen? Und ein ſolches Daſein hängt mit einem edeln, vielleicht gequälten zuſammen! Und

dieſes edle Daſein opfert ſich einem Dinge auf, das ſo klein, ſo nichtig, ſo unfruchtbar, ſo nutzlos iſt? Und dies Ding erregt durch einen ſeltſamen Widerſpruch dauernde Neigungen, Hingebung und Liebe, indeß das opferſüchtige, klopfende, überfließende Herz einſam bleibt, einſam leidet!

12.

Nächtlich wie dieſe Gedanken, war die Fahrt nach Brixen. Von Mittewald nach der Franzensveſte führt der Weg durch eine ſchaurige Felſenſchlucht. Links zieht ſich eine Straße nach dem Puſterthal, rechts eilt man über Vahren nach Brixen. Es war ganz dunkel geworden, als wir am Elephanten hielten. Ein italieniſcher Hausknecht öffnete das Thor. Ich ging ſchnell zu Bette, in der Idee, morgen mit italieniſchen Eindrücken zu erwachen. Ich irrte aber wieder. Der Brenner iſt kein Alpenpaß, hinter dem ſich plötzlich überraſchende Dinge, wie hinter dem Splügen, hinter dem Wormſer Joch, hinter dem Simplon darbieten. Nicht einmal Welſchtirol fängt hier ſchon an. Dennoch war der Blick aus dem Fenſter am Morgen ſehr lieblich. Ich hatte vor mir ein Roſengärtchen, einen Nußbaum, grüne Berge. Mehr bedarf es nicht, um das Leben auf Augenblicke ſchön zu finden. Geſtehen will ich aber doch,

daß das ungeduldige, welſchlandſüchtige Herz ungerecht gegen Gegenden war, die von minder Verwöhnten mit Jubel begrüßt worden wären. Die maleriſchen Perſpectiven, der Eiſak entlang, das hochthronende Kloſter Seben, das neckiſche Hin- und Wiedergeſchicktwerden von der Eiſak, die bald den Weg auf das eine, bald auf das andere Ufer drängt, die wunderbare Verſchiebung des engen Thals, alles Das iſt wirklich ſchön. Angenehm iſt es auch, eine Regierung zu ſehen, die etwas auf Straßenbau hält, die die Chauſſéen, wenn auch nicht die Poſtexpeditionen pflegt; aber bitter für den Reiſenden iſt es, mitten in entſtehende Verbeſſerungen hineinzufallen und aufgeſchüttetes Straßengeröll zerfahren zu ſollen. Das war eine Pein, ein Hin- und Herſchwanken des Wagens, ein Aechzen des Poſtillons, ein Stöhnen der Räder! Die Hitze war groß. Groß das Entzücken, als wir in ein wunderbar liebliches Thal einbogen, in welchem uns Feigenbäume und Granaten begrüßten. Die ganze Atmoſphäre war mit Wohlgerüchen gefüllt. Sie quollen aus der Erde, aus

den Blumen und Bäumen. Durch das reiche, kräftige Laub ſchimmerte ein tiefblauer Himmel, die Felſen waren violett übergoſſen und ſtreckten ſtolz und melancholiſch ihre Häupter hoch in die Lüfte. Lag nicht etwas Feenhaftes darin, Etwas das dem Gemüth morgenländiſche Bilder voll Schönheit, voll Poeſie, voll Leidenſchaft vorführte? Hoch oben ſteht die Veſte Stein, von der die Sage geht, daß Nachmittags drei Uhr ein ſchönes Fräulein aus unterirdiſchen Gewölben ſteigt, weinend das Tageslicht begrüßt und weinend in die Trümmer ſtarrt. Bis jetzt hat noch Nichts die arme Jungfrau erlöſt; nicht Gebet noch Zauber. Sie muß immer weinen, nichts als weinen, ob aus Reue oder Schmerz, Sehnſucht oder Ermüdung, weiß Niemand als ſie ſelbſt! Die Thalwände rücken hier auseinander und plötzlich zeigt ſich in einem weiten Keſſel Botzen, italieniſch Bolzano genannt. Die unregelmäßig erbaute Stadt, die auf einer Art von Halbinſel mit einigen ſchön hervorragenden Kirchen liegt, ergötzte mich. Die Beleuchtung war durch Wolken gedämpft und den

Gebäuden vortheilhaft. Die glühenden Strahlen fielen verſtohlen in Geiſterglanz hernieder oder glitten an reichen Blumenbouquets vorüber, die jedes Fenſter oft in überraſchender Pracht bot.

Im Wirthshaus war's mir behaglich. Aber bald drängte ſich mir die Frage auf, ob ich an der Schwelle Italiens mit der Etſch ununterbrochen herabrollend mich hier nach Trident und Verona wenden, oder ob ich durch das Etſchthal aufwärts nach Meran und dem Wormſer Joch fahren ſollte. Der eine war ein bequemer, höchſt freundlicher, der andere ein romantiſcher, ſehr wilder Weg. Verona winkte. Es lag ein unwiderſtehlicher Zauber in dem Gedanken, daß ich in zwei Tagen in Verona, in ſechs in Florenz ſein könnte. Ich mußte mir das ausmalen, ganz ausmalen; ich ſtand wieder in der Arena, wieder in der Santa Maria del fiore, im Palaſt Pitti, im Palazzo degli Uffici, in der Tribüne... dann faßte ich einen vernünftigen Entſchluß, wie die Welt ſagt, conſultirte Mittel und Zeit und, da beide für Florenz nicht ausreichten, machte ich

rechts um und fuhr nach Meran. Es iſt ein unfreundlicher Weg, der dahin führt. Die üppige Vegetation hört auf, die Felſen ſind kahl und arm. Düſtere Weiden, Kinder der Sümpfe, neigen ihr graues Laub auf Wieſen, die nicht lieblich ſind. Es iſt eine aus dem Chaos herausgerungene Natur, ein Etwas, was noch Nichts iſt, ein Bild des Sterbens, nicht des Todes. Ich mußte an die Wüſte des Lebens, an die herben Enttäuſchungen, an die geknickten Wünſche denken. Es kam eine unendliche Traurigkeit über mich. Aber plötzlich lag das geprieſene Meran vor mir und in dieſem Anblick ging das Gefühl der perſönlichen Trauer und der perſönlichen Angelegenheit unter. Ich blickte neugierig um mich, ich wollte die mir ſo oft geſchilderte Schönheit ſelbſt erſpähen, urtheilen, ob dieſer Ruf gegründet ſei, und kam doch erſt bei der Abreiſe aus Meran zu dem Reſultat, daß es ſich weit weniger überraſchend von der Seite von Botzen, als der von Eyrs zeigt. Die Schönheit Merans beſteht in dem Anbau, in den terraſſirten Anpflan-

zungen, in grünen, recht lieblichen Bergwänden, die in der Mitte einen üppigen Berg eingeſchloſſen haben. Auf den Bergen herum zerſtreut liegen Burgen, Villen, Meierhöfe, theils mit rothen, theils mit Schieferdächern und grünem Weinlaub gedeckt, freundlich anzuſehen, aber ohne jene ordnende Hand, die der Bequemlichkeit Ruheſitze auf ſchönen Punkten geſchaffen hätte. Wenn die Schweiz bereits zur Parkanlage umgewandelt iſt, wenn ſich überall auf den höchſten Höhen Gaſtwirthe angebauet haben, die überraſchendſte Induſtrie mitten auf den Gletſchern wohnt, ſo liegt die Natur in Tirol und in Meran noch brach. Möglich, daß in zwanzig Jahren, hier wie in Genf ein Hotel des Bergues auf Actien gebaut wird, kleine, jetzt wenig anerkannte Plätzchen, murmelnde Quellen, plätſchernde Cascaden zur europäiſchen Berühmtheit gelangt ſein können; in dieſem Augenblick bietet das Poſthaus zu Meran zu wenig Bequemlichkeiten, um bei einem düſtern Regentage an eine Gegend zu feſſeln, die nur bei Sonnenſchein ſchön iſt. Der Sinn unſers Jahr-

hunderts iſt verwöhnt. Ohne Sybarit zu ſein, hat man ſich doch in die Schlinggewächſe des Luxus ſo hineingewebt, daß man ihn da ſchon wirklich verlangt, wo die Hypercultur der Wirthe ſich bereits auf die Rechnungen erſtreckt hat. Meran erſchien mir wie ſo manches Glück erſt dann ſchön, als ich von ihm ſchied. Meran hat von dem Vinſchgau aus betrachtet, einen unwiderſtehlichen Charakter der Lieblichkeit. Da liegt auch das Schloß Tirol auf der Höhe, liegen die Trümmer des Schloſſes der Margaretha Maultaſch, die ihre Liebhaber, wenn ſie ihrer überdrüſſig war, umbrachte. Das muß eine Seele von Erz geweſen ſein, wenn's überhaupt Seelen von Erz geben kann. Sie beſaß des Weibes grauſame Undankbarkeit, die zügelloſeſte Selbſtſucht. Ob ſie ſich wol nie geſagt hat, daß Gott einmal Rechenſchaft von ihr für das fremde, ihr anvertraute Glück fordern würde? Sie hatte Jünglinge zu Liebhabern, deren Angeſicht von der Schönheit der Engel ſtrahlte. Was gibt es Reineres, Rührenderes als die Jugend? Wo findet ſich ein wei-

cheres Augenlid, das auf und ab als Schleier für einen demüthigen Blick ſchwebt? Wo thronte die Ruhe des Himmels, wo ſeine Bläue, wenn nicht im Auge der Jugend? Dieſer ſchwebende Gang, dieſe ſanften Bewegungen, dieſe fliegende Röthe, dieſe ſchmachtende Bläſſe, das Alles gehört einem Gemüth, das Gott auf die Erde ſetzt, um zum Engel zu werden. Und wenn nun dieſer Engel unter den Einfluß zernichtender Leidenſchaften geräth, wenn er in den Eisſchollen der Verzweiflung verliſcht, wenn er ſich nicht mehr aus der Tiefe der Abgründe erheben kann, wie dann? O Weib, bedenke, was du thuſt! Erdrücke nicht dieſen Jüngling durch die Laſt deiner Sünde. Gönne ihm die Kühle und die Sonne, erſpare ihm den Sturm, den Blitz, Alles, was zerſtören, austrocknen oder tödten könnte. Ach, daß es ſo viel Grauſamkeit im Leben, ſo viel Haß in der Liebe geben kann, daß die tiefſten Neigungen noch egoiſtiſch ſind, Nichts unentbehrlich iſt, Niemand dem kalten Herzen Wärme einflößen kann, Alles ſo erbärmlich wie ein Spielwerk iſt! Dieſe Mar-

garetha Maultaſch war vielleicht einſt ein reiches Gemüth. Aber ſie wollte Alles beſitzen, Alles erſpähen, Alles kennen. Wer ihr hätte zurufen können: „Eile nicht ſo ſchnell durch's Leben, genieße Schritt für Schritt jene unſagbaren Seligkeiten, die ein Wort, ein Blick, ein Gedanke, all' die Wonnen einer erſten Liebe gibt. Bedenke, daß Stunden kommen, wo die Poeſie über uns wie der heilige Geiſt bricht, wo unſer Herz ſchneller ſchlägt, unſere Seele die Hülle verläßt und alle Willensfeſſeln ſprengt, um ſich in eine andere aufzulöſen. Rufe dir die Dämmerung des Abends, den Aufgang des Mondes, die erſten Streifen der Morgenröthe zurück, frage dich, ob du dich einem unſichtbaren Etwas, einem Glück ohne Form und Namen, einem Weſen hingegeben haſt, das im Himmel, in der Luft, überall iſt? Du wirſt denken, daß dies Etwas die Liebe iſt und doch wirſt du erkennen, daß außer dem Bereich der Wünſche noch Bedürfniſſe, noch eine Sehnſucht waltet, die nichts befriedigen kann. Ueberſättige dich nicht, wiſſe dich zu beherrſchen.

Suche nicht in der gebrechlichen Hülle allein Das, was dem Geiſt gehört.“ Wer hörte aber auf gut gemeinte Rathſchläge? Margaretha wol weniger, als jede andere Frau, Margaretha ſo wenig, daß ſie tödtete, was ſie liebte. Sonderbar, daß ſolche Gemüther immer zu zerſtören finden, daß ſich ihnen die Welt unterordnet, daß ſie mit dem Fuße auf zuckendem Herzen ſtehen und ſtolz ihr Haupt in den Himmel erheben. Ich mußte mir das lebhaft denken, als ich die Trümmer dieſer Burg ſah. Aufſteigend nach dem Vinſchgau fuhren wir durch Bogengänge von Weinlaub. Ich habe in meinem Leben nichts Hübſcheres als dieſe grünen Laubdächer geſehen, zwiſchen denen hindurch das Sonnenlicht tropfenweiſe fiel. Ganze Viertelſtunden lang rankte ſich der Wein bis in den Wagen hinab und wenn dann eine lichte Stelle kam, ſo bot die Ferne himmelhohe Berge, maleriſche Orte, ſtrömende Waldbäche. Im Wieſengrün nahm ſich die ſchöne Tracht der Tiroler mit den grünen Tragbändern gar prächtig aus. Es ſind kräftige Männergeſtalten, die zu der Betrachtung hinreißen,

daß das Glück eines geiſtreichen Regenten darin beſtehen ſollte, ſolche Thalbewohner aus jenem vegetativen Leben zur Intelligenz zu wecken. Trotz der bald lateiniſch, bald ſlaviſch klingenden Ortsnamen iſt in Tirol Alles deutſch und doch — wie fern iſt es vom geiſtigen Mittelpunkt der Nation, wie wenig iſt ihm noch vom Taufwaſſer der Civiliſation zugefloſſen! Was in den Völkern als Goldader ruht, das iſt die Intelligenz. Wird ſie zu Tage gefördert? Wird die Willenskraft durch die Civiliſation ſo ausgebildet, daß aus dem kindiſchen Sehnen, Wünſchen, Fühlen ein kräftiges, geſundes Können wird? In den Tirolern liegt ein Ausdruck des Trotzes, der mir auffiel. Sie mögen Manches zu überwinden haben, ihre Exiſtenz mag ſich oft in den Spruch auflöſen, ihr Brot im Schweiß des Angeſichts zu verdienen; dennoch war es mir, als müßten dieſe Rebengewinde, dieſe Kaſtanienwälder, dieſe grünen Viehweiden mehr Heiterkeit erzeugen.

Die Etſch floß uns zur Linken. Durch ein raſendes Gewitter war die Straße aufgeriſſen.

Der Wagen mußte über Waldbäche mehr gehoben als getragen werden. Das Dorf Goldrain iſt vom Schloß Annenberg überragt. Im Gebirge, das allmälig von grünen Alpen ſich zur Schneeregion ſteigert, lagert Unter- und Obermontan. Die Gegend wird wieder wilder. In Eyrs verſicherte man uns, daß der Uebergang des Wormſer Jochs nach einem ſo langen Winter unmöglich oder wenigſtens zu beſchwerlich ſei. Ich fuhr alſo nach Mals, um von da durch Finſtermunz nach dem Bodenſee zu gelangen, allein in Mals angekommen, im Augenblick des Pferdewechſels, gerade wie ich zu meinem Erſtaunen die Augsburger Zeitung auf dem Tiſche eines unſcheinbaren Tirolerhauſes fand, traf der Poſtmeiſter von Bormio ein, der den Weg über den Stilvio ſoeben im Wagen zurückgelegt hatte, und überredete mich, dennoch den Weg über den Comerſee einzuſchlagen. Ich gab alſo meiner Sehnſucht nach Italien nach, faßte einen Entſchluß, ließ den Wagen wenden und fuhr dem Wormſer Joch zu. Gleich hinter Prad thürmen ſich die Felſen ſo auf, daß man an der Möglichkeit, ſie zu

überſchreiten, zweifelt. Der Suldenbach, der aus dem Ortelesgletſcher kommt, ſtrömt wild und gelb von Fels zu Fels, von einem Bergesſturz noch wilder gemacht. Hier nimmt man gleichſam Abſchied von den bewohnten Gegenden der Menſchheit. Bei Gonmagoi, das ein ärmliches Dorf iſt, vereinigt ſich der Trafoibach mit dem Sulden. Nun ſteigt die höchſte Fahrſtraße der Welt in allmäligen Windungen dem Himmel immer näher. Möglich, daß ein Maulthier über die Spitzen der Cordilleren höher klimmt, hier iſt ein geregelter Paß und dieſer Paß erhebt ſich nahe an zehntauſend Fuß über dem Meere! Schade, daß er ſo oft durch Lawinen zerſtört wird! Schon vor Trafoi gewahrten wir friſche Spuren jener vernichtenden Gewalten, die mit einem fallenden Sandkorn beginnen und ſich zu grauſigen Rieſen aufbäumen. Ein Bild der Zerſtörung nach dem andern drängt ſich uns entgegen. Augenblicklich in Staunen verſenkt, nimmt dieſes Staunen bald die Geſtalt des Grauſens an. Der Menſch fühlt ſich in der Mitte dieſer Wunder klein, er, der doch

dieſe Wunder überwältigt hat. Dicht bei Trafoi war der Bach unter einer ungeheuern Lawine verſchwunden. Dann trat der Gletſcher in ſeiner grünen, durchſichtigen Hülle hervor, überwacht von der Ortelesſpitze, die ſo nahe ſcheint, daß man ſie mit zwei Sprüngen zu erreichen glaubt. In Trafoi waren, wie ſo oft in Tirol, keine Pferde. Die dort ſtationirende Poſtmeiſterin machte uns den naiven Vorſchlag bei ihr um drei Uhr Mittags Nachtquartier zu halten. Wir zogen vor, die Pferde, die uns von Prad hierher geführt, ausruhen zu laſſen und dann mit ihnen nach der Franzenshöhe hinauf zu fahren. Während ſie gefüttert wurden, vertiefte ich mich in die Schauer dieſer Natur. Keine Feder iſt fähig, ſie zu beſchreiben. Der kälteſte Gotteslängner müßte in der Mitte dieſes erhabenen Schauſpiels anbetend ausrufen: „Herr, der Blitz ſchläft zu deinen Füßen und von deiner Stirne herab leuchtet das Licht,“ ſo dringend ſind die Stimmen, die in der Einſamkeit ſich zu ihm unter tauſend Schauern erheben. Alles hier iſt mit einem größern Maßſtab

als in den Thälern gemeſſen. Alles ruft tiefſchlummernde Gefühle wach. Das Gekrächze der Krähen, die im Gletſcherſchnee Nahrung geſucht hatten, durchdrang die feierliche Stille. Unter mir lag eine Welt. Was wünſchte ich ihr? Wahrhaftige Menſchen, die eine tüchtige Ueberzeugung haben, Menſchen, die ſich nicht von den Verhältniſſen zerſchellen laſſen. Wenn ein unwiderſtehliches Gefühl uns von den Dingen, die uns umgeben, weit forttreibt, ſo iſt das doch nur der Beweis, daß unſere Fähigkeiten größer als unſere irdiſche Begrenzung ſind. Wir leiden, nicht Das zu ſein, was wir ſein könnten. Wären wir es, wir würden alsbald dieſes Uebermaß der Kräfte, dieſe Fülle an Sehnſucht, die jetzt unſere Exiſtenz ausmachen, beweinen, würden an der Befriedigung wie jetzt an der Entbehrung erkranken, würden gleichgültig, träumeriſch ſein, da das Reich der Ideale ewig über uns, nicht um uns ſein muß.

Von Trafoi nach der Franzenshöhe bildet der Weg in ſeinen Windungen ſo viele Schlangenwege, daß er einem Irrgarten ähnelt. Die nahe-

liegenden Berge und Gletſcher ſinken in die Tiefe. Weicher Schnee, der alsbald in der warmen Hand zergeht, verdrängt die immer kärglicher werdende Vegetation. Der Rückblick auf die Gebirgskette jenſeits des Vinſchgaues iſt erhaben. Die Sonne bohrt ſich mit Lanzenſtichen durch die Wolken. Der Horizont flammt und verlöſcht. Unruhig ſchweift der Blick hin und her. Dieſe Umgebung iſt erſt erſchreckend, dann monoton. Das vegetabiliſche Leben hat aufgehört. Franzenshöhe liegt mitten im Schnee, umgeben von grauen Felſen, die halb von friſchgefallenen Flocken bedeckt, Grandville'ſche Figuren auf endloſen Flächen zeigen. Die Phantaſie hat bereits die Monotonie dieſer Gegend überſatt. Sie ſucht diejenigen Stellen, wo das Felsgeſtein aus der weißen Decke hervorguckt, gleich Hieroglyphen zu deuten. Eingekeilt in die Schluchten, ruht die Poſtſtation, einem Kloſter ähnlich, 9000 Fuß hoch über dem Meere. Man vermißt hier eine kleine Kapelle. Eine Kapelle an dieſem ſchauerlich einſamen Ort, würde eine große Andacht wecken. Weckt dieſe Gegend doch

ſchon die Ueberzeugung, daß alles Irdiſche eitel iſt, daß, was der Menſch beſitzt, in ihm und, was er verliert, ſeine Schuld iſt. Wie fallen hier, in dieſen Höhen, die Kleinheiten des Daſeins von dem Gemüthe gleich jenem Sandſtein ab, der den Kryſtall verbarg! Was ſind Schmerzen? Eingebildete Aengſte, Meinungsbedürfniſſe, eintägige Widerwärtigkeiten, Sklaverei, die ſich an Phantome hängt. Ueberlaſſe der Menge, was vorüberflattert. Denke nur an das Ewige, das das Princip der geregelten Welt, wie der Menſch ihr Inſtrument iſt, bilde das Geiſtige aus, hilf dem Menſchen. Das iſt die Aufgabe. Die Intelligenz ſoll gegen die Materie ankämpfen, ſoll jene blinden Mächte vernichten, deren Wirkungen Zufall ſind. Geht die Welt doch ewig ihrem Zwecke zu, warum ſollte der Menſch ſtillеſtehen, in Zuſtände verſinken, die unzuläßlich ſind? Das Leben ſchmilzt einzig und allein in die Lehre zuſammen, daß das Gemüth ſtark und gerecht ſein muß. Energiſch leiden, iſt der Apathie wollüſtiger Genüſſe vorzuziehen. Wer gehorcht und ſtill ſeinen

Schmerz trägt, iſt größer als der genießt und befiehlt. Was du fürchteſt, iſt nichtig. Was du hoffeſt, iſt wieder nichtig. Nur ein Ding iſt gut und das iſt, der Wahrheit und ſeiner Natur nach leben zu können.

Es mußte ein Führer genommen werden, um dem Poſtillon bei vorkommenden Unglücksfällen beizuſtehen. Der Schnee thürmte ſich auf beiden Seiten des Weges zu Bergen auf. Die Chauſſée hing wie eine Seeleitung, mit hölzernen Galerien überbauet, an den Felſen, an ſchwindelnden Tiefen. Wolken zogen unter uns. Seitwärts im Nebel ſchwamm ein Regenbogen. Ganz leiſe rief ein Kuckuck vom Thale herauf uns ſeinen verhallenden Gruß zu. Je höher wir kamen, deſto ſchauerlicher ward es. Es war ein eignes Gefühl ſich ſagen zu müſſen, daß wir die höchſte Höhe über dem bewohnten, lärmenden Europa bald erreicht haben und wie die Vögel in Wolken ſchweben würden. In einer der Galerien begegnete uns ein veltliner Weinwagen. Es war dies kein kleines Ungemach, denn der Weg war ſchmal, rechts gähnte ein furchtbarer Abgrund. Dennoch

gelang es den mit Rieſenanſtrengung arbeitenden Kutſchern, die Gefahr zu wenden. Dazwiſchen ergötzten mich die aufgehäuften Eisblöcke, die meergrün ſchimmerten, und der weiße Schnee, in dem die armen Pferde ſtürzten und ſich wieder aufrafften. Aber nach dieſen gewaltſamen Eindrücken kam die Ermüdung, kam das Gefühl, mehr leidend als unternehmend zu ſein. Wir waren gleichſam die Opfer einer Anſtrengung, die über unſere Erwartung ging. Da endlich, mitten im häuſerhohen Schnee, ſchon von der eingedrungenen Nacht überſchattet, erſcholl der Ruf des Poſtillons, daß wir auf der Höhe ſeien. Ich athmete tief auf. Um mich herum in endloſer Entfernung nichts als Schnee. Unter mir die Welt, meine Lieben, meine Erinnerungen. Mir rannen Thränen aus den Augen. Mein Herz pochte beklemmt. Es war ein ſtiller, heiliger Augenblick. Dann ging es raſch durch Wälle von Schnee hinunter nach Santa Maria, wo uns die Poſtmeiſterin mit Jubel als die erſten Reiſenden begrüßte, die die Fahrt über den Stilvio dieſes Jahr mit Rädern

gemacht hatten. Von da iſt die Straße wildromantiſch. In ſchwindelnden Biegungen, vor Abgründen vorbei, durch lange, rabenſchwarze Galerien, neben der tobenden Adda hin, die hier ihren Urſprung nimmt, führt der Weg nach Bormio, in deſſen Badeanſtalt uns das wohlthuende Gefühl empfing, die bekannte, uns ſo liebe italieniſche Einrichtung gleich beim Eintritt in ein neues Land zu finden. Morgens ſchien zwar die Sonne warm auf die ſchroffen, uns umgebenden Steinwände, aber ein Blick aus dem Fenſter lehrte uns, daß wir das Thal noch nicht erreicht, daß kalte, todeskalte Gegenden uns noch umfangen hielten. Der rauhe Gebirgscharakter verliert ſich kaum in Veltlin bei Tiranno, taucht auch noch bei Sondrio hervor, bis denn endlich bei Colico der Wagen einbiegt und den grünen Spiegel des Comerſees mit ſeinen Cypreſſen- und Orangenhainen, mit ſeinen unverwelklichen Erinnerungen vor uns in entzückender Schöne ſich ausbreitet. „Da liegt Varenna," ſagte der Poſtillon ſich zu mir wendend. „Das iſt das Paradies," jubelte ich wonnetrunken, wieder in Italien zu ſein.

II.

Paris.

1846.

Es iſt ſchön in Paris ſein, auf den Brücken der Seine ſtehen, die Deputirtenkammer, die Madeleine, vom Platze der Eintracht aus die Tuilerien und die Elyſäiſchen Felder betrachten; aber es iſt traurig, dort im heftigen Regen anzukommen. Als ich in dieſem Frühling neugierig in Paris ein- und über die Boulevards fuhr, ſtrömte es in Gießbächen. Welch ein Gewimmel von ausgeſpannten Schirmen, welch ein Jagen der Equipagen! Man hat Eile, fort von den Straßen in die Paſſagen, Häuſer oder unter die Thorwege zu kommen. Ehrgeiz, Ruhmdurſt, Forſchung, Wiſſenſchaft, Unruhe, Unglück und Glanz, ſie werfen ſich alle in die Cafés, wenn plötzlich ein Platzregen herunterbricht. Wie ſeltſam dies Paris

iſt! Hier iſt es ein reizendes Ungeheuer, dort eine junge kokette Dame. Weiter unten ein verkrüppelter Greis, näher heran ein Modegeck. In der Mittagszeit lebt und rennt Alles durcheinander; dann raſſeln die Wagen, ſchreien die Verkäufer, krachen die Omnibus, zittert und ſpricht die fieberhafteſte Bewegung. Nach Mitternacht, wenn die Theater ihr großes Publikum ausgeworfen haben und die Cafés geſchloſſen ſind, wird Paris plötzlich aus der Proſa in die Poeſie verſetzt. So iſt z. B. die Börſe und der Platz der Börſe am Tage ein geſchwätziges, lärmſüchtiges Weib und in der Nacht, im Mondſchein, ein griechiſches Monument voll dichteriſchem Traumſtoff.

In Paris ſein, heißt in dieſem maſchinenartigen und doch ſo gedankenvollen Gewirr das Drama, das Unglück, die Pracht, die romanhaften Zufälligkeiten, die Phyſiognomie von Millionen Köpfen ſtudiren, heißt dieſe Straße für eine der ſchlechten und dieſe für eine der guten Geſellſchaft erkennen, heißt bald die ariſtokratiſchen Häuſerreihen mit ihrer dort eingeſchloſſenen nervöſen

Traurigkeit und bald die lachende Heiterkeit der Boulevards anſtaunen. Die kleinen, häßlichen Wohnungen in den engen, ſonnenloſen, ewig ſchmutzigen Straßen erzählen von Laſtern, Verbrechen, von Armuth; die großen leerſtehenden Hôtels von vergangener Größe und politiſcher Parteinahme. Alles hat eine Sprache, einen Ausdruck, bald den der Leidenſchaft, bald den der Melancholie. Dafür iſt aber Paris der Kopf Europas, das Centrum der Intelligenz, das gleich der Sonne ſeine Strahlen in die fernliegendſten Gegenden ſendet.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, irgend etwas Neues über Paris ſchreiben zu wollen. Die Reiſen dorthin haben ſeit funfzig Jahren immer eine doppelte Literatur zur Folge gehabt. Einmal Gemälde von Paris ſelbſt, mehr nach objektivem Standpunkt, und zweitens Berichte, bei welchen die pariſer Zuſtände zur Anknüpfung von eignen dienten, zu ſubjektiven Herausſtellungen, durch welche die Individualität ſich gebrochen hat, Schriften, wie wir ſie von Depping, Heine,

Börne u. A. über Paris haben. An Vollständigkeit zeichnen ſich noch immer Lewald's Album aus Paris, Kolloff's Schilderungen und Kölle's bekanntes Buch aus. Manche, wie Karl Gutzkow in ſeinen Pariſer Briefen, ſuchen objektive Studien mit Gemüths-Eindrücken, die ich moderne Reiſe-Lyrik nennen möchte, zu verbinden. Zu dieſen Letzten darf ich mich vielleicht auch bekennen, denn zu der Subjektivität der Gräfin Hahn-Hahn, die ihrer bedeutenden Perſönlichkeit die Thatſachen unterordnet und den Maßſtab, den man an Menſchen und Handlungen legt, auch an Völkerexiſtenzen und an Geſchichtszuſtände hält, wage ich mich um ſo weniger aufzuſchwingen, als ich überhaupt nichts Vollſtändiges liefern kann. Das Wenige, was ich über Paris ſagen möchte, wird ſchon deswegen mangelhaft ſein, weil ich mich vor einer enthuſiaſtiſchen Auffaſſung zu hüten habe und in der Furcht, zu viel zu ſagen, vielleicht wenig befriedigend, zu rhapſodiſch und dürr bin.

Es regnete, als ich in Paris einfuhr, regnete

ſo, wie es nur dort regnen kann; die Gaſſen ſtrömten wie Flüſſe, die rieſenhaften Tropfen fielen glockenmäßig in die ſpringenden und rieſelnden Fontainen. Da ich meine in Paris anſäſſige Familie in der ſpäten Stunde nicht ſtören wollte, auch in eine Reiſeapathie verſenkt war, in der mir der Schlaf lockender als jedes Wiederſehen ſchien (wie egoiſtiſch macht uns unſere Hülle!), ſo fuhr ich in ein Hôtel. **Nous n'avons pas de place**, hieß es. Alſo in ein zweites. Auch hier war kein Platz. In ein drittes. Wieder dieſelbe Antwort. So überfüllt iſt Paris von Fremden, daß ich erſt nach zweiſtündigem Suchen in dem Hôtel du Helder ein leidliches Unterkommen fand. Das trug eben nicht zu dem erſten günſtigen Pariſer Eindruck bei. Ich war die Nacht durch gefahren und ſo müde, daß ich nichts als Ruhe wollte. Wie die über mich kam, in dem kleinen, kaum einige Fuß großen Gemach, fühlte ich mich wohl, nicht etwa weil ich mich in Paris, in dem geiſtreichen, überſprudelnden Paris befand, ſondern weil die Ausſicht auf Schlaf

und Bequemlichkeit da war. Am andern Morgen, am Palmſonntage, als die Sonne mich weckte, war's freilich anders. Da ſprang ich mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und an's Fenſter, zog mich raſch an und lief auf die Boulevards, zu den Freunden, daß mir das Herz vor Freude zitterte und ich mich frei und glücklich in dieſer Stadt, auf dieſen freien Plätzen und Straßen, im Angeſicht Derer fühlte, die ich aufzuſuchen gekommen war. Vom Palmſonntag, vom Friedenstag mit den grünen, verheißenden Zweigen, war aber in Paris nichts zu merken. Alle Magazine waren geöffnet. Man handelte und wandelte wie an Werkeltagen. Freilich ſoll jetzt in Frankreich größere Religioſität als früher, eine ernſtere Anſchauung des Chriſtenthums, ein faſt myſtiſches Suchen und Sehnen nach einer ſichern Anlehnung herrſchen, die religiöſe Bedeutung ſoll das Uebergewicht erringen, ſich eine Freiſtatt im Herzen des Volks und der höhern Klaſſen bauen, dem kirchlichen Leben, das ſonſt faſt verwiſcht war, hellere Farben leihen; aber auf den Straßen, am

Sonntag, an der feſttägigen Phyſiognomie von Paris merkt man das ſchwer. Uebrigens wachſen die Außendinge dem Fremden in dieſem Babylon dermaßen über den Kopf, daß er Anfangs gar nicht daran denken kann, ihnen zu widerſtehen. Erſt ſpäter, nach einigen Wochen und Monaten, ſchält ſich die Schale vom innern Kern ab und läßt Muße, über das geiſtige Paris nachzudenken. Dann ſpringt uns das katholiſche Element vielfach auf äſthetiſchem Wege, in Bauwerken und Malereien entgegen, ſo daß es oft ſcheint, als gäbe es in Paris mehr ein romantiſches als wirkliches Chriſtenthum. Immer wird aber die praktiſche Seite des Lebens dort am ſchärfſten ausgeprägt ſein. Es iſt nun einmal ganz Gegenwart; es hat keine Zeit, ſich wie deutſche Städte in Poeſie und Religion aufzulöſen, weniger noch wird es ſich je auf den ſchwindelnden Gipfel der Myſtik verſteigen. Im Gegentheil iſt der franzöſiſche Geiſt ſo durch und durch klar, daß er am beſten in der Schärfe beſteht und den Ton anzuſchlagen weiß, der mit ſeltner Elaſticität ſich

über das ganze Universum erstreckt. Darum kann seine Literatur eine Weltliteratur und seine Politik eine Weltpolitik genannt werden. Die Aussicht, durch ein Witzwort zu prunken, wird den Franzosen begeistern und ihn immer zum Herrscher der Tribüne oder des Salons machen. Doch muß ich gleich bemerken, daß, außer den literarischen Zirkeln, die allerdings eine eigenthümliche Färbung haben, die sogenannte erste Gesellschaft der Londoner, Wiener oder Petersburger gleicht oder von ihnen sogar an Glanz, wenn auch nicht an Geist überstrahlt wird. Die Tuilerien und ihre Einrichtung sind nicht mit der des Winterpalais zu vergleichen und was die Toilette der Frauen betrifft, so ist sie wundersam einfach, graziös, nicht wie in London, Wien oder Petersburg von Diamanten oder Gold wie erdrückt. Sehr hat mir der Blumenluxus in Paris gefallen. Im Frühling, wo die duftenden Rosen, Veilchen, Maiblumen und Kamelien blühen, bemerkt man in den Salons Handbouquets, die ein Gedicht an Farbe und Geschmack sind, Frauen, die in den

Haaren wirkliche Blumen und ſo ſchön gebunden tragen, daß man wohl ſieht, dieſe Coiffüren und Bouquets ſind ein eigner Induſtriezweig, eine Kunſt, die geſchickten, mit der Botanik bekannten Händen anvertraut iſt. Recht unbequem für den Fremden iſt die Sitte, daß ſelten Jemand vorgeſtellt wird. Man erräth, mit wem man ſpricht, weiß es aber nie. Dafür ſind die allgemeinen Intereſſen größer als die perſönlichen und an dieſe hält man ſich in der Converſation, die immer mit Politik, Kunſt oder Literatur genährt wird. Die Franzoſen fangen an ſich für die Deutſchen zu intereſſiren. Sie fragen vielfältig nach ihnen. Dies Fragen nach Deutſchland hat aber immer noch Etwas, das viel Oberflächlichkeit und höfliche Gleichgültigkeit im Allgemeinen verräth; doch muß man es den Einzelnen danken, daß ſie Frankreich einen richtigern Begriff von ihren Nachbarn jenſeits des Rheins einzuflößen ſuchen. Zu dieſen Einzelnen gehört René Taillandier und Henri Blaze, welcher Letzterer mehr Wohlwollen als Erſterer beſitzt, das tiefe, innige Phantaſieleben in

Deutſchland mit ſüdlicher Wärme aufzufaſſen gewußt und in ſeinem neueſten Werke „Ecrivains et poëtes allemands“ zu einem Ganzen umgeſchmolzen hat. Was aus dieſen Verſuchen Belehrendes für Deutſchland hervorgeht, iſt, daß die edeln Kräfte deſſelben ſich nur zu oft in ohnmächtigen Träumereien verlieren und es ſich die franzöſiſche Plaſtik zum Muſter nehmen ſollte, um aus dem unendlich verwirrten Gewebe ein tragbar nützliches Gewand zu bilden. Bedauerlich iſt, daß die Franzoſen kein rechtes Ueberſetzungstalent haben, wenn ich davon auch die Blaze'ſche Uebertragung des Goethe'ſchen Fauſt und einige ſchon ſchwächere Schiller'ſche Nachahmungen ausnehmen will.

In Deutſchland herrſcht lange nicht ſo viel Einheit als in Frankreich. Das iſt hinderlich in Allem. Ein Jeder treibt das Seine, iſt oft in ein Fach gezwängt, das ihm nicht anſteht, ſtatt daß in Frankreich die Individuen ſich ſchneller und richtiger ihren Platz wählen, freier und energiſcher handeln, gleich die Wurzel des Gedeihens finden und Das, was das Leben ſchal, ſorgenſchwer und

voll Zwietracht macht, von ſich wie Gift ſtoßen. Die Franzoſen haben wirklich ein Harmonieleben, das in ſeiner geſunden Weltanſchauung ſich der That vielmehr als der Reflexion zuneigt. Deswegen bleiben ſie auch jetzt Herr ihrer politiſchen und literariſchen Richtungen, zerſchmettern ſich nicht mehr wie früher an der Wirklichkeit, ſind geiſtreich und liebenswürdig, wenn ich auch ſagen muß, daß der Franzoſe im Ganzen als Volk anziehender als der Einzelne in den Salons iſt. An die Lions und Dandies habe ich mich nicht gewöhnen können, eben ihrer Blaſirtheit wegen, die Alles mit gähnendem Munde begrüßt; aber die Franzoſen als Maſſe mit ſtrahlender Heiterkeit und lieblichem Muthwillen ſind mir immer ſympathiſch geweſen, weil ſie friſch, frei, jubelnd, voll Humor, wahrhafte Kinder des Südens ſind. In den Salons wird kein Franzoſe tanzen, ſondern er wird ſich mit unendlicher Trägheit, namentlich in den Contretänzen hin und her wie ein Mondſüchtiger ziehen, aber draußen im Freien, in Montmorency, wo die hübſchen Bäuerinnen anzu-

treffen ſind, da ſpringen und ſingen ſie und zeigen, daß ſie das Glück für die wahre Beſtimmung des Menſchen erkennen.

Einer meiner erſten Gänge in Paris war zu den Invaliden, denn ich geſtehe, daß ich eine große Vorliebe für Napoleon habe, wenn ich auch keineswegs blind gegen die zerworfenen Zuſtände und Unmöglichkeiten, die er herbeiführte, bin. Deswegen wollte ich ſeine Invaliden und ſein Grab beſuchen. Aber ſein Grab iſt dem Publikum, der Bauten wegen, verſchloſſen und die alten Veteranen mit ihren zerſchoſſenen Gliedmaßen ſind gar zu ſtumpf geworden. Sie hinkten in den Gängen, in der Kirche und auf dem Hofplatz herum und ſahen ſo geſättigt vom Wohlleben aus, daß wol neben demſelben ſchwerlich ein Gedanke an die Zeit lebt, wo Napoleon unter ihnen war. Mehrere, die ich anredete, hielten nicht Stand. Nur Einer ſchien Werth auf ſein Gärtchen zu legen, das er mir triumphirend, wie ein Künſtler, der ſein Meiſterwerk vollendet hat, zeigte. Er hatte ſich dort im Kleinen die Inſel St. Helena

mit Napoleon's Haus und Napoleon's Grab gebaut und lebte in dieſer gutmüthigen, faſt rührenden Spielerei wie in der großen Wirklichkeit, mit einer Herzensdialektik, die mir an dem, in dem ſpaniſchen Feldzug verwundeten Krieger faſt ideell vorkam. Als ich ihm über all' die kleinen Felſen, Figürchen und Gegenſtände, die er ſorgfältig geſchnitzt und modellirt hatte, meinen Beifall ausſprach, fragte er geſchmeichelt, ob man mir im Auslande ſchon davon geſprochen habe, und erklärte, jetzt wo die Inſel fertig ſei, ſolle auch das Waſſer kommen. Und dabei ſah er in ſeinem kindiſchen Schaffungstriebe wie ein Irrer aus, der mit blöden, demüthigen Augen voll Unbefangenheit, ſchwankend zwiſchen Thier und Pflanze, den Frieden des Lebens ohne den pulſirenden Herzſchlag und Athemzug beſitzt. Auf dem Heimwege begegneten mir franzöſiſche Gens-d'armes. Da konnte ich gleich das zerfallene Frankreich mit dem jetzigen vergleichen, eine glühende, brauſende Jugend, die gar ſtattlich zu Pferde daher geſprengt kam. Als ich durch den

Hof der Tuilerien ging, waren Reiſeequipagen vorgefahren. Der König wollte nach Fontainebleau. Ich blieb ſtehen und ſah ihn einſteigen. Wer in monarchiſchen Staaten geboren und auferwachſen iſt, hat Ehrfurcht vor dem Herrſcher. Das iſt ein ſo natürliches Gefühl, daß ich nicht anders als mich tief verbeugen konnte. Die Franzoſen um mich thaten das nicht. Die ſtehen ihrem König entweder feindlich oder gleichgültig gegenüber, haben für ſich, nicht für ihn Reſpekt und ſehen es bewegungslos an, wenn auf ihn, wie es eben jetzt in Fontainebleau geſchah, geſchoſſen wird. Ein ſolcher Schuß, beſonders da ſich das ſchon öfters wiederholt hat, macht gar kein Aufſehen mehr. Darin liegt doch etwas Kaltes, das recht verwundend iſt. Ich meine, Louis Philipp iſt wirklich unmittelbar unter Gottes Schutz; denn nur durch ein Wunder lebt er, oder wäre es die engelhafte Königin, die ſein Genius iſt? Zufällig war ich wieder im Tuilerienhof, als Louis Philipp von Fontainebleau heimkam. Die Königin ſaß neben ihm. Sie hatte wol einen flammenden,

innigen Dank im Herzen über die sechsmalige wunderbare Errettung, denn sie sah zagend glücklich, das blasse Gesicht von stiller Heiterkeit überhaucht aus. Auch der König blickte aus dem Wagenfenster, mit dem spekulativen, seltsam geformten Kopfe und dem blitzenden, fast durchbohrenden Auge. Die Franzosen grüßten wieder nicht. Hie und da blieb einer stehen, sah dem Wagen nach oder unterhielt sich mit seinem Nachbar über das Schicksal Lecomte's. Keinem fiel es ein, dem wunderbar geretteten König ein „Glück auf!" zuzurufen. Weil sie ein repräsentatives Gouvernement haben, glauben Alle selbst ein Stückchen Oberhaupt zu sein. Dem Lande mag das Nutzen bringen, dem König erschwert es seine Lage. Mir ist wenigstens Louis Philipp keinen Augenblick beneidenswenn auch immer sehr achtungswerth vorgekommen. Er hat einen festen, fast eisernen Charakter. Seine Umgebung liebt ihn. Das Publikum gibt sich große Mühe, die Motive seiner Handlungsweise zu erspähen. Ob das zu einem Resultate führt? In Paris werden in einem Salon eben

ſo viele Menſchen gegen, als für den König ſein. Halb iſt's Parteinahme und Ueberzeugung, halb Eigenſinn. Gerechtigkeit wird erſt in der weiten Zukunft obwalten. Dann glaube ich, daß man von dem König der Franzoſen ſagen wird, daß er der Mann ſeiner Zeit, ein Charakter voll Erkenntniß ſeiner Beſtimmung und unerſchütterlicher Entſchloſſenheit dieſer nachzukommen, war. Er iſt klar und ſicher. Das iſt die Bedingung zum Fortſchritt, das weſentliche Bedürfniß des Jahrhunderts.

Wenn im Père la Chaiſe die Todten einen Portier haben und nicht immer ſichtbar ſind, wenn es verboten iſt in nächtlicher Stunde an einem Grabe zu weinen, der Winter ſeine Zeiteintheilung und der Sommer wieder eine andere hat, ſo iſt es natürlich, daß die Kapelle, die die Königin für den Herzog von Orleans auf dem Platze, wo er ſtarb, hat bauen laſſen, einer noch ſtrengeren Controlle unterworfen und eigentlich dem Publikum nicht geöffnet iſt. Niemand ſieht ſie ohne Erlaubniß. Hat man den kleinen öden, mit Cypreſſen bepflanzten Platz betreten, ſo iſt links die Kapelle,

rechts liegen einige Zimmer, worin die königliche Familie ausruhen kann. Dieſe ſind Trauerzimmer mit grauen Möbeln, ohne Spiegel, mit Pendulen, von denen eine die Stunde des Sturzes, die andere die Stunde des Todes zeigt, mit dem nicht gerathenen Bildniß des Herzogs; mit wahren, ſichtbaren und unſichtbaren Thränen, mit Schmerzen, die ſich auf dieſes kleine Stück Erde concentrirt haben, ein Ort der Schwermuth, worin man leiſe auftritt, leiſe ſpricht. Die Kapelle iſt einfach. Auf der Stelle, auf der der Herzog ſtarb, iſt der Altar gebaut. Seitwärts liegt er ſelbſt, in Marmor (die Uniform auf der Bruſt iſt offen geriſſen), mit dem hinterwärts geſunkenen Haupte. Er ſtirbt. Ein Engel beugt ſich über ihn. Es iſt der, den ſeine Schweſter, die Herzogin Marie, für ich weiß nicht welchen Zweck modellirt hatte. Der ſchützt ihn liebevoll. Eine ewige Lampe brennt düſter. Die Luft iſt kühl. „Die Herzogin käme oft," ſagte die Portière bedeutſam, indem ſie hinter dem Altar ein großes Ölbild mit der herzzerreißenden Sterbeſcene, dem blutenden

Prinzen, der über ihn gebeugten Mutter, dem zernichteten König und den anwesenden Familienmitgliedern zeigte. Für diesen Schmerz hatte doch endlich das egoistische Frankreich ein reges Mitgefühl. Bei dem Fall schwiegen die Parteien und Alles drängte sich, die Fahnen zu senken. Das war eine allgemeine, schön menschliche Bewegung. Kein Herz blieb unerschüttert. Dieser Tod war nicht ein dürrer, nothwendiger, für den Messen gelesen werden, nicht jener pomphafte, der die Straßen durchzieht; es war der rührendste, sich in die geheimen Seelenfibern einschleichende Tod, der ein Land, eine Familie, eine junge, eben erst glücklich gewordene Frau traf.

Was kann man nach der Ferdinandskapelle am verwandtesten sehen? Ich ging durch die Champs-Elysées nach der Kirche St. Sulpice, in der hinter dem Altar ein schöner Lichteffekt an einer Madonna auf Wolken zu bewundern ist. Die Kirche ist gothisch und reich, aber lange nicht so imposant, als der Ruf sie machen will. Dasselbe muß ich von der Notre-Dame, dasselbe von der

Madeleine und der Notre-Dame de Lorette ſagen. Notre Dame de Paris iſt ſchön nur im Aeußern. Im Innern fehlt ihr die Weihe, die die Kirchen von Rouen, von Belgien und andere haben. Ich weiß nicht, warum man ſo wenig für Notre-Dame und ſo viel für die Madeleine gethan hat. Sie ſind Beide nicht Das, was Kirchen ſein ſollen. Die Kirche von Notre-Dame iſt hoch, rieſenhaft, ohne heiligen Ernſt, und die der Madeleine hat ein frivoles, unſtätes Anſehen, iſt voll froſtigen Pomps, theatraliſch, luxuriös, geſchmacklos, unruhig, ſo daß man ſchnellen Schritts darin herumwandeln und raſch wieder fort möchte. Das üppige ſinnliche Element, das ſich hier Bahn bricht, iſt gar nicht erfreulich; es fehlt ihr das Herz, die Andacht, und nur die ſchönen weißen Roſen, die auf dem Altar blühten, gefielen mir. Ueber dem Altar iſt Napoleon in einem allegoriſchen Gemälde als Vertreter der Kirche angebracht. Das iſt auch nicht erquicklich. Ich begegne gern Chriſtus, ſeiner heiligen Mutter, den Apoſteln, aber Helden gehören nicht in die Kirche, das iſt excentriſch, profan.

Auch Notre Dame de Lorette hat dieſen Anſtrich, ob ſie gleich kleiner und daher gemüthlicher iſt. Sie iſt eigentlich eine Sammlung von Fresken, Vergoldungen und Moſaiken; aber kein Gotteshaus.

Das pariſer Leben ſpricht ſich am deutlichſten auf den Boulevards aus. Da wogt es von früh Morgens bis ſpät Abends ſo gewaltig hin und her, daß man ſich nicht durchzufinden weiß. Die Trottoirs ſind von Fußgängern und die fahrbare Straße iſt von Equipagen aller Art ſo reichlich bedeckt, daß ich oft minutenlang ſtehen blieb, um einen Augenblick zu erhaſchen, wo ich zum gegenüberliegenden Trottoir ohne Lebensgefahr kommen konnte. Sehr ſchön ſind die Magazine, namentlich Abends bei Gaserleuchtung. Auch der Platz Vendôme mit der Napoleons'ſtatue macht einen groſſen, tiefſinnigen Eindruck. Die Rue de la Paix, die Rue Rivoli, die Rue-Royale und der Platz de la Concorde mit dem Obelisk darauf ſind Paris' kokette Seiten. Aber auf dem Platz de la Concorde, der ſonſt place de Louis XV. hieß, läuft es Einem kalt über den Rücken, wenn man an

die Revolutionsſcenen, an den unglücklichen Ludwig XVI. und an ſeine beklagenswerthe Gemahlin, an Marie Antoinette denkt, denn hier auf dieſer Stelle wurden ſie Beide und mit ihnen wie viele Unſchuldige hingerichtet! Grauſe Erinnerung das, die überall wie Schatten an uns vorübergleitet und bis in's luſtige Palais-Royal hinein nicht von uns läßt. Das iſt freilich wunderhübſch, mit der Paſſage d'Orléans, dem Garten in der Mitte, den vielen glänzenden, nur für die Fremden gleißneriſch lockenden Magazinen und den Reſtaurants Verry, Véfour, den Frères Provençaux und dem berühmten Chevet, in deſſen Gewölbe man gaſtronomiſche Studien an Rieſenfiſchen, Hummern, Wild, Früchten, Gemüſen und Trüffeln machen kann. Die Macht des Eſſens lernt man auch erſt in Paris kennen. Wie das zierlich und fein bereitet und aufgetragen wird! Was das für Köſtlichkeiten ſind, an die man außer Paris wenig denkt! Sehr gut ißt man auf den Boulevards in dem Café de Paris, in der Maiſon d'Or und im Café-Anglais. Die Franzoſen ſind wahre Eßge-

nies. Gehört doch ſchon eine Art Uebung dazu, um ſich in einem Reſtaurant den Küchenzettel zu machen, denn es gibt dort Namen und Ausdrücke, die gar kauderwälſch ſind. Am beſten gefiel mir, daß ein Jeder eſſen kann, was er will und wie er will, einfach und lecker, koſtbar und wohlfeil.

Recht überraſcht hat mich der bei der Barrière de l'étoile gelegene Hippodrom, der an zehntauſend Zuſchauer faßt, amphitheatraliſch, wie die antiken Schauſpielhäuſer gebaut iſt und in dem Franconi neben mittelalterlichen Turnieren auch olympiſche Spiele aufführt. Bei den Griechen waren dieſe Leidenſchaft, dauerten fünf Tage und beſtanden theils in Wettkämpfen zu Fuße, zu Pferde und zu Wagen. Cicero und Horaz geben Beſchreibungen, die Franconi benutzt und ſie in die Wirklichkeit überſetzt hat. Auch die Turniere mit den Rittern des Mittelalters und den lieblich berittenen Frauen in pagenartigen Anzügen ſind gut nachgeahmt und es iſt auffallend, wie immer die Frauen den Sieg davontragen. Ob das überwiegende Geſchicklichkeit oder franzöſiſche Courtoiſie iſt?

Ohnſtreitig ſind die Theater in Paris Dasjenige, was an Unterhaltung und Anziehungskraft die meiſte Ausbeute gewährt. Nirgends in der Welt iſt die Schauſpielkunſt ſo entwickelt wie in Frankreich. Der Schönheitsſinn, die Anſprüche an Spiel und Darſtellungsgabe, an Alles, was eine gute Bühne gewähren ſoll, ſind hier befriedigt. Die Theater von Paris bieten ein ſo vollendetes Gewebe jener mannichfachen Arabesken, die die Thatſache eines Stückes umgeben, daß das Stück ſelbſt, davon gehoben und getragen, mittelmäßig, ja ſchlecht ſein könnte, ohne daß der Zuſchauer unangenehm davon berührt würde. Deswegen auch haben die franzöſiſchen Autoren ein weit dankbareres Terrain als die deutſchen, denn was ihnen etwa an Leben und Lebendigkeit, an Geiſt und Feinheit fehlt, ergänzen die Schauſpieler durch ein faſt immer meiſterhaftes Spiel, ſtatt daß in Deutſchland ein wirklich gutes Stück oft durch Taktloſigkeit, ſchlechte Nüancirung und beſonders durch mangelhaftes Memoriren gänzlich verpfuſcht wird. Ich habe Stücke in Paris geſehen, die im

Lesen ungenießbar, auf der Bühne sehr artig waren. Man muß aber auch den Franzosen eine Kunstgewissenhaftigkeit einräumen, die sehr achtungswerth ist. Jeder Schauspieler, und hätte er die unbedeutendste Rolle von der Welt, wird sie studirt und sich angeeignet haben. Freilich ist das eine große Erleichterung, daß sie monatelang in einem und demselben Stück und nichts als das spielen. In Deutschland nimmt fast in jeder Woche ein neues dramatisches Produkt die Kräfte der Schauspieler so in Anspruch, daß sie nie zu einer vollendet abgerundeten Darstellung, aus Mangel an Zeit, kommen. Ueberdies ist das französische Publikum ein sehr empfängliches; es weiß die feinsten Aquarellmalereien zu fassen und fanatisch applaudirt wenigstens die Claque. Man unterstützt den Darsteller durch den nothwendigen Beifall und zeigt nicht jene Kälte und Apathie, die in Deutschland nur zu oft niederdrückend wirken. Der Schauspieler fühlt sich in Frankreich von seinem Publikum, wenn nicht geliebt, doch anerkannt. Gibt es in Paris Claquen, so gibt es

keine Cliquen, keine das Urtheil untergrabende Intriguen. Ich gestehe, daß, wenn ich oft von dem feinen Takt und dem guten Ton der Franzosen reden hörte, diese mir anschaulicher im Theater als in den Salons wurden. Mit welcher Geduld und Ausdauer wohnt der Franzose einem neuen Stücke bei! Wie richterlich gemäßigt prüft er die Gold- oder Kupfertheile desselben, wie gern gibt er Anerkennung, wie weiß er die Anstrengungen der Darstellenden und des Autors zu würdigen! Darüber und über so vieles Andere müßte Manches gesagt werden, das als Parallele dienend Deutschland nützlich wäre; indeß kommt mir kein Urtheil zu. Ich kann nur die individuellen Eindrücke wiedergeben, kann nicht rathen oder belehren, sondern darf nur andeuten und lernen.

Das erste Stück, das ich in Paris bei meinem diesmaligen Aufenthalte sah, war „le Roman comique" nach Scarron, von Dennery, Cormon und Romain. Es wurde im Vaudeville gegeben und hat eine glänzende Ausstattung. Nicht mehr als zweiundzwanzig Schauspieler spielten darin.

Das Ganze griff wunderbar ineinander. Die drei Marquiſen, die ihren lockern Männern, den Offizieren der Chevauxlegers nachreiſen, in eine Schauſpielergeſellſchaft hineingerathen und ſich zum Auftreten auf der Bühne entſchließen, waren jede in ihrer Art, die Guillemin als alte Kokette, die Ozy und Mezeray als jugendlich elegante Erſcheinungen, ſehr gut. Daneben ſtanden die Offiziere der Chevauxlegers und der Landsknechte in ihren glänzenden Uniformen und in ihrem heitern Spiel. Dann kam die Truppe des La Rancüne mit den fünf hübſchen Liebhaberinnen und den komiſchen Gegenſätzen: La Rancüne, Ragotin, Barrançon, Destin und Brisquet. Das Stück iſt an und für ſich ſehr mittelmäßig, aber durch Belebtheit des Spiels, durch geſchmackvolle Ausſtaffirung, durch ſieben bis acht mehr oder minder hübſche Schauſpielerinnen wird es immerhin ſo intereſſant, daß man den Kern über die Hülle vergißt. Schon das erſte Auftreten der Schauſpielertruppe auf einem von gemalten Ochſen gezogenen Wagen, mit allem lächerlichen Elend jenes Standes, wenn er

zum herumziehenden Theater herabſinkt, iſt ſehr komiſch. Die Franzoſen ſind heiter, aber nicht grimaſſirend. Ihre Komiker haben nicht jene Verrenkungen der Glieder, in denen das Triviale vielmehr als das Komiſche ruht. Sie reizen durch feine Ueberraſchungen die Lachorgane und wiſſen dem Frivolen den Anſtrich des Anſtands zu geben. Das zeigte ſich beſonders in dieſem Stück. Sehr hübſch angeordnet waren die Gruppen im zweiten Akt, wo die Schauſpieler in einem großen Locale ihre Rollen einüben, kochen, die Perrücken friſiren und die zerriſſenen Kleider ausbeſſern. Dann kommt im dritten Akt der Culminationspunkt, wo der Père-Noble, der in den Weinbergen des Herrn ſich zu ſehr ergangen hat, nicht aufzufinden iſt und der Theaterdirector in der Verzweiflung ſich auf den Donner ſetzt. In Deutſchland würde dies Stück, wenn es auch aus Scarron ſelbſt genommen iſt, durchfallen; in Paris hält es ſich des vortrefflichen Spiels und des Beiwerks wegen.

Das Vaudeville iſt ein ſehr hübſches Theater, gut, wie alle franzöſiſchen, mit Gas erleuch-

tet und neu decorirt, was nicht bei vielen Bühnen in Paris der Fall iſt, denn das Gymnaſe z. B., die Porte St. Martin, ja ſelbſt Le grand Opéra ſind ſchwarz und verfallen.

Arnal ſpielte an jenem Abend in einem kleinen Stücke, das, wenn ich nicht irre, „La Mansarde du crime" hieß. Ich muß aber geſtehen, daß er mir nicht ſonderlich gefiel. Er hatte nicht jenes joviale Spiel, das Levaſſor oder Achard, von dem unübertrefflichen Bouffé gar nicht zu reden, haben; es war viel Uebertreibung, viel Ziererei in der Darſtellung. Freilich iſt er nicht mehr jung. Die Franzoſen verſtehen zwar ihre Runzeln und Zahnlücken zu verſtecken, aber die Jugend, jenen zarten Hauch der Geſichtszüge, jene elaſtiſchen Bewegungen, jenes ſchmelzende Organ, die die Jahre unbarmherzig wegwiſchen, können ſie ſich doch, trotz ihrer Kunſt, nicht geben. Indeß macht die Déjazet im Theater der Variétés eine Ausnahme von der Regel. Man wird mich auslachen, daß ich das ſage; ich muß jedoch geſtehen, ich habe nie eine pikantere, eine ſo von

der Heiterkeit umwehte, eine ſo jugendlich-neckiſche Schauſpielerin, wie dieſe alternde Déjazet geſehen. Leider ſpielte ſie während der ganzen Zeit, wo ich in Paris war, nur in einer Rolle, in „Gentil-Bernard", ſo daß ich ſie nur darin und zwar als Mann geſehen habe; aber in dieſer Rolle kam auch ihre ganze, etwas burſchikoſe Art und Weiſe ſo keck und friſch zum Vorſchein, daß ſie mich bezaubert und hingeriſſen hat. Schade, daß dieſer Gentil-Bernard von Dümanoir und Clairville, ein gar ſo mittelmäßiges, hie und da ganz unverſtändliches Stück iſt. Es hat wo möglich noch einen geringern dramatiſchen Werth als „Un roman comique", iſt abgeſchmackt, frivol, voll Unwahrſcheinlichkeiten und lächerlicher Situationen, aber auch voll Glanzpunkte für das Déjazet'ſche Talent, die darin als Gerichtsſchreiber, als Dragoner, als Secretair und Dichter den ganzen Reichthum ihrer guten Laune ausſchütten kann. Ihr erſtes Auftreten, dieſer etwas nachläſſige Gang, dieſes unnachahmliche Zuhauſeſein auf der Bühne, dieſe von aller Steifheit freien Bewegungen ſind

ſchon an und für ſich feſſelnd; wenn ſie aber zu ſpielen anfängt, ſpricht oder mit einer allerdings etwas heiſern Stimme ſingt, wenn ſie das Publikum und die Schauſpieler neckt, über ihre Schalkhaftigkeiten gutmüthig ſelbſt lacht, dann iſt es nicht möglich ſie nicht liebenswürdig und reizend zu finden. Sie hat in der That die Grazie jenes echten Humors, der nicht immer von der Ironie fern iſt; ſie ſchäkert und doch ſieht man, daß ein ernſter Anflug über ſie hingleiten und das Sonnenlicht ihrer Luſtigkeit trüben kann. Im dritten Akt z. B. hat ſie eine Scene, wo Gentil-Bernard einer grande dame gegenüber impertinent iſt. Die Déjazet ſpielt gerade dieſe Scene voll feinſten Verſtändniſſes. Es iſt nicht innerſtes Bedürfen, das Gentil-Bernard ſo ungeſchliffen ſein heißt, es iſt die jugendliche Unkunde, die meint, daß ſie durch Impertinenzen imponiren kann. Die Déjazet weiß das vortrefflich herauszuſtellen. Es iſt viel Schüchternheit hinter dieſer Keckheit, viel Liebe hinter dieſem Mangel an Ehrfurcht. Bei dieſer Schauſpielerin entſcheidet oft weniger als ein Wort, ein

Blick, die Bewegung der Hand, ein Seufzer oder ein Lächeln, aber darin zeigt ſich auch die begabte, die große Künſtlerin.

Voll Liebreiz und wirklicher Jugend iſt die Roſe Chérie im Gymnaſe. Die ſpielt nicht, ſondern die identificirt ſich dermaßen mit ihrer Rolle, daß es unmöglich wird, ſie nicht für die Perſon zu halten, die ſie darſtellt. Sie iſt durchaus wahr. Wer ſie in der „Geneviève" (deutſch: „Vaterliebe") von Scribe ſo ſorglos und munter auftreten, ſo klug und gefühlvoll handeln ſieht, der muß geſtehen, daß das ein wirkliches, wunderniedliches junges Mädchen, eine Libelle iſt, die über das noch nicht völlig aufgeblühte Beet der friſchen Jugend ſchwebt. Auch in der „Mère de famille" von Dennery und Lemoine iſt ſie mit dem Roſenkranz des duftigſten Zaubers umgeben und hat Momente, wo ſie in ihrer Unſchuld und Lieblichkeit vollendet daſteht. Beide Stücke ſind mit die vorzüglichſten, die ich in Paris geſehen habe. Im erſten ſpielte Nüma, der viel Kunſtfertigkeit mit einem guten Naturell verbindet, und im zwei-

ten unterſtützten ihn Achard und die Meley. Achard iſt voll Geiſt, ein echter pariſer Bonvivant, mit Pausbacken, die ihm gut ſtehen, und einer Stimme, die ihm in den Vaudevilles herrlich zu Statten kommt. In der „Mère de famille" hat er einen jungen Menſchen von zwanzig Jahren darzuſtellen, der unter der Vormundſchaft der achtzehnjährigen Schweſter (Roſe Chérie) ſteht. Die Eltern ſind geſtorben und die dahingegangene Mutter hat ihr die Aufſicht über die drei Geſchwiſter anvertraut. Sie ſteht ihrem Beruf gut vor, nur macht ihr der leichtſinnige Iſidore (Achard) viel Herzeleid, weil er ihr Geld koſtet und ſie nicht immer ſo viel herbeiſchaffen kann, als er braucht. Wie ſie ihn lieblich zurechtzuſetzen, zu ſeinem hüpfenden, flüchtigen Herzen zu ſprechen weiß, wie ſie ihm ſo bezaubernd das „vilain enfant" an den Kopf wirft und er vor ihr kniend ſie ſo artig mit dem „petite soeur, ah maman seusœur," zu beſänftigen ſucht, ihr die Wange hinreicht und ihr ſagt: „Tiens, veux-tu m'donner des calottes, ça t'soulagera; va ferme, j'me

défends pas ... das ſind gar liebe, ergreifende Momente, in denen Beide, Achard und Roſe Chérie, vortrefflich ſpielen. Nie, daß dieſen Schauſpielern auch nur ein Wort fehlt; nie daß die geringſte Bewegung Unſicherheit verriethe. Aber wie hängt auch hier wieder ein ganzes meiſtentheils freilich aus Fremden beſtehendes Publikum an den Lippen dieſer Künſtler, wie begierig ergreift es jede Gelegenheit die gelöſten Aufgaben zu würdigen! Achard und Roſe Chérie dürfen ſich im Gymnaſe nur zeigen, ſo werden ſie ſtürmiſch begrüßt. Sie verdienen es, beſonders Roſe Chérie, die in der „Geneviève" wol funfzigmal hintereinander aufgetreten iſt. In dem Stücke hat ſich mir ihre liebliche Perſönlichkeit ganz beſonders eingeprägt; darin iſt ſie echt weiblich, naturgemäß und wahr! Auch hübſch iſt ſie, daß es eine Freude iſt. Seinen Juwel, den unübertrefflichen Bouffé, hat das Gymnaſe verloren. Er iſt nach den Variétés hinübergeſiedelt, wo er Sonntags leidlich volle Häuſer macht, wenn nicht gerade eine neue Rolle von ihm en vogue iſt.

Demoiſ. Meley im Gymnaſe iſt eine großäugige, angenehme Schauſpielerin, die beſonders gewinnt, wenn man ſich erſt an den etwas ſcharfen Ton ihrer Sprache gewöhnt hat. Ich habe ſie in dem alten Stück „La Lectrice", in Gemeinſchaft mit Ferville, ſehr gut ſpielen ſehen. Auch Deschamps iſt im „petit fils" nicht übel; in dieſem Stück, das Bayard und Varner vortrefflich gearbeitet haben, iſt Rüma als Theodor beſonders hervorzuheben. Unter den neuern, etwas bedeutendern Stücken im Gymnaſe ward „Un mari qui se dérange" ſehr oft gegeben; es iſt aber ein ſo anſtößiges, frivol über die Grenzen des Anſtands hinwegſpielendes Luſtſpiel, daß das ganze savoir faire franzöſiſcher Schauſpieler dazu gehört, um mit ihren oft nur gehauchten, nicht ausgeſprochenen Worten über dieſe Klippen und Untiefen zu kommen. „Les Ennemis" von Fournier und Alphonſe ſind gediegener. Ich halte dieſes allerdings der Localitäten wegen vielleicht am meiſten anſprechende Vaudeville für ſehr geiſtreich und fein. Dies iſt doch einmal wieder ein Luſtſpiel höherer Art.

Das Theater im Palais-Royal iſt allerliebſt und gleicht einer Liebhaberbühne, ſo klein und zierlich iſt es. In ihm werden, wie in den Variétés, dem Vaudeville und dem Gymnaſe, kleine Stücke mit untergelegtem Geſang aufgeführt. Natürlich hat jedes Theater ſeine eigenen Stücke und nur die Schauſpieler gaſtiren in Benefizen, bald auf dieſen bald auf jenen Bretern, indem ſie unter einander ſehr gefällig ſind und ſich unterſtützen. So ſah ich Roſe Chérie als mère de famille im Théâtre-Français, Bouffé im Palais-Royal u. ſ. w. Das hat ſeinen Reiz, obwol die Benefiz-Vorſtellungen, außer den erhöhten Preiſen, den Uebelſtand haben, daß man zu viel für ſein Geld bekommt und ganz erdrückt von all' dem darin gebotenen Vergnügen iſt. Im Palais-Royal habe ich an einem Abend ſieben Stücke und einen Scherz von Levaſſor geſehen, der einen Taſchenſpieler nachahmte, und bin ſechs Stunden im Theater geweſen. Das halten die Nerven natürlich nicht aus. Man iſt zuletzt ſo erſchöpft, daß das Sehen und das Hören zur tief-

ſten Qual wird. Unvergeßlich wird mir jedoch, trotz dieſes Benefiz-Abends, Bouffé in „les Enfants de la troupe" bleiben. Das Wort liebenswürdig iſt auf ihn anzuwenden, denn ſeine Perſönlichkeit weckt eben jenes behagliche Gefühl, das wir liebenswürdigen Menſchen gegenüber empfinden. Dadurch, daß er nur in gemüthlichen Rollen auftritt, dieſe mit innerſter Wärme verklärt, ſie in ſeiner Eigenthümlichkeit verarbeitet, entſteht ein Eindruck, der ſchwer zu ſchildern iſt. Wenn Bouffé erſcheint, geht immer eine ſchöne Bewegung durch die Zuſchauer. Man weiß im voraus, was er auch ſpielen mag, ob er jung oder alt erſcheint, als Gamin de Paris oder als Père Grandet — immer wird er rühren und erſchüttern, immer wird er angenehme Gefühle aus den reichen, von ihm ſelbſt geſchaffenen Elementen zu entwickeln wiſſen. Deshalb kann er nie kalt oder gleichgültig laſſen. Sein ganzes Weſen trägt den Ausdruck einer höhern Schönheit, eines reinern Lichts. Der Wunſch, die ihm geſtellte Aufgabe ſo vollendet als möglich zu löſen, der Drang, mit

den edelſten Kräften der Kunſt eine Huldigung durch ſein Spiel darzubringen, Empfänglichkeit und Schöpferkraft, die ihm ihre Flügel leihen, machen aus Bouffé etwas ſo Außerordentliches, daß man wohl ſieht, er hat Honig aus unſichtbaren Blüten geſammelt und der Natur ihre unmittelbaren Regungen, ihre inſtinktmäßigen Verſuche abgelauſcht. Erſt gibt er blaſſe Streiflichter und dann zeigt er den glänzendſten Mittſommertag. Es iſt von keiner Künſtelei bei ihm die Rede, ſondern nur von Wahrheit, von Genie, das freilich durch tiefes Studium der Formen, durch Bewußtſein und Begeiſterung ſich erſt völlig entwickelt hat. Ihm ſteht die eigentliche Magie ſeiner Kunſt zu Gebote; durch ſie gewinnt er Farben, die zerſchmolzen und leuchtend wie Email ſind. Sein feiner, beweglicher, graziöſer Körper kommt ihm dabei ſehr zu Statten; durch dieſen weiß er Züge und Stimmungen auf wunderbare Weiſe abzuſchatten. Das iſt freilich ein anderes Spiel als das, was man, die Rachel ausgenommen, im Théâtre-Français ſieht. Man erſchrickt wirklich vor dieſen

Marionetten im tragiſchen Styl; ſie bilden ſich ein, daß Schreien und Gewaltſamkeit ihnen als Größe angerechnet werden könnte, haben eine Vehemenz im Deklamiren, eine Athemloſigkeit des Vortrags, die unangenehm wirken, ſtatt daß Bouffé durchaus einfach, eine wahrhaftige Ausſtrahlung des Gemüths, nur wohlthuend, wenn auch zuweilen erſchütternd iſt. Freilich iſt die franzöſiſche Tragödie auf ganz andere Regeln als das Schauſpiel geſtützt. Es iſt auch möglich, daß der franzöſiſche Kunſtgeſchmack Recht in Dem hat, was er fordert und was mir übertrieben vorkommt; immer aber iſt das wahr, daß die Komödie oder die Vaudevilles mir auf einer vollendeteren Stufe als die Tragödie zu ſtehen ſchienen; davon nehme ich natürlich die Rachel aus, die ihren eigenen Weg geht und auf die ich ſpäter kommen werde. Hat mich Bouffé entzückt, ſo hat mich Levaſſor in „Lait d'ânesse" und „Mort civilement" ſehr unterhalten. In „Lait d'ânesse" gibt er einen luſtigen Studenten, der auf dem Lande Eſelsmilch als Bruſtkranker trinkt, nebenbei der Wirthin den

Hof macht und, durch die komiſchſten Umſtände getrieben, abwechſelnd einen Geſunden, einen Kranken und einen Bauer aus der Picardie macht. Levaſſor excellirt in dieſen Doppelrollen. Man wird, angeſteckt durch ſeine gute Laune, ganz leichtſinnig luſtig mit ihm. Dieſe Lebendigkeit der Darſtellung, dieſe Sprachfertigkeit, bei der die Zunge in ewiger Bewegung iſt, dieſes Tanzen und Witzeln haben eine ſolche Wirkung, daß man nicht zum Reflectiren kommt. Hinterher ſagt man ſich wol: „Aber, das war ja recht dumm!“ Indeß, ſo lange Levaſſor auf der Bühne iſt, ſingt, Scherze treibt oder Polka mit wirklicher Grazie tanzt, unterhält man ſich wie ein Kind. Das iſt auch in dem Stück „Mort civilement“ der Fall, wo Levaſſor als ehemaliger Kaffeewirth auftritt, der Contrebande getrieben hatte, zehn Jahre in Amerika war und, in ſein Dorf im Augenblick zurückkommend, wo ſeine Frau ſich zu verheirathen gedenkt, viel Mühe durchzudringen hat. Als er erſcheint, ruft die drollige Figur: France! France! je suis en France! O bouches du

Rhône, ouvrez-vous pour me recevoir! sol chéri! tout à l'heure en sautant du bateau d'Arles, je tombe le nez par terre... dans tout autre climat j'aurais dit: Sacré mille... eh bien! tel est le privilége de la patrie, que cela m'a paru une manière ingénieuse de baiser la poussière de tes pieds, ô ma vieille France... Und in dieſem heitern Tone geht die Rolle fort. Wie ſeine Frau ihn wiederſieht, ruft ſie erſchreckt: Tu n'es donc pas mort? Worauf er ihr antwortet: J'ai été une foule de choses, excepté ça! Und als ihm auseinandergeſetzt wird, daß er mort civilement iſt, ſchüttet er ſeinen Schmerz in den Worten aus: Abîmé, aplati! démoli de fond en comble. Je ne sais plus où j'en suis, ce que je suis, et si je suis... faible débris d'une créature qui fu belle autrefois! dernier vestige d'un monument remarquable! Maintenant que je suis mort, comment gagner ma vie u. ſ. w. Das mag auf dem Papier ſehr nüchtern ſein, aber von Levaſſor geſprochen und geſpielt, iſt es wahrhaft komiſch.

Angenehm angesprochen hat mich die Opéra-comique, die ein vortreffliches Orchester und das geschmackvollste Haus in ganz Paris hat. Da ist Alles wie aus einem Guß, die Decorationen, die Musik, die Sänger und Sängerinnen; selbst das Publikum, das hier ganz besonders fashionable ist. Es wurden die Mousquétaires de la Reine von Halévy mit glänzender Ausstattung gegeben. Roger und die Darcier sangen gut; das Orchester soll das Beste in Fankreich sein, die Decorationen sind geschmackvoll. Auch war es übervoll, so daß man sich gestehen mußte, daß die Franzosen Kunstleistungen wohl unterstützen und wirklich Gutes nie brach liegen lassen. Die vielen Fremden kommen dabei zwar auch in Betracht. Ich habe, so lange ich in Paris war, meist bei immer schönem Wetter, die Theater nie leer gesehen. Wo ich auch hinging, überall in der Grand Opéra, im Gymnase, in der Porte St. Martin, im Palais-Royal oder im Théâtre-Français waren die Plätze genommen. Nur das arme Odéon war und ist leer. Dies mag theils an der Lage liegen, es ist dicht

beim Luxembourg, theils an den Stucken, die nicht anſprechen. Der Corſaire-Satan, ein ſehr geleſenes Blatt in Paris, machte ſich den Scherz zu ſagen, er habe, um das Odéon zu beſuchen, Poſtpferde nehmen, auf dem Platz du Carrouſſel umſpannen laſſen müſſen und ſei nach namenloſen Anſtrengungen doch zu ſpät gekommen. Und wirklich iſt es ein Entſchluß, in's Odéon zu gehen. Es liegt ganz aus dem Wege, iſt mit nichts in Verbindung und hat nur das Quartier-Latin zum Publikum, was eben nicht ſehr ausgiebig, wenn auch kunſtverſtändig iſt. Indeß iſt es hübſch eingerichtet und würde auf den Boulevards oder in der Nähe gewiß auch ſeine Zuſchauer finden. Die zwei Stücke, die ich darin ſah, „l'Ingénue à la cour" und „les touristes," waren Beide matt und rollten ſich nichts weniger als natürlich, fein, raſch und graziös ab. Daher bin ich auch nicht wieder hingegangen, obwol mir in Paris nie etwas zu weit oder zu entlegen geweſen iſt.

In der Grand Opéra glänzte Carlotta Griſi, die Tänzerin, als Paquita. Ich glaube nicht, daß

diese Rolle die ganze Poesie ihres graziösen Tanzes zeigt. Ich fand nicht bei ihr jenes Schwebende, Idealische des Schmetterlings, der auf schwankenden Blumen ruht, wie das bei Fanny Elsler oder bei Marie Taglioni der Fall ist, und das sie vielleicht als Giselle oder im „Ombre" gezeigt hätte; sie machte an jenem Abende zu viel pas, zu viel Pirouetten. Die mise en scène des Ballets war blendend und der letzte Akt, in dem ein Ball zu Zeiten Napoleon's im damaligen Costüme vorkommt, hatte ordentlich ein historisches Interesse. Die vorhergegangene Oper, „le Philtre," sprach wenig an. Fast alle Sänger und Sängerinnen der Grand Opéra schreien sich an dem ungeheuern Hause und dem lärmenden Orchester todt. So ist es Düprez gegangen, der nur ein Schatten seiner selbst ist; so geht es überhaupt Denen, die diese Räume mit ihrer Stimme füllen müssen. Für den Zuhörer hat das etwas Aengstigendes. Auch werden die Hörorgane so angestrengt, daß man nach jedem Akt ganz besinnungslos und betäubt ist. Das mag recht unmusikalisch klingen, ist aber doch wahr.

Leider war Madame Derval, die in der Porte St. Martin den ganzen Winter über in „Marie-Jeanne" das Publikum durch ihr vollendetes Spiel entzückt hatte, krank durch dieſe anſtrengende, die menſchlichen Kräfte überſteigende Rolle geworden und konnte nicht ſpielen. An die Stelle dieſes Volksſtücks waren „les Petites Danaïdes" getreten, die ich das Unglück zu ſehen hatte. Ich ſage „Unglück", denn es iſt das abgeſchmackteſte Ding, das man ſich denken kann, voller Gemeinheiten, die damals, als Potier und Jenny-Vertpré vor dreißig Jahren darin ſpielten, Intereſſe als Parodie haben konnten, die aber jetzt förmlich widerwärtig ſind. Die letzte Decoration, die die Hölle vorſtellt und in denen die Teufel ihr Unweſen mit den gemarterten Menſchenſeelen treiben, eigentlich die pointe des Ganzen, entſchädigt nicht für die ausgeſtandene Langeweile. Die Porte St. Martin iſt Volkstheater und der beſte Schauſpieler darin iſt Fréderic Lemaître. Dieſer unglücklichen Danaïden wegen feierte er und ſpielte während meiner Anweſenheit faſt gar nicht. Denn

das ist die Kehrseite der französischen Theater, daß sie monatelang dieselben Stücke geben und die besten Schauspieler deshalb, wenn sie nicht gerade darin eine Rolle haben, dem Fremden oft nicht zu Gesichte kommen. So z. B. hatte Gentil-Bernard Bouffé fast ganz aus den Variétés verdrängt. Eine solche Pause kann für den Schauspieler angenehm sein, aber für den Reisenden, dem die Zeit zugemessen ist, wird sie zur wahren Heimsuchung.

In eines der Volkstheater, die längs den Boulevard du Temple hinlaufen, bin ich auch gegangen. Ich glaube, es hieß les Folies dramatiques. Das Stück, das ich sah, ist mir im Titel nicht mehr erinnerlich, ich weiß aber, daß es mir einen sehr eigenthümlichen Eindruck machte. Es stellte einen Bärenführer Rocambolle vor, der in großer Geldnoth ist, seinem Schwager, der wegen eines Cassendefects arretirt wird, helfen soll und in seiner Verzweiflung auf den Gedanken kommt, sich von seinem ohnedies hungrigen Bären für doppelte Einlaßpreise verspeisen zu lassen. Das

war wirklich tragi-komiſch, denn der Bärenführer benahm ſich als ein ſo ſchlichter, einfacher, guter Menſch, daß man von ſeinem Schickſal ergriffen, ihm herzlichſt die Errettung von dieſem unbequemen Tode wünſchen mußte. Sie blieb auch nicht aus und nun applaudirten die Blouſenmänner, die Männer in Hemdärmeln, die hübſchen Griſetten und Bäuerinnen, daß es eine Freude war. Das iſt denn endlich einmal ein Volkstheater, an dem man den Geiſt der grande nation ſtudiren kann, und ich muß geſtehen, daß er mir recht gutmüthig-feurig, recht harmlos-kindlich vorgekommen iſt.

Ganz anderer Art iſt das Théâtre-Français. Das wäre ohne die Rachel nichts und iſt mit ihr — Alles. Gott, wie die ſich in die Herzen einſchleicht, wie viel Thränen und Leid die in der Stimme hat! Viele wollen ſie rauh und unſchön, metallos und ohne Reiz finden, mir hat ſie außerordentlich, beſonders in den Tönen der Wehmuth, gefallen. Die Rachel ſchreit gar nicht, wie die übrigen im Français angeſtellten Schauſpieler, ſie

ſagt die effectreichſten Stellen mit einer Ruhe und Lautloſigkeit, die ſehr eigenthümlich ſind, aber in dieſer Ruhe liegt eben ihre unnachahmliche Kunſt. Der lange, ſchleppende Trauermantel der Tragödie umwallt ſie mit Allem, was ergreift, begeiſtert, oder zu Boden wirft. Man fühlt, daß ſie von ihrer Rolle durchdrungen, nicht an die Wirkung, die ſie auf das Publikum hervorbringt, denkt, ſondern ſo ganz Camilla in den Horaziern, oder Johanna in der Jeanne d'Arc iſt, daß von der wirklichen Rachel nicht ſo viel übrigbleibt. Ihr ganzes Weſen iſt Würde. Nie wird ſie ſich einer unedlen Bewegung ſchuldig machen; auch im höchſten Affect bleibt ſie Weib, auch in jeder noch ſo heftigen Situation wird ſie von dem Duft jenes Selbſtbewußtſeins umwallt ſein, das ſelbſt in der Schwäche, in der Sünde, in der Schuld oder im Schmerz nie untergehen ſoll. Wenn ſie als Camilla den Tod des Curiace erfährt, ſo ſagt ſie kein Wort, aber in dem langſam zuſammenbrechenden Körper, in den immer ſchlaffer werdenden Händen, in dem vom Schmerz leiſe durch-

zuckten Gesichte liegt ein solches Weh ausgedrückt, daß das Publikum, von diesem heiligen Schmerz fortgerissen, bebt, athemlos und außer sich ist. Wenn sie dann wieder zu sich kommt, sich erhebt, erst matt, mit der ganzen Beklommenheit unterdrückter Verzweiflung und dann laut und lauter redet; wenn sie sie von sich wirft diese Vorurtheile des Alterthums, diese blinde Liebe zum Vaterlande, dies sich Hinopfern an den Willen der Götter; wenn sie durchglüht, rasend, nichts mehr weiß, als daß Curiace todt, Curiace gemordet ist, dann sieht man, sie hat das Bewußtsein, rettungslos untergehen zu müssen, aber in dem Fluch, der über sie kommt, in dem so natürlichen Haß gegen den Mörder Horace genügt sie ihrer Liebe, bekommt sie etwas Ueberirdisches, das sie dies Leben wegwerfen und sterben heißt. Die Rachel ist nicht schön zu nennen, was man so gemeiniglich schön nennt. Sie hat keine regelmäßigen Züge, aber sie hat Augen, in denen es oft grauenhaft blitzt, und einen Mund, der furchtbar ergreifend lächeln kann. Was die Leidenschaft ihr eingibt,

das liegt in den Augenhöhlen, auf der Stirne, das weint und jammert in der gedämpften Stimme; die Ironie zuckt ihr um den Mund und zwar mit einer Bitterkeit, mit einer Kraft und Energie, daß ſie uns für alle ihre Schmerzen, für die zarteſten und verhülleſten zugänglich macht, denn ſie hat eben jenes Wahrhaftige, Unmittelbare, das alle Zeiten und alle Völker beſitzen, das unvergänglich und unſterblich iſt. Dabei haben ihre Armbewegungen etwas Wunderbares. Sie geſtikulirt ſehr wenig. Als Camilla, in dem langen faltenreichen Gewande und der Toga darüber, ſtand ſie oft fünf Minuten lang ſtill wie eine Statue, dann hob ſie einmal den Arm oder ſie griff krampfhaft mit der Hand an das Kleid oder nach dem Herzen. Das war wirkſamer, als wenn ſie wie die Uebrigen fortwährend telegraphiſche Manipulationen gemacht hätte. Auch die Art, wie ſie ſich drappirte, iſt auffallend. Liegt es am Schnitt ihrer Bekleidung, an der Fülle des Stoffes, der ſie umwallt, an dem wohlgebildeten, modellartigen, wenn auch magern Körper, ich weiß es

nicht, aber ein Bildhauer, der eine Antike formen, eine Agrippina oder Julie im Faltenwurf ſtudiren wollte, brauchte nur die Rachel zu ſehen, um nach ihr ſich bilden, von ihr ſich aufklären zu laſſen.

Als Jeanne d'Arc von Soumet, einſt eine der Glanzrollen der Georges, erſcheint ſie zuerſt im Harniſch, ganz ſo wie die Herzogin von Würtemberg ſie dargeſtellt hat. Sie lehnt ſich ſchlafend im Gefängniß auf eine ſteinerne Bank, den Kopf etwas rückwärts gebogen, das blaſſe Geſicht vom ſchwarzen Seidenhaar umfloſſen. In dieſer Stellung iſt ſie wunderſchön. Die Geiſter des Kriegs ſchlummern. Schmerzvoll erkämpfter Frieden, Todesahnungen und Himmelsviſionen umwehen ſie. Wie ſanft, wie demüthig ſie ſchläft. Wie die gebrechliche Natur ſich ſättigt an dieſer augenblicklichen Ruhe, wie man leiſe athmet, um ſie nicht zu ſtören, erſchrickt, als ſie erwacht! Im Schlafe ſagt ſie:

O ma mère, ô mes soeurs, est-ce vous que je vois?

Und ſie ſagt das eben ſo träumeriſch einfach, eben ſo kindlich ſehnſüchtig wie ſie ſpäter Bedfort gegenüber, als er ſie fragt:

.... Quels guerriers conduisirent vos pas?

ſtolz antwortet:

Ceux qui m'accompagnaient ne me conduisaient pas.

Soumet hat ſich wol kaum zu Zeiten der Mamſell Georges träumen laſſen, daß eine Rachel zwanzig Jahre ſpäter erſtehen und ſein an und für ſich nichts weniger als gutes Stück nochmals aus der Vergeſſenheit hervorziehen würde. Es gehört aber auch das Talent der großen Künſtlerin dazu, um die Schwächen dieſer mittelmäßigen Dichtung vergeſſen zu machen. Soumet hat ſich großer Verirrungen des Geſchmacks zu Schulden kommen laſſen, die vor dem glanzvollen Spiel der Rachel ſchwinden. Wie weiß ſie die geringſte Schönheit hervorzuheben und das Mangelhafte zu verbergen! Als ſie mit dem Herzog von Burgund redet, iſt das ganze Weſen begeiſtert, und als ſie ſtirbt, das Armſündergewand ſie umgibt, ſie in die lodernden Flammen ſteigt und von ihrer Fahne umwickelt aufwärts blickt, wie durchzittert von namenloſen Schmerzen iſt ſie, wie fühlte man, daß es einen Himmel, ein

Jenſeits gebe, dieſer Johanna wegen geben muß! Ich habe berühmte Schauſpielerinnen geſehen, die ſehr kunſtgerecht, ſehr ſeelenvoll ſpielten, und doch war bei ihnen nur der lockende Reiz, ſtatt daß bei der Rachel die feſſelnde Macht iſt. Die weckte keine vorübergehenden Stimmungen, ſondern bei der zieht die Zuverſicht in die Herrlichkeit der Kunſt leuchtend und verklärend ein. Nichts iſt grell bei ihr, ſondern Alles iſt ſtill, ernſt und wahr.

Genug vom Theater!

Ich geſtehe, daß ich mir unter dem Pariſer Salon etwas Anderes, als Das vorſtellte, was ich gefunden habe. Ich hatte mir gedacht, daß ein ſinniges Ordnen der modernen Kunſtproducte, ein gutes Licht das Hauptaugenmerk jenes Salons ſein müſſe, und fand ſtatt deſſen ein chaotiſches Untereinandergeworfenſein, eine anſcheinende, ſehr unwohlthuend wirkende Unordnung, durch die hindurch man ſich zu dem arbeiten muß, was beſehenswerth iſt. Wie Vieles iſt hier aufgenommen, das beſſer das Louvre nie begrüßt hätte! Welche

Maſſe talentloſer Sachen, die aufgehäuft, eingedrängt, dem wahren Genuſs ſtörend entgegentreten! Man wird ungeduldig, ſo viel Mittelmäſsiges ſehen, ſo mühſam das wirklich Gute ſuchen zu müſſen! Man hadert, daſs die Auswahl nicht wähleriſcher war! Es hängen unbegreiflich ſchlechte Landſchaften, wahre Spinatgerichte neben herrlichen Güdins und ganz obſcure, ſinnloſe Genrebilder neben Vernets. Wie es in den Tuilerien auf den Bällen hergeht, wo viele Unhoffähige zugelaſſen werden, „des tournures de l'autre monde", wie die Franzoſen ſpöttiſch ſagen, ſo auch im Salon dü Louvre. Für das Auge und den Kunſtſinn iſt das ein wahres Misgeſchick. Auch will ich aufrichtig bekennen, daſs dieſe Gemäldeſammlung mir keinen ſehr günſtigen Begriff von dem Malertalent der Franzoſen gegeben hat. Ich habe viel falſchen Pathos, viel Geſchraubtheit, wenig Natur gefunden. Die Meiſten dieſer Maler nehmen ſich aus, als hätten ſie ſich geſagt: Ich will ein recht effectreiches Stück für den Salon malen." Wenigen nur ſcheint es Ernſt mit

ihrer Künſtleraufgabe zu ſein, noch Wenigeren hat der Geiſt unmittelbarer Anſchauung zur Seite geſeſſen. Immer hat der moderne Geſchmack, die Idee des Gefallenwollens, die Servilität für die Gegenwart den Gemälden geſchadet. Raphael, Titian, Michel Angelo malten anders. Die thaten ihre ganze Seele mit in den Farbenkaſten und was da herauskam, war glühend, voll beſtimmter Schönheit, mächtig, die Phantaſie beherrſchend, zukunftgewiß. Vor den meiſten Bildern im Vatican oder im Palaſte Pitti hatte ich ein jubelndes, anbetendes Herz. Im Salon loderte nur dann und wann ein Fünkchen Freude, ein Hauch lyriſcher Stimmung durch die Seele. Ich kam mir morſch und beſtäubt, mit trüben Augen vor, ich, die mit der feſten Erwartung, bezaubert und entzückt zu werden, gekommen war! Einzelnes hat mir gefallen. An dies Einzelne mußte ich mich halten, denn an den Modebildern, an den Beſtrebungen der Eitelkeit, an dieſer Wichtigthuerei voll Armſeligkeit ging ich gleichgültig vorüber. Mir iſt jede Zierere, die Franzoſen nen-

nen das Minauderie, zuwider. Aber nun vollends in der Kunſt, die ſtark, tiefſinnig und ernſt ſein ſollte, wird das Entweihung. Die ſollte ja immer mit einer wirklichen Glorie umgeben ſein, nie zuſammengeſetzt ſein aus einem Drittheil Zeitlaune, einem Drittheil perſönlicher Eitelkeit und einem Drittheil Malerfertigkeit.

Gleich am Eingang hängt Vernet's Enkel, von ihm ſelbſt gemalt, der Sohn ſeiner vielbeweinten, heimgegangenen Tochter Delaroche, deſſen ſtille, noch verſchleierte, faſt blumenhafte Exiſtenz voll keimender Schönheit, wunderlieblich iſt. Ganz gegen ſeine Gewohnheit hat Vernet das Oelportrait ſorgfältig ausgeführt. Das iſt ein ſchönes Bild! Die Stirn leicht und klar, das Auge fromm und darüber ein Hauch von Anmuth, der uns gedankenvoll, mit Engelsgruß umweht. Daneben hängt die große Schlacht von Isly. Es liegt doch ein weiter Kreis von Anſchauungen in dieſem Maler, liegt die Natur in ihren Schauern und in ihrer Heimlichkeit, in ihren Gewittern und ihrem Sonnenſchein. Welch' eine Poeſie, neben

hiſtoriſchen Eindrücken, welch' ein klares, beruhigtes Reſultat! Vernet iſt ſo verwebt mit der Wahrheit, hat ſo gar nichts von den matten, todtgebornen Geſtaltungen, daß man wohl ſieht, er ſprüht mit elektriſchen Funken aus, was er ſubjektiv in ſich aufgenommen hatte, um es objektiv wieder hinzuſtellen.

Ary und Henry Scheffer ſind diesmal ausgiebig geweſen. Ein Chriſtus, der das Kreuz trägt, der heilige Auguſtin und die heilige Monika ſind von Ary Scheffer. Letzteres iſt aus den Bekenntniſſen des heiligen Auguſtins entſtanden: „Wir waren allein", ſo lautet der Text, „wir ſprachen voll unendlich ſüßer Hingebung, voll Vergeſſen der Vergangenheit; wir verſchlangen den Horizont der Zukunft und ſuchten, im Angeſicht der ewigen Wahrheit, welches das Leben der Heiligen jenſeits ſein würde, dieſes Jenſeits, das kein Auge geſehen, kein Ohr belauſcht hat, an das das Menſchenherz nicht hinanreicht." Und wirklich ſchleicht über dies Bild der flüſternde Ton der Rede. Monika ſitzt und horcht in ſchüchterner

Demuth ihrem Sohne Auguſtin, der ſie aus dem Bereich des Irdiſchen in das des Erhabenen trägt. Es iſt eine Feierſtunde; der Gedanke, der ſich ſelbſt erzeugt, ſtrömt in energiſcher Schaffungsluſt aus dem Munde Auguſtin's. Welch ein dreiſter und glücklicher Griff aus der unverſiegbaren Kunſtquelle voll Schmetterlingsſtaub und Empfindung! Auguſtin antichambrirt nicht, wie ſo viele gemalte Heilige, in der Vorhalle der Unſterblichkeit, er glaubt an die Gnade Gottes, er weiß, daß hier Alles Liebe, Alles Vergebung iſt, iſt religiös durch und durch, ſicher, die einzelnen Elemente bindend, voll ſtürmiſcher Forderung und doch ſtill. Monika dagegen iſt aufnehmend, vermittelnd mit Liebe für den Sohn, mit Achtung, aber auch mit ſtiller Beklommenheit.

Anders iſt Scheffer's Darſtellung von Fauſt und Gretchen im Garten. Da hat er mehr dem Effect als dem Leben nachgeſtrebt, mehr an die Situation als an den Charakter gedacht. Er kann dadurch auf die Nerven, nicht auf das Gemüth wirken, denn ſein Fauſt und das Gretchen, das

ſo feurig den Mund zum Küſſen ſucht, haben Knochen, an denen kein Fleiſch iſt. Die innere Leidenſchaft der Gedanken fehlt; es iſt traurig, daß dieſes Bild nur den obern Schaum des Lebens hat. Tiefſinniger iſt das zweite: Fauſt, der den Schatten Gretchens erblickt. Sie hält ihm das todte Kind entgegen; ſie ſcheint ihm mit thränenvollem Blick ſagen zu wollen: „Weißt du denn nicht, daß ich war, bin, daß ich Rechte, Anſprüche habe, daß dieſe namenloſen Leiden eine Stätte an deiner Bruſt finden müſſen?“ Hier iſt plaſtiſche Schöpfung, obwol kein rechter Halt; die Figuren ſind eingetaucht in die Flut der Reflexion und der Abſichtlichkeit; ein Streben zeigt ſich nach naiver Bedeutſamkeit, ohne ſie erlangen zu können.

Henry Scheffer hat zweimal Chriſtus und einige ſchöne, ſehr lebensvolle Portraits, die mir lieber als die von Winterhalter und Dübüfe waren, aufgeſtellt. Henry Scheffer kann wol etwas Mattes im Colorit haben, ſeine Carnation iſt nicht immer friſch, aber er beſitzt eine Würde des Styls, eine Strenge des Studiums, die ſehr achtungs-

werth ſind. Seine Bilder, mit außerordentlicher Freiheit und Sorgfalt ausgeführt, ſprechen lebhaft an. Dieſe Köpfe und Geſtalten ſind poetiſch, ſie beſtehen ſo zu ſagen aus zwei Theilen, aus einem ſichtbaren und einem unſichtbaren. Der ſichtbare iſt das Gerüſt, aber Das, was nicht gemalt iſt, was aus den Augen heraus, aus dem Munde hervorlächelt, iſt grade das Bewundernswerthe an Scheffer's Bildern. Da gibt es Menſchen, die beſchränkt in ihren Verhältniſſen, einheimiſch, ruhig, glückſelig von keinem Schmerz und keiner Sehnſucht wiſſen, ſtill vor ſich hinblicken — und wieder Andere, die wie Götter aus ihren Rahmen hervorzubrechen drohen, die die Welt beherrſchen, die dem Volke etwas Neues und Großes gegeben haben, die hoch auf den Alpen ſtehen und nicht der Sitte, der Gewohnheit, kaum dem Grundſatz dienen.

Ich weiß wohl, daß Delacroix's Compoſitionen von den Franzoſen ſehr geſchätzt werden; ich habe mich aber nicht mit ſeinem wild dahinfahrenden Pinſel, mit dieſen gewaltigen Farbenanwürfen von Gelb und Blau befreunden können. Möglich,

daß bei Delacroix nicht Alles Nichtwollen, sondern auch Manches Nichtkönnen ist. Die Gruppen greift er zwar glücklich aus der Phantasie heraus, allein er stellt sie nicht immer schön hin. Der scheidende Romeo, der seine Juliette an sich drückt, verschwimmt im Dunstkreise wie eine Nebelgestalt. Es ist viel Vorbereitung in den Bildern, ich möchte sie die erste Stufe des Untermalens nennen. Delacroix macht sich seine Sujets im Geiste zurecht, setzt die Farben auf die Palette, feuchtet sie an, das ist Alles schön eingeleitet; aber wenn es nun an's Ausführen geht, dann stockt er. Ist das eine wirklich angenommene Manier, ein Stück Rubens, der zuweilen mit den Fäusten malte? Ich weiß nicht, ob Delacroix in dieser Manier fortzufahren strebt; gewiß ist, daß er mehr ahnen als sehen läßt. Er könnte classisch genannt werden, wenn er die „Manier" bei Seite würfe, das Wunderliche mit dem Plastischen vertauschte und sich wach riefe, käme ihm wieder die Lust, halb vollendete Arbeit zu liefern.

Biard ist ein liebenswürdiger, zuweilen ein

phantaſtiſcher Maler. Seine Schiffbrüchigen, die von einem Hayfiſch verfolgt werden, und der Nachtiſch bei einem Geiſtlichen ſind humoriſtiſche Gegenſätze. Biard gehört einer Schule an, die die Freiheit aus Inſtinkt liebt. Er folgt einem magnetiſchen Zuge; es lockt ihn in den Wald, an's Meeresufer, in die Hütten. Er hat nicht die Wahrheit erlernt, ſie iſt ihm angeboren. Meiſt behandelt er ſie jugendlich, lachend, vertraulich; zuweilen auch launiſch, verkleidet, aber immer iſt er frei von Syſtematik, eine glühende Individualität, die mit der Kunſt im witzigen Kampfe liegt.

Winterhalter iſt mit ſeinen diesjährigen Bildern nicht glücklich geweſen. Ich habe frühere Portraits von ihm geſehen, die bei weitem vorzüglicher waren. Das Bild des Königs, die Königin Victoria, die Ludwig Philipp ihre Kinder zeigt, und die Familienverſammlung in Eu ſind beſtellte Gemälde. Das Urſprüngliche Winterhalter's rinnt hier nicht belebend und erfriſchend den Dargeſtellten durch die Adern, ſie haben nichts

Künſtleriſches. Es ſind Geſtalten, die der Maler nicht mit dem Innern erfaſst hat, ſind aufgeputzt, ohne Leben, weil ſie mehr eine ſociale als maleriſche Auffaſſung haben.

Recht genial ausgeführt ſind Diaz's Bilder. Seine Orientalin lebt in geſunder, friſcher, unverfälſchter Natur, in edler Geſtalt, dem Ideal nachſtrebend, voll lebhafter und phantaſiereicher Combination.

Dübüfe's Gefangener in Chillon zog mich ſehr an. Der Geſtorbene ruht mit dem zurückgeſunkenen Haupte an der Mauer. Die Schatten des Todes ſind über das Geſicht geglitten; die Glieder haben ſchlaff nachgelaſſen. An ſeiner Seite kniet, ganz dem Schmerz dahingegeben, der ſich in der Verzweiflung des Augenblicks von ſeiner Kette losgeriſſene Bruder. Das Blut gerinnt ihm in den Adern, das Entſetzen ſitzt ihm im Nacken. Alles Leben hat ſich in das Auge gedrängt, er weiß nicht, ob er wacht oder träumt, ſtill beten oder laut ſchreien ſoll. Welche ſchmerzvolle Begebenheit! Mit innerm Grauen erfüllt

uns der Lebende, mit ungetheilter Theilnahme ſehen wir auf den Todten. Das Geſicht verräth Ruhe. Das ſchöpferiſche Talent des Künſtlers hat aus den geheimſten Fäden der Seele den Ausdruck des Erlöſtſeins gewebt; er hat hinüber in jene Welt gelauſcht, die in das Getriebe der Gemüther wie Sonnenſtaub fällt. Wie das rührt, wie ſchön hier der Tod mit dem Leben contraſtirt!

Güdin hat herrliche Seeſtücke, Seeſchlachten, nächtliche Effecte, Schiffbrüche, ja eine Wüſte gemalt. Eine Wüſte? Güdin iſt durch und durch genial; er hat die Schönheit, das poetiſche Element, das Hineingreifen in die ſchöpferiſchen Geheimniſſe der Natur völlig inne, aber eine Leinwand zu geben, auf der eine kahle Sandfläche, ein in Gluten lodernder Himmel und ein Löwe mit uns zugewandtem Hintertheil und ſonſt nichts, nicht ein Grashalm, nicht ein Inſect, nicht eine Wolke zu ſehen ſind, iſt doch geſchmacklos. Faſt ſieht dies Bild wie ein Scherz aus. Ernſter ſind die ſchottiſchen Felsſtücke im Meere, mit den See-

vögeln darauf. Gudin iſt beſonders reich an Ideen, wenn es auf perſpectiviſche Vertheilung des Schattens und des Lichts, auf durchſichtiges Waſſer, auf eine dem angemeſſene Staffage ankommt. Wie lieblich, verſchwenderiſch an Poeſie iſt die venetianiſche Terraſſe mit dem Monde im Hinter- und dem ſchlafenden Meer im Vordergrunde! Das Waſſer rieſelt, der Wind ſpielt. Wer ſich auf dieſe Terraſſe ſtellen, die Arme auf das Geländer legen, hinauf zu dem duftigen Himmel, hinab in das grünblaue Meer blicken, träumen, denken und vergeſſen könnte! Dies Bild feſſelt, ruft Stille und ſanfte Schwermuth herab. Die Sonne, obwol verſchwunden, leuchtet noch. Noch ſchwebt ſie in leicht verſchwimmenden Strahlen auf dem Waſſer, das ohne Wellenſchlag, ſchimmernd und ätheriſch iſt. Die Gedanken ſind wie angewurzelt am Horizont oder ſteigen in die kryſtallene Flut hinab. Die äußere Bewegung ſcheint ſtille unter dem feuchten Schleier der Gegenwart, unter dieſen Halbdämmerungen zu ſtehen. Nur das Auge ſchweift hier und dorthin. Was

das für Sehnſucht wecken kann; wie wunderbar die Linie iſt, die zwiſchen Schmerz und Freude, zwiſchen Gott und Menſch gezogen wurde!

Hamlet, Ophelia, die Oceaniden und die Portraits von Heinrich Lehmann fanden ein anerkennendes Publikum. Lehmann iſt ein Deutſcher und ſein Pinſel iſt nicht frei von deutſcher Sentimentalität, beſitzt aber auch die franzöſiſche Manierirtheit. Vieles iſt ihm angelernt. Er hätte, da er Denker iſt, auch Schriftſteller, Philoſoph, Architekt, ich weiß nicht was werden können. Mit einem Wort, er iſt vielleicht kein geborner, aber ein ſehr talentvoller Maler. Das zeigen ſeine Oceaniden, ſein Hamlet und ſeine Ophelia. Auch hier ſpielt der Weltſchmerz eine große Rolle; auch hier ſtürmt die Phantaſie über die Höhen. Zwei Drittel in den Bildern ſind großartig; das letzte Drittel iſt ein wenig ſteif, irdiſch und beinahe ungelenk. Lehmann's Productionen ſind eher neben als in der That. Sie haben Muskeln, Arterien, aber zuweilen fehlt ihnen die ſchöne Bekleidung der Haut, die blühende Farbe der Wahrheit.

Sein Hamlet iſt zu geſpenſtiſch und ſeine Ophelia zu unentwickelt. Gedacht hat er ſie ſich ſchlagend an Wirkung; die Anlage iſt vortrefflich, aber an der völlig ſchönen Ausführung hat ihn vielleicht der Uebelſtand gehindert, daß er ſeine Figuren im Theater, auf den Bretern geſehen, daß ſie nicht unmittelbar ſeiner Phantaſie entſtiegen ſind. Das ſtört ſelbſt den Beſchauer. Irgend einen Hamlet hat Jeder in ſeinem Leben wenigſtens einmal auf der Bühne betrachtet. Der kommt nun in ſeinem Theatercoſtüm und ſtellt ſich neben den gemalten, ſo daß der Begriff des Einen den Begriff des Andern aufhebt. Sehr jugendfriſch ſteigen „die Oceaniden" aus den Tragödien des Aeſchylus herauf. Die tiefe, poetiſche Naivetät dieſer Sage hat der Maler mit aller ihm zu Gebot ſtehenden künſtleriſchen Kraft wiedergegeben. Seine eifrigen Studien, ſeine lebhafte Phantaſie und Gewandtheit werden für ihn immer Berufungen zu dieſer Art von Schöpfungen bleiben. Hier befleißigte er ſich der Einfachheit und hielt ſich fern von den ſentimentalen Anklängen; hier mied er auch die

Monotonie und folgte nur ſeiner beſten Eingebung. Ich geſtehe jedoch, daß mir von allen ſeinen Bildern das der Gräfin **, das ſie im Profil zeigt, am beſten gefallen hat; denn Das, was im Katalog als „Studie“ angegeben iſt, hat wieder etwas ſtörend Myſtiſches, das in der Kunſt zur Affektation wird. Das Profil der Gräfin ** beweiſt die glänzende Seite des Lehmann'ſchen Pinſels. In dem Geſichte ſpricht das Leben, der Augenblick, die That. Dahinein hat er die Keime einer bedeutenden Zukunft gelegt, das iſt ein Ganzes, Abgerundetes, ein Stoff, deſſen er Meiſter war. Im Auge ſchwimmt Melancholie und um den Mund zuckt es ironiſch. Kleine Gedankenlichter ſpielen auf der Stirne; die Wange hat keine Jugend mehr und glüht doch verſtohlen. Das iſt der Zauber dieſes Bildes, da Das, was Kunſt ſcheint, nichts als Natur iſt.

Von Devreaux ſind einige Jagden und Hundemeuten da. Sein Kreis iſt klein aber reizend. Es lebt Wander- und Jagdluſt in ihm, in ſeinen Gedanken blitzt Alles von Morgenthau. Er

bewegt ſich immer in hügeligen Gründen, in kleinen Steinbrüchen, in lachenden Wäldern. Das Jagdhorn rauſcht klingend im Gebüſch, ein flüchtiges Reh, mit muntern Blicken, guckt eilig um die Waldesecke, ein bäumendes Roß wird von Jägersband geführt, eine Jagd zieht aus, eine andere kehrt heim. Das ſind ſeine Süjets. Sie ſind einfach aber anmuthig und correkt.

Wyld hat einige italieniſche Landſchaften voll Saft und Kraft geliefert. Eine Anſicht von Neapel, die Terraſſe des Kapuzinerkloſters in Sorrent, la Riva bei Schiavoni in Venedig. Ueberall in dieſen Landſchaften ſind ſüdliche Schatten neben warmen Lichtern, violetter zum Himmelszelt emporſteigender Horizont mit Opaleffecten, dunkelwuchernde Vegetation neben grünſchimmerndem Waſſer anzutreffen.

Was ich an Sculpturen ſah, gefiel mir wenig oder nicht. Ich glaube, daß die Deutſchen in dieſer Kunſt über den Franzoſen ſtehen, wenigſtens habe ich in München bei Schwanthaler oder

bei Rauch in Berlin eine große Ehrfurcht vor plaſtiſchen Leiſtungen in der Heimat bekommen. Ich bin übrigens weit entfernt, ein Urtheil über den Salon, über ſeine 2412 Nummern abgeben zu wollen, ich habe nur hie und da ein Bild, das mir gefiel, unbekümmert um den Maler, erwähnen wollen. Ich bin keine gelehrte Kennerin; es iſt leicht möglich, daß Alles, was ich zu ſehen glaubte, anders, ſchlechter oder beſſer, iſt. Ich liebe das Schöne, ehre das Große, ſuche das Wahre; ich ſetze meine Seele mit all' ihren kleinen Fähigkeiten daran, aber ich irre oft. Was iſt überhaupt Wahrheit? Wer kann ſich rühmen je unparteiiſch, ganz aus ſich herausgegangen zu ſein! Ein Menſch erſchien mir engelhaft und ein Jahr darauf ſah ich, daß er das Gegentheil war. Und ein Anderer war mir unerträglich, bis ich mich bezwang, ſchärfer hinblickte und erkennen mußte, daß er große Eigenſchaften beſaß. Jedes Menſchenleben bietet ſolche Widerſprüche; über jedes Gemüth übt der Augenblick ſeine gebietende, vernichtende oder verklärende Gewalt.

Aus Gefälligkeit wurden mir die Antiken, die während des Salons im Louvre nicht zu ſehen ſind, gezeigt. Unter zahlloſen römiſchen Kaiſern, Centauren, Göttern und Göttinnen, iſt mir nur Weniges, der Eile wegen, mit der ich die Antiken habe ſehen können, im Gedächtniß geblieben, aber dies Wenige iſt ſo ausgezeichnet, daß ich es näher berühren will. Zuerſt fiel mir im Kandelaberſaal ein geſchundener Marſyas auf, der, obwol unſchön, ſo wunderbar anatomiſch behandelt iſt, daß ich an einen im Todtentuch ruhenden Chriſtus in der Kapelle des heiligen Severus zu Neapel denken mußte, der auf einer gleichen Stufe der vollendeten Bildhauerkunſt ſteht. „Das iſt Fleiſch, das ſind Muskeln und Adern," hatte ich damals, des Marmors vergeſſend, ausgerufen und nun mußte ich es bei dieſem Marſyas wieder ſagen. Dann kam ich zu einem Gladiatoren, der auch das non plus ultra der griechiſchen Kunſt iſt und Das überragt, was je die Römer, die meiſt ſteife Statuen lieferten, geleiſtet haben. Dann zum Merkur, der als Kind vorgeſtellt iſt und mit aller-

liebſter Naivetät ſein Hemdchen aufhebt, dann zu einem Gänſejungen, dem antiken Humor entſprungen, und endlich zu der Venus von Milo, die, der Juwel dieſer Sammlung, ohne Arme daſteht, aber ſo wunderbar in ſich, ſo plaſtiſch harmoniſch, ſo ſehnſüchtig glühend in ihrer ganzen Erſcheinung iſt, daß ſie, die echteſte aller Antiken, eine ſo herrliche Fülle von Schönheit, eine ſo große Kunſttiefe und Wahrheit offenbart, die das Höchſte und Lieblichſte zugleich zeigt. Seit der Venus von Medicis habe ich nichts Aehnliches geſehen, denn nie hat der untadelhafte antik-claſſiſche Geiſt einen größern Triumph als hier gefeiert. Alles was ſich der Geiſt an Götterdichtung träumen kann, ruht auf dieſer Venus. Es iſt nichts körperlich Sinnliches in ihr, ſondern wie ſie mit dem Köpfchen und dem Auge vorwärts ſtrebt, ſieht man, daß ſie dem Ewigen zufliegen, an das ſich anſchmiegen möchte. Dieſe Venus hat wirklich eine leichte Zauberbrücke zwiſchen dem Sichtbaren und Unſichtbaren aufgeſchlagen, hat ſich als Träger des reinen, wahren Geiſtes der

Kunſt aufgeworfen, wird von einem geheimniß-vollen Nebel, durch den hindurch die reinſte Entfaltung der Form ſchimmert, umſpült und kann recht eigentlich als Blüte der Griechenzeit, als **cactus grandiflorus**, der nur nach der Sage alle hundert Jahre einmal blüht, gelten. Was ich vor oder nach dieſer Venus im Louvre geſehen habe, den mir ſo bekannten Jaſon, der ſich die Sandale anlegt, Euphrodite, den Flußgott des Tibers, iſt vor dieſer Venus in den Hintergrund getreten, weil eben ſie und nur ſie die wahre Schönheitsidee, das antike, nie wieder erreichte Ideal darſtellt. —

Eine ſehr angenehme Fahrt habe ich in den warmen, blütenvollen Apriltagen nach St. Cloud mit Freunden gemacht, die mir den Tag doppelt verſchönten. Selten iſt um einen Landſitz ſo viel Friſche, Kraft und Jugendblüte als um das Schloß in St. Cloud gelagert, ſelten gibt es üppigere, hochſtrebendere Bäume. Das iſt wirklich ein Eden und wenn ich mir einen Landaufenthalt um Paris wählen ſollte, ſo würde ich um

St. Cloud und wo möglich — um gleich das Unmögliche zu nehmen — um das Schloß, oder doch um einige Zimmer darin, als Wohnort bitten. Das Schloß von St. Cloud iſt deswegen ſo ſchön, weil es eine einfache, faſt häusliche Einrichtung, große Bequemlichkeit im Innern und eine Ausſicht aus allen Fenſtern beut, die wahrhaft paradieſiſch iſt. Da liegt in der Ferne Paris auf hügeligem Grunde und näher heran zeigen ſich ſchöne Ausſichten auf kleine Thäler und weiße Landhäuſer mit großartiger Anlage. Weil in der Landſchaft viel Klarheit und Colorit liegt, macht ſie ſich ſchön; ſie iſt das tiefe und feſte Fundament des Schloſſes, von ihr bekommt es eine Fülle und Pracht, die ſich in die plätſchernde Seine erſtreckt. Ach, hier wird einem wohl bis tief in's Gemüth hinein. Die Atmoſphäre iſt warm und in der Vegetation voll Duft und Farbe ſchweben doch kühlende, wohlthuende Schatten. Anmuthig ſind die ſchönen gemalten Landſchaften im Schloſſe, reizend das Arbeitszimmer des Königs und der Königin, in dem mir träumeriſch die Gedanken

an häusliches Glück durch den Kopf zogen. Ich konnte mich gar nicht los von diesem Zimmer reißen, so süßlockend war hier die Einrichtung und der Blick in's Freie. Oben im Park, bei der sogenannten Laterne, ist es auch recht schön; am lieblichsten ist es aber auf einer kleinen Anhöhe, von der man hinunter nach Sèvres, in ein voll Frühlingsglanz duftendes Thal, das eine schöne Gruppirung der Bäume hat, blickt. Ueberhaupt ist St. Cloud auch deswegen anmuthig, weil der Park wunderbar natürlich, ganz anspruchslos und doch voll herrlicher Bäume und Perspectiven ist, still, dunkel, traulich, verschwiegen, mit kühlen Fontainen und grünen Rasenplätzen, ein Ort für Gemüther, die den Schmerz nicht von sich weisen, sondern ihn wie einen verklärenden Himmelsstrahl an sich kommen lassen.

Am ersten Mai war Ludwig Philipps Geburtstag. Früh Morgens schon wogte es in den Straßen, heiter, erwartungsvoll, festlich. Der Himmel hatte die Glut des Südens; die Tuilerien, mit ihren ausgestellten Orangenbaumalleen und ih-

ren Vorbereitungen zur Illumination, bedurften zur Vollendung der Scenerie die zwitschernden Vögel, die prächtigen Rosen, die springenden Wasser, die maigrünen, mit Blüten übersäeten Kastanienbäume, ja selbst die Nachbildung antiker Kunstwerke. Wie das Alles geputzt unter dem tiefblauen Himmel aussah! Das Gold am Obelisk und den zu reich verzierten, wirklich etwas geschmacklosen Laternen glänzte, als sei es facettirt. Abends sechs Uhr war Concert in dem Privatgarten des Königs, wozu auch ich Billets bekommen hatte. Aber wie sich in den Tuilerien, durch das geschlossene Gitter, vor dieser tausendhäuptigen Masse vorbeidrängen? Es dauerte wol eine Stunde, ehe wir an den Eingang gelangten und durch den Pavillon de Flore in den Garten kamen. Dort guckten schon Hunderte von neugierigen Menschen hin auf den Balkon, auf dem Ludwig Philipp mit seinen Enkeln saß. Zwischen jedem Musikstücke wurde vive le roi gerufen und dann verbeugte er sich und die Kleinen zogen die Mützen. Zuweilen erschien die Königin oder eine der Prinzessinnen,

aber nicht für lange. Dann wurde wieder gerufen. Das dauerte, bis es dunkel und Zeit zum Abbrennen des Feuerwerks und zur Illumination war, und bis dahin zertrat ein gewichtiges Publikum die schönen Blumen des Privatgartens und rupfte an den Syringen und Akazienzweigen. Ich muß gestehen, daß mir das recht bedauerlich für den König, sehr ermüdend und abspannend für die ganze Familie erschien. Indeß war es dunkel geworden und nun gingen wir aus dem Privatgarten in die Tuilerien, die schon in der bunten Lampenpracht schimmerten. Als wir zur königlichen Terrasse gelangten, stiegen die Raketen grün, roth, gelb und blau in die Luft und bald folgte das ganze aufprasselnde Feuerwerk, das, durch die Bäume gesehen, wundervoll gemildert erschien. Wie Edelsteine, die eine Feenhand hinauf- und herabsandte, wie tausend Rubine, Smaragde Topase und Diamanten, so schossen die Schwärmer durcheinander, schlängelten sich am Himmel hin und verschwanden in Nichts. Ich mußte an Zauberzeichen, an Formeln, an astrologische Be-

deutung bei dieſen wunderlich wechſelvollen Effekten denken, die ſich wie Gedanken und Träume jagten, rankten und verſchlangen.

Zwei Tage darauf, am dritten Mai (der erſte Sonntag nach Louis Philipps Geburtsfeſt), ſpielten die großen und kleinen Waſſer in Verſailles. Als Touriſten und Wißbegierige durften wir dieſes, für die Franzoſen große Ereigniß nicht unbenutzt vorübergehen laſſen. Aber der dritte Mai war auch der Jahrestag jenes Unglücks auf der Verſailler Eiſenbahn, wo Hunderte von Menſchen, im fröhlichen Sonntagsgefühl ausgezogen, den Ihren entweder furchtbar verſtümmelt, verbrannt, todt oder gar nicht wiedergebracht wurden. Die Erinnerung ſchreckte uns. Sollte es nicht angemeſſener ſein einen Wagen zu nehmen und über Paſſy und Sèvres geſichert nach Verſailles zu fahren, als ſich dem Gedränge, der Gefahr des Todtgedrücktwerdens und des Verbrennens auszuſetzen? Geſagt, gethan! Schon um neun Uhr ſtand der Wagen vor der Thüre. Der Tag war eben ſo ſchön als der erſte Mai. Auch heute ſpannte der

Himmel ſein tiefblaues Zelt über uns aus und die Luft ward zum wellenſchlagenden Elemente, das einen wahren Freudenrauſch wachrief. Die kleine Fahrt von etwa anderthalb Stunden, von Paris nach Verſailles, iſt ſehr angenehm. Man durcheilt den Platz de la Concorde, gönnt der Cleopatriſchen Pyramide mit den goldenen Hieroglyphen einen flüchtigen Blick, ſieht einerſeits die Madeleine, andererſeits die Deputirtenkammer, tief im Hintergrunde, zwiſchen himmelanſtrebenden, im Blütenſchmuck prangenden Kaſtanienbäumen die Tuilerien und den Pavillon de Flore und fährt, froh einmal aus der Stadtatmoſphäre in die friſche freie Luft zu kommen, erſt durch die Champs-Elyſées, dann durch Paſſy über Auteuil, vor St. Cloud vorüber, nach Sèvres und Verſailles. Ueberall hiſtoriſche Erinnerungen! Ueberall ein reiches Feld der Betrachtung und der innern Einkehr! Das Auge ſchweift hier- und dorthin; es ſucht ein einzelngelegenes, ſeiner Architektur wegen berühmtes Haus von François I^er^; in den Champs-Elyſées, die unſcheinbare Wohnung der

Madame Tallien, die Napoleon errieth, noch ehe er ſich ſeiner Größe bewußt war, die Eremitage von Joſephine de la Pagérie, worin ſie Napoleon kennen und lieben lernte. Nun thut ſich die Ebene von Grenelle auf; nun flieht ſie wieder. Nun ſieht man die terraſſenförmig angelegten Landhäuſer von Paſſy und nun die duftenden Gärten von Auteuil. Dazwiſchen ſteigt ein Park bis auf die Landſtraße hinab; das war der Park Lauzun's, des Lieblings Ludwigs XIV., der Mademoiſelle, Enkelin Heinrichs IV., heirathen ſollte. Darin lebte auch am Ende des vorigen Jahrhunderts die edle Lamballe, die Marie Antoinette mit der ganzen Fülle ihrer Hingebung liebte und die, eben dieſer Hingebung wegen, von der wüthenden Volksmenge gemordet wurde. Welche herzzerreißende Bilder, die plötzlich auftauchen! Wie ſchauert man vor dieſen blutigen Revolutionsſcenen vom Scheitel bis zur Sohle zuſammen! Lieber will ich an Moilière, Racine, Boileau, Chapelle, Lafontaine denken, die hier im Sommer lebten, träumten, dichteten und ſcherzten; lieber nach St.

Cloud hinblicken, das ich so sehr liebe, wo Lenôre das hügelige Terrain geschmackvoll benutzt und einen Park geschaffen hat, der sich gar nicht wie gemacht ausnimmt, sondern unbeschreiblich einfach, eine nur obenhin civilisirte Wildniß ist. Damit glaube ich St. Cloud eine große Schmeichelei zu sagen, denn mir ist die Wildniß eines Parks lieber als die geschnörkelten Gänge eines Gartens, lieber die ungekünstelte als die geputzte Natur. Das Thal von St. Cloud ist lieblich. Wiesenteppiche, Sträuße von Laubholz, Nadelholz, Hügelabhänge, murmelnde Bäche, Feldblumen .... ich kann mir nichts Schöneres denken. Der Thau lag noch auf dem Grase wie Diamantenstaub. Die leichten Nebelschleier am Himmel, die keine Wolken wurden, legten sich zuweilen wie eine Liebeshand vor die stechenden Augen der Sonne. Die ließ sich aber nicht irre machen, sondern schoß feurige Pfeile hinab, daß es uns oft wehe um's Herz in diesem Sommermittag, mitten im Frühling ward. Wir konnten nicht, wie wir's etwa in St. Cloud gethan haben würden, in die Einsamkeit und

Freiheit, unter die hohen Eichbäume gehen, uns auf's Moos lagern, im Schatten und im Grase wandeln; sondern heute, an diesem Versailler Ehren- und Festtage hieß es: „Jetzt ein Blick in's Museum, jetzt ein Stück Historie, jetzt Wasserfälle, jetzt Table d'Hôte, jetzt les Bains d'Apollon“.....

Ich hätte gerne den ersten Eindruck von Versailles mit den zahlreichgewordenen Freunden allein, nicht im Gefolge von zwanzigtausend Menschen genossen, die uns von weitem auf der Eisenbahn, in Coucous, Diligencen, Fiacres und Citadinen auf der Landstraße begegneten. Ich bin zu exclusiv, um mich in diesem Gemisch von Vergangenheit und Gegenwart, von gesellschaftlichen Triebrädern und stiller Anschauung zurecht zu finden. Allein wir waren nun einmal der grandes et petites eaux wegen gekommen, wir mußten die zum Mittelpunkt unseres Ausflugs machen. Ein alter Lohnbedienter, der wahr und wahrhaftig wie Ludwig XVI. aussah und sich nicht wenig auf diese Aehnlichkeit einbildete, trug auch dazu bei, uns

Verſailles diesmal durch Halsſtarrigkeit zu verleiden. Indeß muß ich ſagen, daß, als ich auf der Place d'Armes ſtand, vor mir das gigantiſche Schloß lag, das große Gitter aufging, rechts und links das über Spanien triumphirende Frankreich ſich am Eingang erhob und die zwölf Statuen, die einſt die Brücke der Concorde zierten, ernſt auf das Erzbildniß des berittenen Ludwigs blickten, unter ihnen Condé, Türenne, Süllv, Colbert; da war der Moment ſo heftig wirkend, daß ich die zwanzigtauſend Menſchen, den eigenſinnigen Lohnbedienten, die brennende Hitze, vielleicht auch die Freunde vergaß, beherrſcht, wie in goldene Feſſeln geſchlagen, ſtehen blieb und nichts mehr dachte als die glorreiche Vergangenheit Ludwigs XIV., der Großes und Schönes, Kleines und Unſchönes deswegen hervorbrachte, weil er, von Ehrgeiz beſeelt, kein Herz, nur raſenden Egoismus beſaß. Aus ſeinem Grabe wuchs langſam die Revolution, ſproßte aus der von ihm verübten Despotie, die Mazarin in ihm zuerſt angefacht hatte, jenes dringende Volksbedürfniß der Selbſtſtändigkeit

hervor, das ſich zwar anfangs in Zügelloſigkeit kundgab, dann aber eine geregelte Freiheit ward. Von Ludwig XIV. bis zu Ludwig Philipp... welcher Wechſel, welche Thaten, welche Uebergänge! Wie reich iſt die Geſchichte, wie überwältigend der Gedanke, daß ſie unbekümmert um die dahingegangenen Generationen die Reſultate rieſenhafter Menſchenanſtrengungen mit goldnem Griffel einträgt und das Schuldig oder Nichtſchuldig über jedes Haupt, gleichviel gekrönt oder ungekrönt, ausſpricht! Ob wol Ludwig XIV. je daran gedacht hat, daß die Nachwelt ihn anders als ſein Jahrhundert richten, nichts von all' dem erſtickenden Weihrauch als die nackte Wahrheit übrigbleiben würde? Ich glaube denn doch, daß er das gewußt hat. Man ſagt, er habe Reue im Sterben darüber empfunden, daß er ſein Volk dem Egoismus geopfert habe. Dies reuevolle Sterben nach einem ſo genußſüchtigen Leben, dies Abdorren ſeiner Dynaſtie, da er bekanntlich Kinder und Enkel begrub, hat etwas ſehr Wehmüthiges, die Stimmung wird feierlicher. Man geht ſchweigend durch

den Schloßhof, ſchweigend tritt man auf die Verſailler Terraſſe, blickt hinunter auf die geradgezogenen Lenore'ſchen Buchsbaumgänge, auf den berühmten Tapis-Vert, die Baſſins, die Statuen, die blaue Ferne, ſieht im Geiſte den großen Ludwig, wie er im goldgeſtickten Rock mit den Ringellocken und den Degen an der Seite in heimlichen Bosquets heimliche Rendezvous gibt, denkt an die Herzogin von La Vallière, an die Montespan, an die Maintenon, an Colbert, an Boſſuet, an Lauzun, an Benzerade, an die claſſiſche Dichterwelt Frankreichs. Es fliegen einzelne Erinnerungen wie Libellen heran und andere kriechen gleich Ungeziefer am Boden. Wie vor Geſpenſtern, ſo prallt der Sinn vor dem Gemeinen, das hier vorging, zurück und ſchmiegt ſich an das Große, an das Unvergängliche. Auch Marie Antoinette erſcheint im ſchlichten Gewande und neben ihr der etwas ſchwerfällige Ludwig XVI. Seltſam entwickelt ſich der Hang, die Geheimniſſe des Lebens, die Tiefe menſchlicher Geſchicke zu ergründen. Das Gemüth erſehnt Stille ... es will nicht dieſes

vergängliche Leben vor ſich, dieſe bunten Pariſerinnen mit ihren Schnürſtiefelchen, dieſe Paſteten- und Waffelnbäcker. Es möchte das zitternde Laub, die duftenden Blumen, die rieſelnden Quellen belauſchen, möchte ſich in die Zuverſicht der Ewigkeit, in die Weltbetrachtung verſenken. Das war aber diesmal nicht möglich, ſondern es hieß: „Wir müſſen in's Muſeum, dann in das Schlafzimmer Ludwigs XIV., in die Appartements-Réſervés, in die Salle de Spectacle, dann nach Groß- und Klein-Trianon u. ſ. w.“ Ich ergab mich auch gleich in mein Schickſal und dachte: „Dränge du nur, du alter Lohnbedienter, mit deinem ſchneeweißen Kopfe, tyranniſire nur mich und die Andern. Ehe du dir's verſiehſt, bin ich wieder in Verſailles, an einem ſtillen Tage, ohne die zwanzigtauſend Menſchen, ohne ſpringende Fontainen, allein, frei, ohne dich.“ — Und was ich dachte, hab' ich ausgeführt. Ich habe Verſailles allein für mich geſehen und genoſſen; bin in den Sälen zwiſchen den ſteinernen und gemalten Helden, in den Appartements herumgewandelt, die Lud-

wig XIV. gebauet und bewohnt, in denen Ludwig XV. und XVI. gehauſt haben; ich habe die Geſchichte Frankreichs an mir vorüberziehen laſſen und Louis Philipp bewundert, der großherzig genug iſt, das alte verfallene Verſailles vom Staub zu ſäubern und die beſten Künſtlerkräfte des Jahrhunderts dazu zu verwenden, dem franzöſiſchen Volk (die Blouſenmänner und die zu jugendlich ausſehenden Soldaten, die Dandies der Chauſſée d'Antin und Faubourg St. Germain mit einbegriffen) eine illuſtrirte Ausgabe der hauts faits de la grande nation vorzuführen. Denn dieſe ſorgfältig geſammelten, zu dieſem Behuf beſtellten Kunſtwerke, die die Säle mit den hiſtoriſchen Gemälden von Clovis bis zu der Julirevolution füllen, ſind nichts Anderes als Prachtlexika, aus denen jede Klaſſe in Frankreich, ſie ſei niedrig oder hoch, Belehrung, Ermuthigung, ſogar Begeiſterung ſchöpfen kann. Ich lobe mir dieſe populaire verſailler Anſtalt. Sie macht dem Urtheil des Königs und dem Bedürfniß der Nation Ehre.

Was ich am dritten Mai in Verſailles geſehen habe, ſind: die Kapelle, die Zimmer Ludwigs XIV., das Oeil de Boeuf, das Confeſſional, das Theater, der Garten, Trianon und die ſpringenden Waſſer. Durch die Säle ward ich in Haſt von Tauſenden von Menſchen durchgeſchoben, die die Gemälde und Sculpturen halb bedeckten, alſo das Sehen, Stilleſtehen und Betrachten zur Unmöglichkeit machten.

Die Kapelle iſt im einfachen Styl erbaut. Hier tönte Boſſuet's und Maſſillon's Stimme, die von der Höhe der Kanzel Ludwig die Heiligkeit ſeiner Aufgabe vorführten, ſich nicht ſcheueten, ihm Winke und Warnungen über leichtfertig angeknüpfte Verhältniſſe zu geben, ihn zum Guten ermunterten, der Sittenloſigkeit eines Monarchen zu ſteuern verſuchten, der doch erſt im Alter und zwar deswegen moraliſch wurde, weil er, wie ſo Viele, zum Sündigen keine Kraft mehr hatte. Hier auch vermählte er ſich heimlich mit der Maintenon, durch die er vollends den Prieſtern in die Hände fiel, denen es dann ein Leichtes wurde, die

Verfolgung der Hugenotten zu erlangen und die Bekehrung und Unterdrückung der Protestanten durch Truppenabtheilungen zu fördern. Auch der Herzogin von La Vallière flüsterte Ludwig in früherer Zeit an dieser Stelle manches Liebeswort zu, wenn sie geängstigt und gequält in die Kapelle floh, sich tief nieder zur Erde warf und Gott um Gnade anflehte. Einmal überraschte sie Ludwig, als sie in Thränen gebadet sich der Verzweiflung ihres zerrissenen Innern hingab. Vorwurfsvoll trat er zu ihr. „C'est donc ainsi que vous m'aimez?“ rief er entrüstet. „Hélas“, antwortete sie tief erschüttert, „c'est quand je ne vous vois point!“ Gedanken der Reue kamen ihr freilich nur in der Einsamkeit. Ach daß es keine wahre Liebe ohne Märterthum gibt! Und doch — je heißer die Leidenschaft, desto zarter das Herz, je tiefer das Gefühl, desto höher der Anspruch. Deswegen glaub' ich auch nicht an die Selbstverläugnung der Herzogin von La Vallière, sondern ich glaube nur an ihre Verzweiflung, nachdem Das, wofür sie sich hingegeben, weniger denn Nichts,

eine zerplatzende Seifenblase ward. Ich weiß wohl, daß es prächtige Phrasen voll hohlen Stolzes, voll lügnerischer Philosophie gibt, die den Kopf füllen, aber das Herz? Das ist, soll ich sagen Gott Lob! oder leider! ein Ding, das nichts mit dem Verstand, nichts mit der Ueberlegung zu thun hat, das es ohne Widerrede himmelschreiend findet, wenn man vergißt, statt liebt.

Die sogenannten „grands appartemens" zeichnen sich durch Marmor, Vergoldung und herrlich gemalte Decken aus. Der Venus-, der Dianen-, der Mars-, der Merkur-, der Apollo- oder Thronsaal waren der Tummelplatz der Feste unter Ludwig XIV. Von sieben bis zehn Uhr Abends wurde dort Musik getrieben, Billard und Landsknecht gespielt, wurden Erfrischungen vertheilt und Liebeserklärungen gemacht. Ueberall, von den Decken und von den Thüren herab, lächelt Ludwigs Bild, meist in mythologischer Gestalt. Ueberall Vergötterung, Uebertreibung! Ueberall Meisterwerke von Lebrün, von Lafosse, von Van der Meulen u. s. w. In der großen Galerie, die

zweihundert Fuß lang, dreißig breit und vierzig hoch ist, spricht sich das Jahrhundert Ludwigs am deutlichsten durch Luxus aller Art aus. Es gibt wol keine Galerie in der Welt, die in diesem Maße von Marmor, Gold und Bildern strotzt. Wahrhaft schön ist der Blick von da auf die Terrasse, auf das Parterre du Nord, auf die Pyramiden-Fontaine, auf die Orangerie. Dann tritt man in das Kabinet des Königs, in dem er viermal wöchentlich die Vorschläge entgegennahm, die ihm Louvois für den Ruhm, Colbert für die Industrie, Torcy für die Erhaltung der Tractate machten. Ludwig hörte sie an, that aber meist nur Das, was ihm Ehrgeiz oder Egoismus einflüsterten. Noch steht in jenem Kabinet der mit grünem Sammet beschlagene Tisch, an dem Conseil gehalten wurde und an dem siebenundzwanzig Jahre später Ludwig XVI. Herrn von Brézé empfing, der ihm die Worte Mirabeau's überbrachte: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier durch den Willen des Volks sind und nur der Gewalt der Bajonnette weichen werden.“ Nun

geht es in das Schlaf- und Sterbezimmer des Königs. Alterthumsgeruch umweht uns. Der Zugwind bewegt langsam die modernden, in Staub zerfallenden Gardinen. Aus der freien Gedankenwelt, wie sie Gott uns geschaffen hat, tritt man in eine Welt voll Schmeichelei. Die von der Genußsucht erdachte Decorirung des Zimmers zu Zeiten der La Vallière, Fontanges und Montespan, ein ganzes Heer von Cupidos und Grazien, einen wahren Venustempel schaffend, änderte sich plötzlich unter den strafenden Blicken der Maintenon. Die Grazien entflohen, Amor verschwand erschreckt; die Spitzenbettdecke von Deloble machte einem dunkeln Gewebe Platz, auf dem die Fräulein von Saint-Cyr das Opfer Abrahams gestickt hatten. Das Bett ist mit einer Balüstrade umgeben. Rechts liegt auf einem rothen Sammetkissen die Königskrone. Seitwärts steht eine Pendüle. Am Bette befindet sich der Betschemel. Seit dem 11. November 1630 bis zum 6. October 1789 wurden hier Dramen aller Art aufgeführt, den Reigen eröffnete Ludwig XIII., der in

dieſem Zimmer Richelieu's Genie den Sieg über ſeine Mutter Maria von Medicis einräumte. Hier empfing Ludwig XIV. die Ambaſſadeurs der beſiegten Mächte, bereuete ſeinen Hang zum Krieg und zur Verſchwendung. „Erleichtere dein Volk," ſagte er mühſam dem jungen Herzog von Anjou, „thue, was ich das Unglück zu unterlaſſen hatte." Er ſtarb am 1. September 1715. Ein Höfling riß das Fenſter auf und rief dreimal der horchenden Menge das entſcheidende Wort: „Der König iſt todt!" zu und zwei Minuten darauf verkündete der Ruf: „Es lebe der König!" den Erſatz und das menſchliche Vergeſſen. Auf demſelben Balcon, von dem dieſer Ruf ausging, ſtand auch 1789 Ludwig XVI. der raſenden Volksmenge gegenüber, Marie Antoinette mit ihrem Kinde zur Seite, die nichts als Thränen und Händeringen hatte; aus ihm entfloh er..... um in die Baſtille und auf die Guillotine zu kommen!

Man wird traurig, wenn die kleine Thüre im Oeil de Boeuf gezeigt wird, aus der Marie Antoinette in jener Nacht des 6. Octobers, angſterfüllt

wie ein geſcheuchtes Reh, zu ihrem Gemal entſchlüpfte, wenn man ſich ſagt: „Was hatte die von ihrer Herrſcherſtellung, von den überall vorhandenen himmliſchen Dingen im Leben?“ und da liegt dann plötzlich eine ganze Generation mit Schutt und Blut überdeckt. Ach, wie iſt dieſe Vergangenheit doch ängſtigend, wie beklemmt fühlt man ſich durch dieſe Unordnung, durch den Druck, den Misbrauch, den Mangel an Einſicht, durch die Hemmung jedes Willens, durch die Geiſter der Verwirrung, in jener Zeit, wo hindurch ein ganzes Volk ſich Bahn brach! Wie hält das unſere Theilnahme gefangen! Still erſt, wenn auch wehmüthig, wird es im Gemüth, wenn die kleinen, unſcheinbaren Zimmer der Marie Antoinette ſich aufthun, in der ſie ausruhte von der Bürde des Königthums. Da tritt die Verklärung des Gedankens, ein milder Regenbogenſchimmer ein, da trifft uns ein kindlich rührender Ton. Kommt er aus den Wolken? Aus dem Grabe? Es iſt der Ton der Verſöhnung, das Wiegenlied todtkranker Kinder.

Ich will nicht von den verſchiedenen, kahl genug ausſehenden Sälen reden, durch die wir hindurch mußten; ich will nur des Confeſſionals erwähnen, das ſonderbarer Weiſe mit dem Bilde der Maintenon, die auf den Knien das Fräulein von Blois hält, geziert iſt. Ludwig XIV. nahm fünfmal im Jahre das Abendmahl. Als ſein Beichtvater, der Père La Chaiſe ſtarb, empfahl er ihm, einen Jeſuiten ſeine Stelle erſetzen zu laſſen. „Es ſind geſchmeidige Leute, dieſe Jeſuiten," ſagte der Sterbende. „Ein Stoß iſt leicht ausgeführt. Seien Sie auf Ihrer Hut." Ludwig XIV. gedachte ſeines Ahnherrn und nahm den Jeſuiten Letellier. Ludwigs Leben iſt voll Widerſprüche, voll Heroismus und Kleinlichkeitsgeiſt, eine Anhäufung von beſtem Wollen und ſchlimmer Fanfaronade, eine Art Verſaillerſchloß, wo viel Originalität, Grazie, Großartigkeit, Extravaganz und Bizarrerie in ein ſchönes Ganze zuſammenfließt. Man gewinnt auch von Schritt zu Schritt mehr die Ueberzeugung, daß Ludwig trotz ſeines Ruhms der Reaction wegen, Frankreich ſehr gefährlich war.

Erſt lebte er wie ein Paraſit, ſog ſich voll an allen Genüſſen, trat Moral und Sitte nieder und dann, als er alt war, betete er mit der Maintenon, ohne deshalb doch an Gott zu glauben, kaſteite ſich und Andere, ließ die Proteſtanten rädern und köpfen und ſtarb kühl und vornehm, immer mitten in der erheuchelten Demuth, von innerſter Anmaßung beherrſcht.

Das Verſailler Theater iſt unter Ludwig Philipp ein wahres Kleinod des Geſchmacks und der Eleganz geworden. Vor Ludwig XV. erbaut, hat es keinen andern hiſtoriſchen Werth als den, daß in dieſem Saal im Jahre 1789 jenes Feſtmahl gegeben wurde, das der überfließende Tropfen zu dem vollgefüllten Giftbecher der Revolution war. Zu Ludwigs XIV. Zeiten gab es keine ſtehende Bühne im Schloß; ſie wurde bald hier, bald dort nach Gutdünken des Königs aufgeſchlagen. Ich erfuhr das erſt, nachdem ich mir Molière und Racine ſchon auf dieſem Theater gedacht, den König und ſeinen Hof in den Logen geträumt und zurecht geſetzt hatte; da hieß es

denn, das ſei vergebliche Mühe, hier habe Ludwig XIV. nicht gehauſt.

Leicht und froh trat ich aus den menſchengedrängten Sälen in die friſchen Gärten, ſtieg die Stufen der Terraſſe hinab und verlor mich ins Grüne und im Schatten. Viele Menſchen ſind für's Gewühl geſchaffen. Je mehr Lärm, deſto froher werden ſie. Mir iſt das unerträglich. Ich muß täglich wenigſtens ein paar Stunden Ruhe haben, muß mich verkriechen und verſtecken können, muß ſelbſt die Sonne fliehen, muß träumen können. Zum Träumen iſt der Verſailler Garten vollkommen eingerichtet; die Gegend iſt eigentlich ſteril. Maleriſche Bergformen, überraſchende Bilder gibt es nicht, aber ſchöne Baumgruppen, flötende Nachtigallen, Dickicht und Kühle, in denen man ſich recht ſelig unſterblich fühlt. Es läßt ſich doch beſſer auf dieſem ſammtweichen Graſe als auf den Parquetts im Schloß wandeln.

Kleine Springbrünnchen rieſelten und ſpielten ſchon, als ich nach den Trianons hinüberging. Das ſind die ſogenannten „petites eaux.“ Eine

wogende, wallende Flut, die in kräuſelndem Schaum der Tiefe entſteigt, in feuchten Staub zerfließt, ſich in kryſtallenen Tropfen an Zweige und Mooſe hängt und vom darauf fallenden Sonnenlicht in kleine Edelſteine verwandelt wird. Der überall bei ſolchen Gelegenheiten nicht fehlende Regenbogen ſchlug in die Waſſer hinein, die Geiſterbrücke und Elfe... nen emporzuſteigen und ihre naſſen Gewänder ſich mit Diamanten und Rubinen überſäen zu laſſen. Das war wirklich von idylliſcher Schönheit.

Das große Trianon konnte ich nicht ſehen. Die franzöſiſchen Prinzen hatten Ibrahim Paſcha dorthin geführt und es war für den Tag dem Publikum verſchloſſen. Dafür ſahen wir Klein-Trianon, das die Herzogin von Orléans bewohnt und dem Marie Antoinette ihren Liebreiz verlieh. Es iſt kein Schloß, nur ein Haus mit einer ſchönen Treppe und einigen hübſch eingerichteten Zimmern. Das Boudoir gefiel mir beſonders; ganz einfach, nur mit Zitz decorirt, hat es einen Schreibtiſch, einen Lehnſeſſel und den Blick in den Gar-

ten. Aber dieſer Blick war wundervoll. Der Himmel ſchnitt ſich ſcharf gegen die Conturen der Bäume ab; die Sonne ſtrahlte mit aller Macht auf das Laubholz, den Raſen, die Blumen; wie in der Schatzkammer Gottes, ſo funkelte und glühte es. Da hinaus mag ſich wol auch oft das verweinte Auge der Herzogin von Orléans richten, wenn ſie auf den kurzen Traum ihres Glückes blickt; da hinaus mag ſie ſehen, wenn es ihr bang in der Einſamkeit wird, mit der ſie das Schickſal umwob. Dieſe ſtille Exiſtenz, das kleine Schlafzimmer und daneben das der Kinder, des Comte de Paris und des Duc de Chartres, ergriffen mich ſehr; man kann hier wirklich nur Schönes, nur Gutes denken. Dieſer reizende, feenhafte, ſilberne Trauerſchleier, der über die Gemächer hängt, erzählt von dem Geweſen, von den Leiden des Herzens. Ganz betrübt ſah ich das allerliebſte, ſpielwerkähnliche Theater und ging dann ſinnend und träumend nach Verſailles, wo es nach der Table d'hôte im „grand reservoir" lebendig in den bis dahin todten großen Waſſerkünſten ward. Die

Wasserkünste sehen sich überall gleich; ich kann nicht sagen, daß diese von Versailles mir einen größern Eindruck als die von Cassel oder von Peterhof bei Petersburg machten. Was ich aber aufrichtig bewundert habe, sind die herrlichen Bronzestatuen, die Flußgötter und Nymphen, die Amors und Zephyre, die Thiere und andere Zierrathen, die meisterhaft sind. Am großartigsten ist das Bosquet der Apollobäder, das in einen Felsen gehauen den Palast der Thetis im Augenblick darstellt, wo der Gott des Tages, erschöpft von dem Lauf um die Erdkugel, sich von sechs Nymphen umgeben läßt, die ihm Haar, Fuß und Hand waschen. Die Bewegung der Gruppen ist lebensvoll und der Ort, wo sie aufgestellt sind, trägt einen einsamen, abgeschiedenen Charakter. Der Colonnaden-Saal, der in der Mitte Proserpine, von Pluto entführt, in weißem Marmor zeigt und um den herum zweiunddreißig Marmorvasen Springbrunnen in die Höhe werfen, ist auch sehr bemerkenswerth. Die Neptunwasserkunst ist das Bouquet dieses feuchten Feuerwerks.

Ich freute mich kindiſch auf meinen zweiten Ausflug nach Verſailles; ich freute mich auf die Kunſtſchätze und auf den ſchönen lichten Himmel, den man in Paris nur ellenweis zugemeſſen bekommt. Wenn ich im Zimmer bleiben muß, ſperr' ich wenigſtens die Fenſter auf. Draußen weht mir der Wind die Sorge von der Stirn und das Leid aus dem Herzen; draußen reden die Bäume und Blumen. Das war es auch, was mir oft mitten in den pariſer Genüſſen wie Schmerz in die Seele ſchnitt, daß ich nie einen Baum umfaſſen, nie eine Blume pflücken konnte. Die Tuilerien ſind zwar ſchön und es gibt viele hohe und ſtarke Bäume darin, unter die ich mich hätte lagern können; allein ſo wohl erzogen iſt der Menſch denn doch, daß er nicht gern etwas Auffälliges thut. Aber in Verſailles, am 20. Mai, wo Niemand im Garten war, da habe ich mir gütlich gethan. Da habe ich mich voll Luft und Duft geſogen, habe mich ſatt an dieſer üppig grünen Natur geſehen. Das einſame, menſchenleere Verſailles iſt erſt recht eigentlich belebt. Das

wimmelt von Geſtalten, die geiſterartig aus den Alleen und Bosquets treten. Die marmornen Statuen ſteigen von ihren Piedeſtals herab. Die Bronzefiguren erheben ſich aus den trocknen Waſſerkünſten. „Ach, Ludwig XIV. mag da oben auf dem Schloß ein herrliches Leben geführt haben, voll Saft und Süßigkeit ...“ dachte ich und dann ſchämte ich mich wieder, das gedacht zu haben, weil der Segen des Himmels zum Glück gehört — der Segen der Arbeit, des Fortſchritts, der Liebe, der Sorgen und Mühen — und dieſer dem Ludwig fehlte.

Diesmal beſah ich mir das Muſeum chronologiſch-ſyſtematiſch, ganz ſo wie der gedruckte Guide von Verſailles befiehlt. „Geht vor der Kapelle vorbei, durchſtreift die eilf Säle von fünf bis fünfzehn, ſteigt die Treppe des Nordens hinauf!“ u. ſ. w. heißt es darin. Ich bin alſo zuerſt in die Säle von fünf bis fünfzehn gegangen, worin Clovis, Dagobert, Pipin, Karl der Große, der heilige Ludwig und Andere, von Déjuine, Fleury, Roger, Scheffer, Daſſy gemalt, zu ſin-

den ſind. Der heilige Ludwig mit ſeinem frommen Geſicht gefiel mir gar ſehr, auch die Bataille von Roſebeck von Johannot und die Jungfrau von Orléans, die Karl VII. vorgeführt wird. Die iſt wirklich weiblich und ſchön. Daß ſie eine Rüſtung trägt, ſtört gar nicht, denn das ein wenig geſenkte Köpfchen und der ſanft niedergeſchlagene Blick verrathen die zarte Seele, die aus dem dunkeln Tode freudig aufwärts ſteigt, die zitternd und feurig vor ihrem Herrn ſteht und nur Eines, Das will, eine Glorie über die Finſterniß ſeines Lebens zu werfen. Die Schlacht von Ravenna iſt ein ſchönes, kraftvoll durchgeführtes Bild von Ary Scheffer. Für dieſe Schlacht kann man ſich wirklich intereſſiren, die hat eine erhabene, keine grauſenhafte Wirklichkeit. Es iſt ein Leben, eine Friſche und Thätigkeit in dem Bilde, zu dem nur das Talent verhilft. Einige kleine Schlachtenſtücke ſind ſorgfältig von Lecomte, Lafaye und Jouy gemalt. Dagegen iſt der Uebergang über den Rhein 1672 von Teſtelin, nach Lebrün, ganz verfehlt. Das Bild kam mir wirklich wie nürn-

berger Soldatenſpielwerk mit grünen Baumwollbäumen vor. Indeß iſt es natürlich, daß unter ſo vielen tauſend Bildern auch mittelmäßige und ſchlechte ſind. Der Tod von Türenne, den Chabord ausgeführt hat, iſt brav. Ich habe lange vor dieſem Sterbenden geſtanden und mich in ſeine Seele hineingedacht. Es mag thöricht ſein, aber ich laſſe mir's nicht nehmen, daß es Myſterien in unſerer aſchgrauen Welt gibt, die uns das Gemüth plötzlich mit Roſenduft übergießen. Ein Myſterium dieſer Art iſt der Tod eines Helden. Der erhebt, wiegt in ſanfte Träumereien ein. Der zeigt, daß der Menſch wird. Gott allein weiß, was wir werden. Wir aber müſſen früh erkennen, was uns als Aufgabe geſtellt iſt, müſſen die ſtechenden Sonnenblicke, die kalten Regenſchauer, den Sturm und die Stille als uns nothwendig begreifen, nicht murren, ſondern verſtehen.

Ludwig XV. auf den Armen Peters des Großen iſt ein nettes Bildchen. Der kleine Ludwig XV. ſieht gar lieblich und Peter der Große ſehr ernſt aus. Das Kind und der Mann, Beide

an der Spitze zahlreicher Völker, blicken ſich vertrauensvoll in's Auge. Mistrauiſch auf dem Bilde ſind nur die Höflinge, iſt nur die Schmeichelei, die die Herrſcher umgarnt. Schön ausgeführt iſt das Bild von Monſiau, das Ludwig XVI. vorſtellt, wie er Lapeyrouſe Inſtructionen für ſeine Reiſe gibt. In dem Bilde gewinnt man den armen Ludwig herzlich lieb. Es liegt viel Frieden, viel Ruhe auf dieſer Leinwand. Das ſtürmende Verzweifeln, die zerſtörenden Kämpfe der Revolution ſind noch fern. Ludwig XVI. ſteht ahnungslos vor ſeinem Schickſal und Lapeyrouſe iſt es auch. Das Zimmer, in dem die Scene vorgeht, iſt einſam. Vielleicht daß draußen der hohle Abendwind ſchwer und kalt an die Fenſter rauſcht und die ſchwarzen Wolken zuſammentreibt, aber hier an dieſem Tiſch, in dieſem königlichen Gemach iſt es ſtill.

Mein gedruckter Guide, verſtändiger als mein alter Lohnbedienter, ſchickte mich von den Gemälden zu den Sculpturen und von den Sculpturen zu den Gemälden. Ich ließ mir das gern gefal-

len, denn Abwechslung hindert die Ermüdung. So trat ich in die Galerie, in der rechts und links sowol Büsten als Statuen aufgestellt sind. In einer derselben steht die Statue der Jeanne d'Arc von der Prinzessin Marie von Orléans. Ueber der hat offenbar die Taube des heiligen Geistes geschwebt, denn die ist rein und jungfräulich durch und durch, ganz abgezogen von der Welt, das Schwert mit beiden Händen fassend, das weiche Haar an den Wangen herabrieseln lassend, voll pulsender Gegenwart, voll frommer Zuversicht, ein Quell des Glaubens, eine Blume der Mädchenhaftigkeit, ein Bild demüthiger Kraft! Es kam eine herzerfrischende Stimmung über mich, als ich dies Werk sah, ich dachte: „Nun hast du das Beste in Versailles gesehen, nun kannst du umkehren!" Das kam daher, weil ich die Jeanne d'Arc nicht von ihrer Schöpferin trennen konnte, sondern mir Marie von Orléans zurückrief, wie ich sie vor neun Jahren eines Abends an einem runden Tisch in den Tuilerien an der Seite ihrer Schwester, der Prinzessin Clementine, der Königin

und der Madame Adelaide gegenüber geſehen hatte. Damals machte ſie mir den Eindruck einer leidenden Paſſivität. Sie hatte etwas Träumeriſches, das feſſelte, etwas Unirdiſches, das zauberhaft war. Welch ein Leid iſt ſeitdem in dies Zimmer eingezogen, wie zehnfach zerſchnitten vom Meſſer des Schickſals iſt dieſe mütterliche Königin worden! Zuerſt ſtarb Marie von Orléans, dann ſtarb der Stolz der Familie, der Herzog. Ja, es gibt Conſtellationen, die mitten in's Herz dringen und kein vollkommenes Glück zulaſſen. Dem gewährt, wird auch wieder genommen. Gott will das ſo. Das Leid ſei alſo da, aber es ſei uns kein Fluch, ſondern eine Erhebung; keine Bitterkeit, nur eine Brücke zum Hinüber.

Sehr angeſprochen hat mich die Statue von Louis Charles d'Orléans, Comte de Beaujolais, Bruder des Königs, die Pradier ſehr plaſtiſch und genial ausgeführt hat. Lieblich iſt auch die Blanche de Caſtille, die Gemalin Ludwigs VIII., die gar fromm und gut ausſieht.

Zehn Säle enthalten Sujets der franzöſiſchen

Geſchichte von Napoleon an bis zu Ludwig Philipp. Hier liegt das ganze Frankreich mit ſeinen weit um ſich greifenden Polypenarmen ſo deutlich vor Augen, daß man es nun als ein Ganzes faſſen und begreifen lernt. Welch wunderſames Zeitalter! Welch noch märchenhafterer Menſch, dieſer Napoleon, mit dem ſchönen, jugendlich freien Geſicht in der ägyptiſchen Campagne, mit der ſchon tiefer ausgeprägten Phyſiognomie als Kaiſer, mit dem gramdurchwühlten Geſicht im Augenblick, wo er in Fontainebleau Abſchied von ſeiner Garde nimmt! Ach, ich habe vor vielen dieſer Bilder mehr Napoleon's Schmerzen und Drangſale als ſeines Ruhms gedacht. Dieſe ſtürmiſche Jugend, von der er hinauf auf den ſchroffen Fels des Kaiſerthums ſtieg, dieſer Mangel an Ruhe im reifen Alter, wo der Krieg, der Ehrgeiz, der Kampf um die ſich ſelbſt geſchaffene, zu ſtraff angezogene Exiſtenz um ihn ſo wütheten, daß er in der ſteten Sorge, in der ertödtenden Anſtrengung ſich ſelbſt kaum aufrecht erhielt, wie mußte das Alles ſich in leidenſchaftlicher Unruhe in den Charakter hineinbrennen!

Deswegen ist der junge Napoleon unweit reicher an äußerer Schönheit als der alte, deswegen sieht man, daß die Campagne in Aegypten, trotz ihrer Drangsale, mehr poetischer Reiz als dies ewige Schlachten und Dreinhauen in spätern Jahren hatte. Vor manchen Bildern, die alle mehr oder weniger sehr schön ausgeführt sind, war es mir als hörte ich es in langen Pausen, nicht zornig oder drohend, sondern mahnend donnern. Dann fuhr ein Windstoß dazwischen, dann ward's wieder todtenstill, dann brauste es wieder, dann stöhnte es....

Napoleon's Geschichte füllt Hunderte von Bildern aus; die von Ludwig XVIII. und Charles X. zusammengenommen nur dreiunddreißig. Welch eine nüchterne Periode, die auf Napoleon folgte, nüchtern in der Wirklichkeit, nüchtern im Bilde! Die großartige, stolze Natur hat aufgehört. Zaghaft blickt das Auge in die Höhe und findet nichts als dürres Gestein, mit sparsamer, frostiger Vegetation bekleidet... Die Zeit war schwerfällig in sich selbst zurückgesunken, man wußte nicht, was

aus den tiefſinnigen Erſcheinungen, die vorüber-gezogen waren, für Lehren zu ziehen; das Feuer glühte unter der Aſche, es bedurfte eines heftigen Luftzugs, um die Flamme zu wecken. Der dreißigſte Juli kam, mit ihm die Revolution, mit ihm die neue Dynaſtie.... Nun ſteht man in jenen Sälen, in denen ſich Ludwig Philipp zuerſt als Herzog von Orléans, dann als General-Lieutenant, dann als König zeigt. Man iſt in der Gegenwart, Ludwig XIV. iſt verſchwunden. Ludwig XVI. iſt guillotinirt; die ganze wundervolle ſagenreiche Zeit Napoleon's iſt verklungen... es iſt Alles vorüber..... Die Bilder Ludwig Philipps ſind nicht ſchön, nicht poetiſch, ſind kühl und kahl, ſtramm und ſteif, voll froſtigen Pomps, bis auf die, die afrikaniſche Siege zeigen. Da kommt die Kunſt und an ihrer Seite die Poeſie; da kommt die Jugend, der Herzog von Orléans, der Herzog von Nemours, der Herzog von Aumale und der Prinz von Joinville; da wird es wieder friſch und lieblich, da freut man ſich über dies ſchöne hochaufgeſchoſſene Geſchlecht, über die Lie-

benswürdigkeit, Einfachheit und Einigkeit einer Familie, über die nur eine Stimme herrscht.

Was ist doch dieser Horace Vernet für ein Maler! Wie weiß er das Leben und die Wahrheit in zwei, drei Strichen so fest zu zaubern, daß sie von der Leinwand heraus mit festen Schritten auf uns zukommen! Die Einnahme von Constantine und die Smahla sind von einer herzschlagenden Wirklichkeit. Ein Theil der Armee ist auf dem ersten Bilde auf dem Kirchhof gelagert. Einzelne offenstehende Gräber haben ihre Steine zu Barricaden hergeben müssen. Im Hintergrunde liegt Constantine mit dem Marabout-Grabe. Plötzlich hat sich das Gefecht entwickelt. Ein Bataillon verjagt die aus der Stadt gestürzten Araber. Der Herzog von Nemours steht neben einer Gruppe Cypressen und feuert die Seinen zum Kampfe an. Weiter unten übersieht der General Damrémont ruhigen Blicks das Ganze. Im Vordergrunde werden zwei verwundete Offiziere getragen. Der eine ist mit dem Kopf schwer auf die Schulter seines Trägers gefallen, der ist

todt. Der andere lebt. Nicht weit davon reicht ein Araber zum Trinken. Hier iſt auch der Etatmajor, die Ambülance und die Markedenterin zu finden.

Im zweiten Bilde ſetzen ſich die zum Sturm berufenen Truppen in Bewegung. Der entſcheidende Augenblick iſt gekommen. Alles iſt vorbereitet. Der Angriff beginnt. Der Contraſt der Bewegung an den Seiten mit der Ruhe im Centrum iſt eben ſo künſtleriſch als ergreifend. Die Breſche iſt offen. Der Graf Vallée, General der Artillerie, hat die Stelle des am vergangenen Tage gebliebenen Generals Damrémont eingenommen. Er ſitzt ruhig auf einer Kanone. Neben ihm ſteht ein Oberſt, der ehrerbietig Befehle entgegennimmt. An der Spitze der Batterie ſieht man den mit der Hand zum Angriff auffordernden Herzog von Nemours. In jeder Miene iſt Leben; auf jedem Geſicht glüht der Wunſch zum Kampf. Ben-Ouani macht in ſeinem arabiſchen Coſtüm einen pittoresken Eindruck. Daneben zeigen ſich öſtreichiſche und engliſche Uniformen. Das afrika-

niſche Bataillon ſteht unbeweglich, ſtaub- und ſchmutzbedeckt da; ein Soldat, dem eine Kanonenkugel den Kopf vom Rumpf geriſſen hat, wird von einigen Kameraden bei Seite geſchafft. Die Gruppen ſind wundervoll gezeichnet. Dieſe künſtleriſche Vertheilung der Intereſſen, dieſe poetiſche Auffaſſung, die die Greuel der Scenen entfernt und nur das Tragiſche walten läßt, haben Etwas, das unwiderſtehlich feſſelt.

Das dritte Bild entwickelt die verwirrte und verwirrende Bewegung des Sturms. Die Colonnen haben die Breſche erſtiegen. Die Offiziere eilen voran; die Soldaten folgen mit kriegeriſch ausgeſprochenem Muth. Einer unter ihnen hält ſich ſchwer verwundet an die Epauletten ſeines Nebenmannes, der ſich unwillig über dies Hinderniß umdreht. Die Sappeure ſchleppen Leitern, Aexte, Pulverſäcke herbei. Der Tambourmajor hat ſich an eine Mauer gelehnt; um ihn herum gruppiren ſich die Tamboure und Trompeter. Ich kann gar nicht ſagen, welchen Reichthum der Perſpective, welche großartige Auffaſſung dies Bild

entwickelt. Vernet iſt ein eben ſo guter Dichter als Maler. Das Leben iſt ſein Gebiet. Dort findet er die Quellen, an denen er ſeine Phantaſie tränkt; es iſt nichts willkürlich Angenommenes in ihm, auch nichts kalt Beſonnenes, ſondern was ihm der Augenblick und der liebliche Humor eingab, das hat er mit Begeiſterung aus ſich ſelbſt herausgemalt. Das ſieht man wieder auf dem ſechzig Fuß langen Bilde, die Eroberung der Smahla darſtellend. Das ganze Gemälde iſt ein lebendiges Gedicht; überall quillt das Talent des Künſtlers in üppigen Farben hervor. Das iſt Kraft, Streben nach oben, Stärke, die nimmer erſchlafft, und daneben welche zarte, feine, regſame geiſtreiche Bewegung, welche wundervolle Ruhe! Man weiß gar nicht, wohin man auf dieſer gleichmäßig ſich entwickelnden Leinwand zuerſt blicken ſoll. Es iſt ſo viel Bewunderung, ſo viel Zuverſicht in uns, wir denken nicht, daß dieſe himmliſchen Gaben Mühe oder Arbeit koſten konnten. Die Gegenſtände und Gruppen ſind wie hingehaucht, duftig, abgerundet und leicht unter dieſem ſüdlich

ſtrahlenden, wie Bergkryſtall ſo durchſichtigen Himmel.

Im Augenblick, wo Abd-el-Kader ſein Zelt aufgeſchlagen und um ihn herum zwanzigtauſend Menſchen ſeinem Beiſpiel folgend die Heerden auf die Weide getrieben und die Frauen die Lebensmittel bereitet hatten, erſcholl plötzlich der furchtbare Angſtſchrei: „Die Chriſten, die Chriſten!“ Schon ſtand der Herzog von Aumale mit der Cavalerie auf den Höhen von Taquin. Dieſen Moment hat Horace Vernet in ſeinem Bilde wiedergegeben. Drei Escadrons haben das Zelt Abd-el-Kader's erreicht. Die Araber ſtürzen mit Flintenſchüſſen hervor, allein die Franzoſen vertreiben ſie und ſetzen ſich in Beſitz von Abd-el-Kader's Schatz, ſeiner Verwandten, ſeiner Effecten, ſeiner Dienerſchaft. Das Gefecht wird nun allgemein. Der Widerſtand der Hachems läßt ſich fühlen. Indeß die Frauen auf Dromedaren zu entfliehen ſuchen, Zelte abgeriſſen, Viehheerden fortgetrieben werden, ſchwingen ſich die Araber auf ihre Pferde, vereinigen und ſtürzen ſich in

das Gefecht. Welche Unordnung, welche Wehklage zwiſchen den Frauen, welche Wuth der geſchlagenen Männer! Im Vordergrunde iſt ein Dromedar mit einem ganzen Harem umgeworfen. Nicht weit davon überſtürzen ſich zwei Ochſen; ein alter Araber mit ſchneeweißem Bart ſucht ſich neben ihnen aufzuraffen. Alles bebt in athemlos beklemmender Erwartung. Man freuet ſich zwar des Sieges der Chriſten, wenn nämlich doch einmal geſiegt ſein ſoll, aber man bedauert auch die armen Araber, die ſo mir nichts dir nichts überfallen und geplündert werden. Sie glauben nicht an Chriſtus und das iſt ein großer Fehler, aber ſie glauben doch an Gott, an eine Hand über den Wolken und das macht ſie ſicher und ſtark in den großen Gefahren ihrer Wüſten und Schluchten, wo jede Minute den Tod bringen kann. Ich weiß nicht, war es der poetiſche Duft, den Vernet über dieſes wilde Volk gehaucht hat, war es Gerechtigkeits- und Menſchlichkeitsgefühl, war es die Vorliebe für bibliſche Geſtalten, die ich im Orient gefaßt habe, diesmal intereſſirte ich mich mehr

für die Araber als für die Franzoſen. Ich will damit nichts Abſonderliches, nur einfach die Wahrheit ſagen, daß ich vor Vernet's Bilde keine Partheiſucht, ſondern den reinen Enthuſiasmus, den dies einzigſchöne Gedicht voll Wunder, Bewegung, voll ſeltſamer Zuſtände hervorruft, empfunden habe.

Die Säle der franzöſiſchen Admirale, Connetables, der Marſchälle u. ſ. w. machen einen ernſthiſtoriſchen Eindruck. Am beſten gefiel mir ein Saal, der nur ein einziges Bild, das des tapfern Joſias von Rantzau enthält, der bei Düle ein Auge, bei Arras ein Bein und einen Arm verlor. Er ſitzt zu Pferde, die ſchwarze Binde um das Auge geſchlungen, den hölzernen Fuß im Steigbügel, den leeren Aermel ſchlaff herabhängend, ſieht er doch ſo kühn und herausfordernd aus, daß man wohl merkt, dem ſtirbt nichts, der iſt feſt, voll Haltung und Trotz. Sein Grab in Paſſy trägt dieſelbe Inſchrift, die auf dem goldenen Rahmen des Bildes wiederholt iſt.

Il dissipa partout ses membres et sa gloire.
Tout abattu qu'il fut, il demeura vainqueur.
Son sang fut en cent lieux le prix de la victoire.
Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le coeur.

Sehr belehrend ſind die chronologiſch aufgeſtellten Bildniſſe der Könige von Frankreich. Da kann man Phyſiognomik ſtudiren! Da ſehen ſeltſam geſcheidte und auch recht lammsmäßige Geſichter von den Wänden herab, da wechſelt Ehrfurcht vor dem Tode mit den Neckereien der Erinnerung; Heinrich IV., François I., Ludwig XIV... ſie begegnen uns alle, bunt durcheinander, in Harniſchen und Königsmänteln, theatraliſch menſchlich oder göttlich demüthig, bis denn wieder Napoleon mit ſeiner Herrſchermiene, mit dem trotzigen Kinn und der Adlernaſe erſcheint.

In der Galerie der berühmten Kriegshelden ſieht uns mancher gute Bekannte an, voll Anſprüche an Unabhängigkeit, voll Kühnheit und Muth. Wir gehen ſtill, mit einem Gefühl vorüber, das nicht Schmerz, nicht Begeiſterung, aber bodenlos wie das Meer iſt. Warum das? Ich

glaube denn doch, weil überall die Trauerfahne ausgehängt, überall der Tod ist.

Die große Schlachtengalerie, die ihre Entstehung dem König verdankt, ist, wie die afrikanischen Kriegsthaten, von oben erleuchtet. Das sanfte Licht, das dadurch auf die Gemälde fällt, wirkt wohlthuend. Es sind viele Bilder in dieser Galerie, aber manierirt, geistlos, ohne großes Interesse. Doch gibt es auch andere, die frei von der französischen Süßlichkeit, voll Wahrheit und Natürlichkeit sind. Das Bild von Scheffer, das den siegenden Clovis darstellt und das, das Karl den Großen über die Sachsen und Wittikind Herr werdend, zeigt, verdienen genannt zu werden. Am besten jedoch gefiel mir seine Jungfrau von Orléans. Die ist in ein gar lieblich tragisches Element getaucht. Sie ist zu Pferde; das Gesicht verklärt und doch traurig. Man sieht, sie hat längst mit dem Leben abgethan, hat die höchsten Momente hinter sich, sie weiß, daß die Sonne sinkt. Ihre Züge sind klar; das mächtige Auge blickt demüthig über die Handvoll Tage hin-

weg dahin, wo es ihr wohl werden wird. Nur das Colorit an den Scheffer'schen Bildern will mir nicht ganz behagen. Es hat etwas in's Grüne Hinüberschwimmende, das die Figuren todtenähnlich anhaucht. Vernet, Delacroix, Gérard, Schnetz haben kraftsprühende Gemälde geliefert. Vernet ist der König der Schlachtenmaler; man sieht, der malt seine Sujets mit Begeisterung, malt die Helden, wie sie ohne Grimm und ohne Trauer, ganz durchglüht von ihren Zwecken hinein in's Gewühl greifen; er hat auch den Marschall von Sachsen bei Fontenoy 1745 gemalt, zerschlagen von körperlichem Schmerz, von seinem Genius und seinem Eifer gehalten, die Armee im Wagen als Kranker musternd, Muth und Heiterkeit verbreitend. In dem Bilde herrscht eine majestätische Haltung, neben einer Luftfärbung von so ätherischer Durchsichtigkeit, daß man es nicht genug bewundern kann. In dieser Galerie sind Momente großer Schmerzen und tiefen Glücks voll Tod und Verklärung, die in's innerste Mark greifen. Auch das ist würdig gedacht, daß die für Frankreichs Ruhm gebliebenen Prinzen hier

in Büſten, viele mit geſchloſſenem Viſier aufgeſtellt ſind. Das erinnert an die Walhalla, an jenen Thron, den König Ludwig dem Ruhm und der Vergangenheit gebaut hat.

Der für die Kreuzfahrer beſtimmte Saal iſt noch nicht fertig. Er ſoll zweiundzwanzig Bilder enthalten. Die darin aufgeſtellte Thüre, die zierlich in Holz geſchnitzt iſt, ſtammt von der Inſel Rhodus, aus dem Kloſter der Ritter von Jeruſalem, und iſt dem Prinzen von Joinville vom Sultan geſchenkt worden. Sie iſt mehr intereſſant als ſchön. Aber in dieſem Saal weht doch ein eigner Geiſt, ein ferner Wellenſchlag, der beruhigend wirkt. Jeruſalem, mit Ruinen durchwebt, von Wüſten umgeben, miſcht hier in die Stimmen der Menſchen ſeine Geiſterſtimme, ruht glänzend und feſtlich in reicher Schönheitsfülle der Natur, voll unſterblicher Herrlichkeit, in unantaſtbar göttlicher Gnade. Man ſieht das Ende der irdiſchen Dinge, das Grab und ſieht über das Grab hinaus auf Chriſtus, der verſöhnend und verheißend wirkt und mit dieſem Eindruck

tritt man wieder hinaus unter die Laubgänge von Verſailles. Die Sonne war ſchon im Sinken; ſie goß ihr röthliches Licht halb freudig, halb gedämpft auf die Baumgruppen. Unter dieſen friedlichen Zweigen kam ich zur Beſinnung. All' die vergoldete Herrlichkeit von Verſailles iſt doch nichts gegen das Leben im Garten! Da begegnete ich ihr, der guten mütterlichen Natur, da nahm ſie mich freundlich und mild an die Hand, führte mich an einſame Orte, wo ſie ihre Sprache in lieblichem Tonfall wie Hymnen und Pſalmen tönen läßt. Da fühlte ich, daß dieſe Welt im Schloß doch nichts iſt gegen die Welt da draußen, daß das verſteinerte todte Geſchlecht Unrecht hat vor dem lebensvollen, das, wenn es auch vielleicht zehnmal unter dem geſtorbenen ſteht, doch lebt, doch iſt!

— Auf einige Tage mußt' ich mich von Paris entfernen. Die Reiſe, die ich von Paris nach Hâvre und zurück unternehmen mußte, wäre angenehm geweſen, hätte nicht am Ende derſelben ein ſchmerzlicher Abſchied geſtanden, der über dieſe Fahrt, ſo begünſtigt ſie vom Wetter war, einen

Schleier der Trauer warf. Dennoch bin ich durch Rouen und die Lage von Hâvre de Grâce überraſcht worden. Ich hatte mir die Normandie bei weitem nicht ſo ſchön, Rouen nicht ſo reich an gothiſchen Kirchen, Hâvre nicht ſo terraſſenförmig genueſiſch gedacht. Man iſt ſo gewohnt, Paris als Frankreich anzuſehen, daß ſich alles Intereſſe auf dieſe Hauptſtadt der Welt concentrirt. Und doch haben die Provinzen ihr eigenes, ſehr ſelbſtſtändiges Leben, das zeigt ſich ſchon, wenn man von Brüſſel über Valenciennes und St. Quentin nach Paris reiſt, und bewährt ſich auch wieder auf dem Wege von Paris nach Rouen und Hâvre. Neben dem Fabrikweſen und dem recht regen Handelsintereſſe rankt ſich überall die Hiſtorie wie ewiggrünes Epheu an altes Gemäuer hinauf. Da iſt kein Ort, kein Platz, der nicht ſeine Geſchichte hätte. Ueberall treiben die Erinnerungen ihr luſtig tragiſches Spiel. Sagenreich tauchen die Grafen der Normandie, unvergeſſen die Jungfrau von Orléans und Agnes Sorel auf. Da iſt zuerſt in der Ferne St. Germain mit ſeinem ver-

fallenen Schloß, mit dem Hinblick auf Franz I., auf das Leben und Sterben der Herrſcher. Da ſind die Thürme von St. Denis mit den königlichen Gräbern, geheimnißvoll und ſchweigend, verhüllt und doch offenbar. Da iſt Mirabeau's Landhaus, über deſſen Dache der klingende Flügelſchlag des Genius rauſcht. Dann kommt das Dorf von Maiſon-Laffitte. Dann Poiſſy, in dem Karl der Kahle 860 eine Verſammlung der Großen und der Prälaten des Reichs hielt. Dort ward auch Ludwig der Heilige von der Königin Blanche geboren. Einige kleine Dörfer gucken durch friſches Frühlingsgrün hervor. Die Eiſenbahn fliegt in raſender Eile von Paris nach Rouen. Wenn ſchon Napoleon Rouen und Hâvre die Vorſtädte von Paris durch die Verbindung mit der Seine nannte, mit wie viel größerm Rechte müßte er es jetzt thun, wo das glühende Roß „Locomotive" die Reiſenden vorwärtsjagt. Gleich einem ſilbernen Bande ſchlängelt ſich die waſſerreiche Seine, durch vielen Regen geſchwellt, bald durch Wieſen, bald durch Städte, bildet Inſeln,

versteckt sich und kommt dann wieder. Das Land ist bebaut, grün und frisch. Hohe Pappeln, Kastanien- und Obstbäume, auch feierliche Ulmen umstehen zuweilen ein alterthümlich gebautes Schloß, wo Moos auf dem Dache oder Rost am Riegel das Gewesen melancholisch dem Wanderer entgegenseufzen. In Rosny hatte Sully sein Schloß. Von da geht es durch den Tunnel von Rollebrise, an dessen Berg sich nicht weit davon eine schöne Ruine am Ufer der Seine lehnt. Beim Schloße Gaillard, das hoch auf Felsen ruht, denkt man an den Erbauer, an Richard Löwenherz, der hier die Normandie gegen Frankreich vertheidigte. Hier wurde auch Margaretha von Burgund erdrosselt, diese unglückliche, durch die Tour de Nesles und ihre Laster so berühmt gewordene Königin. In Andelys starb Anton von Bourbon, König von Navarra, Vater Heinrichs IV. Und Prussin, der französische Raphael, der Jünger der Natur, ward hier in einer Hütte geboren. Nun fährt man wieder in die Unterwelt, in den Tunnel von Roule ein. Ein eignes Gefühl,

ſo plötzlich aus dem Licht in die Finſterniß verſetzt zu werden, minutenlang der warmen Luft entbehren zu müſſen und nichts um ſich als den blutrothen Schimmer der ſchnaufenden Locomotive zu ſehen. Von Aiſſel nach Rouen ſchwimmen liebliche, mit Pappeln und Trauerweiden bepflanzte Inſeln in der Seine. In der Ferne zeigt ſich eine größere, die der Landungsplatz der Normänner im neunten Jahrhundert war, als ſie hier mit ihren ſchlechtgezimmerten Schiffen, vom Ocean kommend, ein Lager zum Schrecken des Landes aufſchlugen. Und nun ſind wir in der Hauptſtadt der Normandie, in Rouen, das ſich mit ſeinen gothiſchen Thürmen wie eine deutſche Stadt macht, denn jene Normänner, ſo barbariſch ſie waren, konnten nicht allein zerſtören, ſondern auch prächtig bauen. Was das für Kirchen ſind! Wie die Spitzen ſich leicht und behend in die Lüfte erheben! Und daneben fließt die Seine, plötzlich ſehr munter und breit geworden, mit einer Menge kleiner Flüſſe und Bäche verſehen, dem Meere zu. Da iſt ſie wirklich voll reinſten Bluts, friſch, frei,

gar nicht wie in Paris, wo sie oft so sandig, gelb und schmutzig wie ein eigensinniges, schlechtgewaschenes Kind aussieht.

Es war ein wunderschöner Tag, an dem ich längs dem Quai nach der Kathedrale, nach St. Ouen, nach St. Maclou und dem Justiz-Palast ging. Im Hafen herrschte fröhliches Leben. Dahinter stiegen, mit grünen Wiesenteppichen belegt, liebliche Hügel voll Ruinen in den blauen Himmel empor, lagerten sich in der Ferne der Schatten und der Frieden, die mich hinauf zu jener unsichtbaren Macht zogen, der die Normänner so schöne Kirchen gebaut haben. Dies Streben nach oben, diese Kraft, die diese Bauten hervorrief, die Durchsichtigkeit, die ein feiner, seelenvoller Geist durchzittert, diese Ruhe der Ausführung, neben der Kühnheit der Anlage, diese ganze, wundervolle Kathedrale voll Ernst und Anmuth hat Etwas, das beherrscht und überwältigt. Tritt man hinein in diese wundervollgeordneten Bogengänge, in diese Stille und Feierlichkeit, so fühlt man, daß der Mensch der Andacht bedürftig ist, daß auch die

griechiſchen Tempel dem Fortſchritt der gothiſchen Kirchen folgen mußten. Schade, daß die Thurmſpitze auf der Kathedrale vom Blitze 1822 heruntergeſchleudert wurde. Man macht jetzt eine neue, eine von — Gußeiſen, die ſich recht ſeltſam merkantiliſch-proſaiſch neben den wundervollen Steinhauerarbeiten des dreizehnten Jahrhunderts ausnehmen wird. Auch begreift ſich dieſe Geſchmackloſigkeit ſchwer. Es wäre beſſer, den Thurm gar nicht, als ſo herzuſtellen. Als ich die Kathedrale erblickte, mußte ich unwillkürlich tief Athem holen. Wie frei ſie daſteht! Wie naiv ihre Verzierungen, wie kunſtfertig ausdauernd dieſe Façaden, Portale und Thüren ſind! Das Portal „de la Calendre" ſtellt das Leben Chriſti und das „der Buchhändler" das letzte Gericht vor. Der ſüdliche Thurm, der von Georg Amboiſe ſeinen Namen hat, iſt mit zwei durchſichtigen Galerien umgürtet. Drüber und drunter, hoch oben und tief am Boden, ranken ſich ſpitzenähnliche Stuccaturarbeiten ſo künſtlich umher, daß man unwillkürlich denkt, dieſe ganze ungeheuere Kathedrale ſei mit Guipü-

ren behangen. In der Kirche ergießt sich das Licht in morgenröthlichem Schimmer durch die runden über der Thüre angebrachten Rosen und durch die gothischen Fenster verklärend auf das Innere herab, das dadurch ein gedämpftes, freudig wehmüthiges Ansehen bekommt. Pfeiler, Bogen und Gewölbe bieten den Anblick einer hinreißenden Hoheit. Aus den Pfeilern strebt es noch höher, wie Blüten aus Blumenstengeln hervor und lehnt sich dann an das geschwungene, in spitzen Bogen zulaufende Dach, das schwebend sich hält und nie, nie zu stürzen droht. Das Grab des Kardinals Amboise ist ein Meisterwerk, das dem Renaissancestyl angehört. Zwar sind die Statuen irdisch, schwer an Form, nicht immer strebend und schwebend, aber doch kein „versteinertes Geschlecht." Unangenehm berührt wird man durch die Anwesenheit eines gallonirten Portiers, der sich die Freude an der Kirche bezahlen läßt. Dies ewige: „N'oubliez pas le portier!" hat etwas Niederwerfendes in den Kirchen, wo hinein man so gern sein bestes Gefühl, sein liebstes Gebet trägt. Da

lobe ich mir Italien, das trotz ſeiner Geldgier doch ſeine Gottestempel unentweiht von dieſer läßt.

Die Abtei von St. Ouen iſt wol der Gipfelpunkt der gothiſchen Kunſt, ein aus ſteinernen Lilienſtengeln zuſammengefügter Wald, der in einem Garten voll duftiger Gebüſche, plätſchernder Bäche und lieblicher Blumen einen ſeltſamen, faſt märchenhaften Anblick gewährt. Von allen Seiten frei, gibt die Abtei einen Eindruck, vor dem die Kathedrale und die allerliebſte Kirche von St. Maclou in den Schatten treten. Aus tauſend bunten Fenſterſcheiben flimmerte und hüpfte das mit Edelſteinfarben gezierte Licht am Boden, an den Wänden, an den Pfeilern herum. Ein ungeheueres Oval thut ſich auf und zieht ſich dann länglicht in das Unendliche fort. Elf Kapellen umgürten das Chor. Der Meißel hat hier einer unſichtbaren Macht gedient. Der Stein mußte zur flüſſigen Materie, die Statuen, Statuetten und Symbole zu lebendigen Zierrathen werden. Daneben ſteht das Stadthaus und im Stadthaus iſt die Bibliothek, in der mir eins der

ſchönſten Meßbücher, die ich je geſehen habe, gezeigt wurde. Es iſt ein Rieſenwerk voll lieblicher Miniaturbilder, Arabesken und kunſtfertiger Schriftzüge, das dem Verfertiger dreißig Jahre ſeines Lebens koſtete. Dreißig Jahre an einem Buche ſchreiben und malen..... es liegt doch etwas Großes in dieſer menſchlichen Ausdauer, etwas, das Mitleid und Wehmuth einflößt, weil viele kleine Freuden einem noch kleinern Zweck geopfert wurden! Das iſt kein reiches, ſtrebendes, vielſeitiges, ſondern ein Mönchsleben, immer auf denſelben Punkt gerichtet, beruhigend vielleicht für ſich in der Entſagung, aber beklemmend für Die, deren Atmoſphäre am liebſten Wirbelwind wäre.

Zwei Häuſer in Rouen ſehen wie florentiniſche Monumente aus. Das eine trägt die Inſchrift: „Fontenelle, den 14. Februar 1657.“ Und das andere erzählt mit goldenen Buchſtaben, daß Corneille hier am 6. Juni 1606. geboren iſt. Auch das Hôtel dü Bourg Therende, in dem der Abgeſandte Eliſabeths von England wohnte, als er Heinrich IV. den Hoſenbanderden brachte, iſt voll

herrlicher Basreliefs. Es kehrt ſeine Façade dem Platze zu, auf dem die Jungfrau von Orléans verbrannt wurde. Die Franzoſen lieben dies Andenken. Ueberall im Volke heißt es, eine Jungfrau habe Karl VII. erlöſt von ſo herber Knechtſchaft, und doch — welche Alternativen von Ehrfurcht, Grauen, Liebe, Haß, die dieſes ſchlichte Mädchen erfahren und tragen mußte!

Der Juſtizpalaſt hat wieder jene zartausgeſprochene gothiſche Architektur, die ſo naiv einſchmeichelnd iſt. Dann ging ich an den Quai, in den Hafen und auf die Promenaden. Rouen iſt eine Handelsſtadt. Das ſieht man überall an den Waarenhallen, den getheerten Matroſen, den Speichern und beladenen Schiffen. Das hört man auch an den Geſprächen der Vorübereilenden, die von nichts als von Geld und von ihren sucre de pommes reden, der ſehr berühmt iſt. Mich intereſſirte das wenig. Als aber um vier Uhr am andern Morgen geläutet wurde, das Dampfboot la Normandie, daſſelbe, das Napoleon's Leiche nach Paris gebracht hat, zu rauchen anfing und

wir nun langſam unter den ſchwankenden Schiffen dem Meere zwiſchen gründuftigen Ufern zuſteuerten, da erwachte wieder die alte Luſt an der Natur, an ihren Wieſen und Triften. Zuerſt war das Wetter neblig. Die Conturen der Hügel und Dörfer verloren ſich im grauen Morgenduft. Dann kam die Sonne und riß einen Vorhang nach dem andern fort. Da konnte ich die Ufer, die Schlöſſer, die Weinfelder, die reiche, vom Salz des Meers ſchon angefeuchtete Vegetation betrachten. Man ſpricht ſo viel von der Schönheit des Rheins und doch überſtrahlt ihn faſt ſeine Schweſter, die Seine, an überirdiſcher Schönheit. Wer nicht in der Normandie war, kann ſchwerlich bezeichnen, was für ein reiner Glanz um die Spitzen dieſer Erde fließt und welcher Lieblichkeit ſie fähig iſt. Ich war entzückt, als die Ruinen Roberts des Teufels und die der Abtei von Jümièges geiſterartig in luftigen Formen auftauchten. Letztere ſtammt aus dem Mittelalter, deckt mit ihrem geheimnißvollen Mantel die ſtille Liebe Karls VII. zu Agnes Sorel und iſt

jetzt eine Masse Gemäuer, um das die Natur ihre grünenden Epheukränze schlingt. Ueberall an den Ufern lagern freundliche Dorfschaften, aus denen spitze Kirchthürme hervorragen. Und hinter den Dörfern, in stillen Waldungen liegen zerstörte Abteien, die von Saint Vandrille, die so berühmt war und deren Mauern jetzt eine Baumwollenspinnerei einschließen. Hier regt sich auch schon die Seine zu ihrem Sprung in das Meer. Bei Rouen ruht sie sich noch ein wenig aus, das ist ihr zu gönnen, aber weiter hin wird sie immer von Felsen und von engen Ufern zu Schaum geschlagen, so daß sie sich nicht mehr besinnen kann. Da muß sie fließen und fließen, darf sich nicht mehr über das hübsche Flüßchen St. Gertrude freuen, das sich ihr kindlich an den Hals wirft, sondern muß hinunter und hinab in's tobende Meer!

Bei Caudebec riefen die Schiffer: „Die Welle, die Welle!" und zeigten in die Ferne. Ich sah auch eine weiße große Welle, die langsam dahergerollt kam, am Dampfboot vorbeiwogte,

tanzte und weiterging. Die brachte auf ihrem breiten Rücken die Flut bis nach Rouen, wo sie die Schiffe rüttelte und schüttelte, bespülte und bewässerte die Untiefen und half auch uns vor Caudebec so schnell vorbei, daß nun plötzlich unser Raucher in Geschwindschritt gerieth und mit Händen und Füßen dem Meere zulief. Caudebec fesselte mich, seiner gothischen Kirche wegen, die gleich denen von Rouen zwischen den Häuserdächern majestätisch hervorragte und in der ein Marmortisch, aus Agnes Sorels Grabstein gemacht, bemerkenswerth ist. Auch auf Victor Hugo's Landhaus ruhte das Auge mit Wehmuth, denn aus diesem rothen Hause, das so still aus Gebüschen hervorblickt, sah die unglückliche Dichterfrau ihre erst seit acht Tagen verheirathete Tochter, vom Wirbelwind gepackt, im zerbrechlichen Boote untergehen. Der junge Ehemann hätte sich retten können, aber er wollte nicht ohne die Geliebte heimkehren und ließ sich ihr lieber nach in's feuchte Grab gleiten, als allein und verwaist zurück in's Leben zu gehen.

Bei Quilleboeuf weiten ſich die Ufer. Die waldbewachſenen, zerklüfteten Anhöhen ziehen ſich zurück; zwiſchen dem Gras und den Bäumen flattern die ſchäumenden Wellen und bekommen eine milde Alabaſterfarbe, die gar lieblich iſt. Dann tritt plötzlich ein hoher Fels hervor, auf dem das Schloß von Tancarville ruht. An dem ſpielt die Seinenymphe mit dem Meere in Gemeinſchaft. Es iſt ordentlich als wenn ſie den Felſen aufhämmern, ihm ſeine Geheimniſſe entlocken wollten. Der Berggeiſt darin hält ſich aber ſtill; er hat das Schloß als Krone auf ſeinem Haupte zu tragen und kümmert ſich nicht darum, daß das Waſſer ihn unterwühlt. Wie ein Hauch rieſelte es herauf und herab; an Luftzügen brach es ſich und ſchimmerte grün, blau und roth wie Regenbogenflimmer. Jetzt wird es impoſanter. Der Berg von Nôtre Dame de Grâce erhebt ſich in ſeinem grauen Schiefergeſtein, wie ein Greis, der die Jahrhunderte überdauert hat; Harfleur, das zur Zeit Heinrichs V. ſo glänzend war, zeigt ſich, dann Hâvre de Grâce mit den

hohen Ufern, an die ſich reizende Landhäuſer mit ſüdlichen Pflanzungen lehnen. Die Einfahrt in den Hafen vor dem runden François I. Thurm vorbei, iſt großartig, da liegen Zwei- und Dreimaſter vor Anker. Auf den Quais wimmelt es in geſchäftiger Eile, Waaren ein- und auszuſchiffen. Auch deutſche Auswanderer ſtanden, ermüdet von der weiten Reiſe, am Ufer und wollten weiter nach Amerika, mit Frau und Kind, mit Sack und Pack. Sie ſahen rührend aus, dieſe armen Menſchen mit ihrer deutſchen Vergangenheit hinter ſich und der ungewiſſen kläglichen Zukunft vor ſich. Ein ſechzehnjähriges Mädchen lehnte weinend an einem Baumwollenballen und ſagte: „Hätt' ich gewußt, wie groß das Meer iſt, ich wär' nit nach Hävre gekommen.“ Und ein Familienvater ſah vor ſich hin, ſpielte ſtill mit dem Säugling auf dem Schoos und blickte ſorgenvoll auf das Schiff, auf dem er ſchon wohnte. Was ihnen rathen? Es war ein trauriges Bild, das jede ſelbſtſtändige Regung in Feſſeln ſchlug und vor dem das Gefühl verſtummen mußte. Das Meer

ſah ſo gleichgültig, die Menſchen herum ſo kalt, die Auswanderer ſo fröſtelnd aus. Der Himmel war grau geworden, die Luft wehte hart. Da kam es wie ein trüber Traum vom menſchlichen Geſchick über mich, den ich nicht überwältigen konnte und der mich von einem gequälten Leben zum andern mit trauriger Haſt trieb!

Wir ſtiegen in Frascati, in einer Badeanſtalt ab, die für dreihundert Gäſte Raum hat. Ich möchte gern recht viel Löbliches von Frascati ſagen; ich habe darin wehmüthig ſtille Tage im Angeſicht des Meeres, in einem jener Pavillons verlebt, die die Ecken des weitläufigen Gebäudes bilden, habe mich darin, nach dem pariſer Treiben, nach jener ewig ſchaukelnden Bewegung wohl und roth gefühlt. Die Anſtalt iſt im gröſten Styl angelegt. Alles, was der Reiſende an Comfort, Bedienung, Stillleben oder geſellſchaftlichem Beiſammenſein wünſchen kann, findet er hier, entweder in ſeinen immer zweckmäßig eingerichteten Zimmern oder in den Geſellſchafts- und Converſationsſälen. Die Anſtalt hat ihre ſehr gute Table

d'hôte, ihre warmen und kalten Bäder, ihre Bibliothek, ihre Zeitungen, ihr Billard, ihre Turnanſtalten, ihr Carrouſſel. Sie hat ihre weiten, luftigen, mit Teppichen belegten Gänge, wo man beim Regen luſtwandeln kann, und ihr Belvedere, von dem man weit hinaus in's Meer blickt. Die Anſprüche der Unternehmer ſind billig. Der Director und Unterdirector, Beide verheirathet, machen mit feinem Takt die Honneurs, kommen dem Reiſenden zuvor und ſind doch nicht läſtig. Die Dienerſchaft iſt gefällig; ſie beſteht aus Deutſchen und Engländern. Man kann ſich hier für Monate einmiethen und wird ſich für einen mäßigen Preis, in dieſer kleinen Welt, hart am Meere gelegen, wohl fühlen; man kann auch, wenn das Bedürfniß der tiefen Stille entſteht, hier überwintern, man wird immer aufgenommen, immer ſorgſam gepflegt werden. Es gibt Blicke von Frascati auf's Meer, die zu jeder Jahreszeit bezaubernd ſein müſſen. Ich habe wol ſtundenlang am Fenſter geſeſſen und mich an den Lichteffekten, an der großartigen Ruhe oder der auf-

rühreriſchen Bewegung des unbezwinglichen Elements ergötzt. So lange ich in Frascati war, ſtürmte es oft am Tage, aber früh Morgens oder ſpät Abends funkelte der Sonnenfeuerball, herauf und herabſchwebend, mit einer ſo wundervollen Glorie umgeben, daß ich wohl fühlte, eines ſolchen Anblicks muß der Menſch zuweilen theilhaftig werden, um ſich irdiſch befreit in die Arme des Höchſten zu werfen.

Die Umgebung von Hâvre, beſonders das Ufer von Ingouville, das mit terraſſenförmig angelegten Gärten und ſchönen Landhäuſern zu ziemlich beträchtlicher Höhe emporſteigt, hat mir einen italieniſchen Eindruck gemacht. Ich habe in dieſen Gärten ſüdliche Bäume und Pflanzen, hochſtämmige Orangen und Granaten gefunden, bin aber doch immer wieder nach Frascati an mein ſtilles Fenſter wol deswegen vorzugsweiſe zurückgekehrt, weil dort eine gewiſſe träumeriſche Begeiſterung, ein Gefühl der Erlöſung von manchem irdiſchen Leid über mich kam. Schade, daß um Frascati ſo wenig Schatten iſt. Der ſteinichte Meeresbo-

den duldet keine Bäume. Nur auf den Höhen vor Hâvre hat die Erde ihr Recht behauptet. Da grünt, blüht und duftet es gar lieblich und dazwiſchen tönt die Glocke der Kirche zum Ave Maria und gleitet mit den Tönen des Friedens über Berg und Meer. Schattenreich und ſtill iſt auch der Garten von Alphons Karr, des Verfaſſers der „Guêpes", die ihren Stachel in neuerer Zeit eingebüßt haben, und der in ſeinem Buche: „Le voyage autour de mon jardin", dieſen bekannt gemacht hat. Klein, aber von ihm ſelbſt gepflegt, hat er mit dem darin verſteckt gelegenen Landhauſe, das wenig geräumig aber bequem zur Arbeit und zur Ruhe iſt, etwas freundlich Heimiſches.

Als ich am ſiebzehnten Mai nach Paris zu Lande zurückkehrte, ſtrömte es fürchterlich vom Himmel herab. Dennoch habe ich mich an den ſmaragdgrünen Gärten, die auf dem ganzen Wege zu finden ſind, an dem hügeligen Wege, an ſo Manchem erfreut, das dieſe Straße bietet. Der ſchnelle Poſtpferdewechſel auf den Stationen, die

Heiterkeit der oft mit Blumenſträußen geſchmückten Poſtillone, die durchweg kräftigen, wie raſend dahinſprengenden Roſſe haben etwas Anziehendes für den ſchon durch die Raſchheit der Eiſenbahnen verwöhnten Reiſenden. Nach einer zwölfſtündigen Fahrt und einem achttägigen Aufenthalt in Hâvre war ich eines Sonntags Abend wieder in Paris. Da faßte mich allerdings ein anderes Leben als am Meere. Jede große Stadt iſt ein Treibhaus, das die intereſſanteſten Erſcheinungen aufzuweiſen hat, aber das das friſche geſunde Naturdaſein, dieſes Tag und Nacht in freier Luft Athmen nicht kennt. Welche gottvolle Stille in Frascati! Welches fieberhafte Treiben in Paris! Es war mir, als fielen all' die Laſten, Kämpfe, Mühen und Sorgen dieſer Millionen Exiſtenzen, dieſe Unruhe für die Zukunft, dies Unbehagen an der Gegenwart, dieſer reuevolle Hinblick auf die Vergangenheit, dies Trachten nach Nichts, dies Verfliegen ins Allgemeine wie der Alp auf mich und einen Tag darauf war ich doch wieder mitten im Gedränge, herzlich froh, darin zu ſein, angeregt, voll Beziehun-

gen, heiter, die verſchiedenen Eindrücke wie Perlen aneinanderreihend, die freilich nicht alle echt und glänzend ſind.

In dieſer letzten Hälfte meines pariſer Aufenthalts habe ich mehr Menſchen als Dinge und wiederum mehr die Umgebung als die Stadt geſehen. Unter die Umgebungen rechne ich den Rieſenkirchhof von Paris, den Père La Chaiſe, auf dem die Franzoſen neben Deutſchen, Italienern, Ruſſen, Polen ruhen, wo der Tod ſein ungeheures Leichentuch ausgeſpannt und einen tief ernſten Charakter auf dies Stück Land geſtreut hat. Viele wollen den Père La Chaiſe nicht feierlich genug finden. Mir iſt er, in den frühen Morgenſtunden, in der ihn noch Niemand beſuchte, bei einem wolkenloſen Himmel, an dem ſich Paris mit ſeinem ungeheuern graublauen Dunſt und ſeiner Häuſer- und Kirchenmaſſe ſcharf abzeichnete, ſehr erhebend vorgekommen. Ich war hinausgefahren, um ein befreundetes, vor wenigen Wochen erſt aufgeworfenes Grab zu ſehen. Es liegt auf der Höhe, nicht weit von Periers Monument, im

Angeſicht von Nötre-Dame, des Pantheons und der Invaliden, von Jelänger Jelieber beſchattet, das ſich duftend über das Marmorkreuz ſchlingt. Auch Börne liegt hier, der wohlwollende, denkende Börne, der bei allem Uebermaß doch eine neue Aera in die Literatur Deutſchlands mitgebracht und eine freiere, mächtig wirkende Sprache erfunden hat. Wie ſie ſich bogen, dieſe dunkeln Cypreſſen, den Nachtigallen zu lauſchen, die wellenartig bewegte Luft einzuathmen ſchienen! Ich finde, es iſt eine ſchöne Idee, einen Kirchhof auf der Höhe, dem Himmel näher, anzulegen. Oben auf dem Père La Chaiſe ſteht eine Kirche und von dieſer Kirche herab ſieht man auf das Gewühl der Stadt, auf dies Donnern und Wogen, das wie Meeresſtimmen dröhnt, ſingt und ſeufzt. Daß die Todten nicht mitten darinnen, ſondern darüber in reinerer Luft ſchlafen, hat wirklich etwas Poetiſches, Etwas, das den Tod ſchön macht. Es liegt viel Andacht, viel Achtung in der Wahl des Orts, in dieſer ruhigen Einſamkeit, in der man der Vergangenheit leben kann. Und

der Vergangenheit leben iſt ſüß, ſelbſt wenn ſie Hartes brachte. Da flattern die goldnen Träume der Kindheit wie zwitſchernde Vögel oder ziehen langſam mit bleichen Geſichtern und ſchleppenden Gewändern vorüber, ſtimmen Jubel- oder Trauerlieder an und dazwiſchen tritt die Gegenwart, die auch ihr Recht haben, auch mitſprechen möchte und die wir doch nur achten, wenn ſie Staub wird. Stundenlang bin ich auf dem Père La Chaiſe zwiſchen den großen und kleinen, ſchönen und häßlichen Monumenten herumgegangen, habe berühmte Namen geleſen, Geſchichte ſtudirt und mich endlich erſchöpft an die Kirche gelehnt, von der aus man in die weiteſte Ferne blickt. Paris lag wie ein blaugeharniſchter Rieſe vor mir; der Morgenwind lief darüber hinweg mit ſtillen Klagetönen. Um mich herum ſchwiegen die Todten und nur die Blüten der Bäume ließen weiße und rothe Blätter langſam auf die Gräber fallen. Die Natur war voll Duft und Harmonie, voll Zärtlichkeit und Trauer. Welcher ruhmvolle Staub zu meinen Füßen, welche maſſen-

haſte Erfahrung um mich her! Keiner, der hier herauf getragen, nicht ſagen könnte: „Auch ich habe gehofft, gelitten, geträumt; auch ich bin ans Kreuz der Entſagung geſchlagen worden!“ Der ſtarb jung am gebrochenen Herzen und Jener alt wieder am gebrochenen Herzen. Welche Haſt im Leben, welches Räthſel im Tode! Wo iſt der Anfang? Wo das Ende? Wie viele Edelſteine, die aus dem Diadem, mit dem Gott ſeine Auserwählten ſchmückt, hier in den Abgrund gefallen ſind! Wie Mancher, der zuerſt wild dahergeſtürmt kam und jetzt ſtumm daliegt. Auf Roſen gebettet, die verwelken, träumte der Geiſt von Roſen, die nicht ſterben, von Düften, die kein Sturm verweht. Wer lehrte ihm das? Hatte er ſie etwa eingeathmet, dieſe Weihrauchdüfte des Himmels, oder ſie gepflückt, dieſe friſchen, nicht zu zerſtörenden Blüten? Oder waren das ſchwankende Erinnerungen eines Vaterlands, das ſchöner als das irdiſche iſt? Was iſt der Menſch, wenn er ſich, Andere, den Himmel und die Erde betrachtet? Nach Allem dürſtend und greifend, die Dauer

verachtend und von dem Nichts tödtlich angefröſtelt, zweifelnd, glaubend, gequält, quälend, ſind die Gedanken bald zu hochfliegend, bald zerſchmetternd, ein ſeltſames Gemiſch von Sein und Nichtſein, von Freiheit und Knechtſchaft, von Wahrheit und Lüge. Ich ging langſam in den Alleen auf und ab. Bald iſt der Père La Chaiſe ein ſchöner, engliſcher Garten, bald eine ſteinichte Wüſte, bald iſt er ſchroff, bald lieblich ländlich; auch Blumen ſind auf ſanft hinabſteigendem Wieſengrün, dunkle Cypreſſen neben ſchimmerndem Marmor geſäet. Ganz erregt nnd zitternd ſtieg ich hinab nach Paris. Es war mir faſt leid, wieder unter Menſchen zu ſein, mir, der unter Todten nie beklommen iſt. Als ich am Ausgang des Père La Chaiſe ſtand, kam ein Leichenzug dahergeſchwankt. Das war freilich nicht feierlich. Die Leidtragenden ſahen nicht leidtragend und der Sarg geſchmacklos und irdiſch aus. Ich wollte, man erfände eine andere Art des Begrabens, nicht dieſes Flitterweſen, dieſer Aufwand von Treſſen und Krepp, der faſt frivol iſt. Die

Alten verſtanden das beſſer; entweder verbrannten ſie ihre Geliebten oder ſie übergaben ſie der Erde ohne Sarg. Erſt ſpätere Jahrhunderte erfanden dieſen und wahrlich nicht zur Erhebung oder zum Troſt der Hinterbliebenen. Und wie ich das ſchreibe, muß ich doch wieder lächeln über die Umwege, die der Menſch zu dem einen unveränderlichen Ziele, zum Grabe nimmt. Was das für ein Zittern, Zagen, Sorgen beim Anblick des Todes iſt! Als wenn es ſich nicht ſanft im Arme der ewigen Ruhe ſchlafen ließe! Sterben, um zu erwachen oder nicht zu erwachen, die irdiſche Hülle für eine himmliſche oder für keine eintauſchen, wer kann darüber Gewißheit geben?

Der Père La Chaiſe erinnert mich an das Pantheon, das auch berühmte Todte hat. Ich muß aber ſagen, daß dieſes mir wenig Harmonie im Innern zu haben ſcheint. Man ſieht deutlich, daß es nicht immer Pantheon geweſen iſt, es iſt ſchwerfällig, halb Kirche und halb Tempel, ein Gebäude, das weder dem Auge, noch dem Verſtande wohlthut. In den Souterrains, die eine dumpfe Welt

für ſich mit kreuz- und querlaufenden Gängen iſt, liegt Voltaire auf der einen und Rouſſeau auf der andern Seite. Ich habe Voltaire's eminentem Geiſt immer volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, fühlte mich aber ſtets von Rouſſeau mehr angezogen und gefeſſelt. Deswegen ſtand ich auch länger an ſeinem, als an Voltaire's Monument, da er trotz ſeiner Fehler und Verirrungen mit dem melancholiſch gutmüthigen Auge mir ſympathiſcher als ſein ironiſcher Contemporain iſt. Zwar kleben auch ihm die Laſter ſeiner Zeit an, aber, wieder erſtanden, würde er ſie wie etwas Aufgedrungenes abſtreifen. Wollte er doch immer das Gute! Suchte er doch mit Schmerz, Angſt und Ausdauer! Selbſt ſeine bittern Klagen den Feinden gegenüber, dieſer lange mit der öffentlichen Meinung eingeleitete Prozeß, haben nichts Anderes als dieſes bewieſen. Die perſönliche Verhäſſigkeit, die von ihm geſchlagenen Wunden, die unterwühlten Vorurtheile ſind verſchwunden. Das Urtheil iſt ruhiger, der Geſichtspunkt reiner geworden. Man kann Rouſſeau nicht von ſeinen

Sünden freiſprechen, aber man darf ihn lieben bei alledem. Freilich drängt ſich auf jeder Seite ſeiner „Confessions“ die Frage auf: „Wozu dieſe geiſtige Größe, dieſe hinreißende Beredtſamkeit, dieſe noch nie geſehene Begeiſterung, wenn das Alles zum verzweifelten Schmerz, zur wahnſinnigen Raſerei wird?“ Aber gleich hinterher geſteht man ſich, daß dieſer Widerſpruch menſchlich iſt. Wer ſchafft, leidet. Voltaire, der mehr zerſtörte als ſchuf, war glücklicher. Auf ſeiner im Souterrain aufgeſtellten Statue ſieht man das zermalmende Element, das auf der Stirne und in den Mundecken thront. Das war der Kritiker ſeines Jahrhunderts, der alle Schäden ſah, aufdeckte und beſprach, aber um die Heilung und Wegſchaffung derſelben ſich wenig bekümmerte, hämiſch im Beurtheilen und zum Erſchrecken ungläubig war. Rouſſeau war auch zweifelnd, aber aus andern Gründen; er hatte, was Voltaire nie beſeſſen, nur belacht hatte, die Liebe zum Ideellen und wenn er dieſes in ſeiner Sehnſucht ſuchte, ſich darüber härmte, daß er es nicht fand, ſo liegt in dieſem Kummer etwas

Rührendes, das anzieht. Wie er nach Paris kam und auf dieſem Fleck des Verderbens und der Bildung ſich angeſteckt vom Unglauben, in einem Moment fand, wo der Katholicismus mit dem Proteſtantismus gleichzeitig zuſammenſtürzte, hatte er das dringende Bedürfniß nach Anlehnung und Wahrheit. Voltaire hat dergleichen in ſeinem Leben ſelten verſpürt. War der Menſch, was wir Menſch nennen, was die Bibel uns in ſo manchen Stellen zauberhaft beſchreibt, ein wahrer, ungeſchminkter, undrappirter Menſch, ohne jenen lügenhaften Drang, immer zu ſcheinen oder zu blenden? Wir finden wenig in ſeinem Leben, das uns das bewieſe. Sollte ich Rouſſeau und Voltaire definiren, ſo würde ich von dem Erſten ſagen, er hat geliebt und die Menſchen verſtanden; von dem Zweiten, er hat geſpottet und ſich bewundern laſſen. Der Eine war Gemüth, der Andere war Verſtand. Beide waren ihrem Jahrhundert nothwendig. Beide ſich feindſelig entgegen wirkend liegen friedlich beiſammen im Pantheon, in dem es ſchauerlich öde iſt. Der Führer

wollte uns das Echo in den Souterrains hörrn laſſen; wie er an die Wände ſchlug oder ſich athemlos ſchrie, war es, als würde er die Todten durch den Lärm des jüngſten Gerichts wecken. Wir gaben ihm zu dem üblichen Trinkgeld noch ein zweites, damit er nur ſtill ſei und die Geiſter ſchlafen ließe, denn es war ſchauerlich zu denken, Rouſſeau oder Voltaire könnten erſchreckt ſich aufrichten, da es zum Erwachen und zur Ernte doch lange noch nicht Zeit iſt.

Oben auf der Kuppel weht eine andere Luft als unten in den Souterrains. Von da hinab ſieht man Paris in ſeinem ungeheuern Umfange, mit ſeinen kleinen und großen Beſtrebungen, ſeinen Rieſen und Liliputanern, lebendig und belebt, ein wimmelndes Chaos, das Hochmuth und Demuth, Gleichheit und Unterſchied, Toleranz und Intoleranz, Leichtſinn und Schwermuth, Glanz und Elend, Glück und Unglück gleichzeitig einſchließt. Das Innere der Kuppel iſt von Gros ausgemalt. Das Ganze, mit den kahlen Wänden und der bunten Höhe, den unbedeutenden Ver-

goldungen und dem Marmorzierrath hat etwas Unvollendetes, weltlich Helles, das nicht wohlthuend wirkt, in dem keine Gebete und keine Andacht geweckt werden und das ein Gemisch Heiden- und Christenthum, mehr Verlangen als Sehnsucht gibt.

Sehr angesprochen hat mich der Jardin des Plantes, dessen liebliche Vegetation große Pracht entfaltet. In vollen Massen steigen Platanen, Eichen, Pinien, Akazien, Kastanien und Nußbäume von den Abhängen der Hügel in die Ebene hinab, füllen die Vertiefungen und erheben sich dann wieder bis zu dem Culminationspunkte des Gartens, zur Ceder vom Libanon, die ihre Zweige gleich einem Riesendache weit von sich streckt und ganz biblisch orientalisch stimmt; Lorbeer-, Citronen-, Granat- und Feigenbäume mischen ihr helles Grün in die dunkle Schattirung der hohen Bäume und duften so herrlich, daß das Bild immer lebensvoller und südlicher wird. Recht beneidenswerth sind mir die Thiere in ihren hübschen Einfriedigungen, die Giraffe, der Büffel, der Ele-

phant, das Kameel, die Rehe und Hirsche, Ziegen und Schafe, aber recht mitleidswürdig die eingekerkerten Löwen, Tiger und Hyänen in ihrer gebrochenen Wuth vorgekommen. Allerliebst ist die Affen- und Papageyenwelt, die auch immer das meiste Publikum hat. Erstere erklettern die schmalen Stege, schwenken sich hin und her, steigen zum gegitterten Dach hinauf und werfen sich lustig hinunter; die Letztern spreizen ihre hellschimmernde Federpracht im Glanze der Sonne und geben der frischen, Ruhe athmenden Landschaft ein glühendes Leben. Schon unter Ludwig XIII. angelegt, hat der Garten seinen Umfang theilweise Büffon zu verdanken, der neben der Wissenschaft auch die Schönheit und Kunst pflegte. An der einen Seite lehnen sich Gebäude, die die verschiedenen Sammlungen bewahren, und auf der andern sind die großartig angelegten Treibhäuser, mit Epheu und Schlinggewächsen bekleidet, die das Gemäuer mit zarten Fingern umfassen. Die Blumenbeete im Freien sind gar lieblich; da heben sich die Kelche oft unbeschreiblich graziös und duf-

ten ſo berauſchend, daß man wohl ſieht, hier hat ſich die ſchöngepflegte Natur mit ihrer Blütenpracht und ihrem Quellengemurmel paradieſiſch, der Wiſſenſchaft huldigend, die wie ein untadelhafter Diamant in tauſend Facetten glitzert und blitzt, niedergelaſſen.

Das Luxembourg liegt ernſt und grau zwiſchen ſeinen duftenden Bäumen und Sträuchern, recht ſchön, wenn auch geſpenſtiſch einſam. Hier iſt die Pairskammer, die Pairskapelle, die Erinnerungen an die Erbauerin, Katharina von Medicis, und die ſchöne, aus modernen Bildern beſtehende viel beſprochene Galerie. In letzterer ſieht man wieder jenes Streben nach Effekt, das ich ſchon im Salon bemerkte und das der eigentlichen Kunſt nicht förderlich iſt. Ich nehme davon den großen Künſtler Delaroche nicht aus, der in dem Tode Eliſabeths ein hiſtoriſches, aber meiner Meinung nach zu theatraliſch gruppirtes Gemälde geliefert hat. Auch die Farben ſind zu grell gehalten. Freilich iſt das Bild eine Jugendarbeit Delaroche's, vor zwanzig Jahren, ſo in der erſten Deſperation, wie ich

den übertriebenen Kunsteifer nennen möchte, gemalt. Dennoch hätte es mehr Ruhe und Würde der sterbenden Königin wegen haben müssen, die mit den alternden Zügen herzzerreißend wahnsinnig, am Boden liegend und die Füße an sich gezogen, aussieht. Besser gefällt mir der Tod Eduards V. und seines Bruders Richards, die beide im Tower erstickt wurden, ob dasselbe Sujet schon vom Professor Hildebrandt in Düsseldorf behandelt, mir lieber ist. Jenes ist naturgemäßer, einfacher und klarer, dieses stört in dem violetten Farbenanflug, den Delaroche nie ganz abgelegt hat. Aber so wie es ist, ist es doch ein sehr rührendes Bild, das, in Abendschatten getaucht, den nahen Tod bang ahnen läßt. Die kleinen Prinzen sitzen zusammen auf einem Bett. Der eine ist schläfrig, er hat den Kopf seitwärts geneigt; der andere sieht mit weit aufgerissenen Augen aus dem Bilde heraus. Das Hündchen am Fuße bewacht sie. Ein blutrother Lichtschein fällt durch das Fenster hinein, der Hund scheint bellen zu wollen, er hat die Ohren gespitzt. Wie das ängstlich und beklemmend

iſt, wie man hinter dem geſchloſſenen Fenſter, an dieſem hereinfallenden Lichtſtreifen das ganze Drama der folgenden Stunde ahnt! Man möchte ſie retten, dieſe armen Kinder, die Niemand zum Schutz, die überall nur Feinde haben!

So ſehr mir Horace Vernet als Schlachtenmaler im Salon und in Verſailles gefallen hat, ſo wenig bin ich mit ſeiner Judith im Luxembourg zufrieden. Die ſieht krankhaft affectirt, ſchlaff, überzeugungslos aus. Der merkt man es nicht an, warum oder wofür ſie den Holofernes tödtet; es iſt kein Fanatismus, gar kein Fieberparoxysmus, nichts Altteſtamentariſches in ihr. Ganz anders iſt die Charlotte Corday von Henri Scheffer. Ich ſah ſie zuerſt vor neun Jahren und ſie war mir mit ihrem blaßblauen, enganſchließenden Kleide und dem weißen Häubchen ſo unvergeßlich geblieben, daß ich, als ich in die Galerie trat, gleich zu dem Bilde eilte und nicht los von ihm konnte. Was das aber auch für eine tiefſinnige, wundervolle Anordnung iſt, wie die Geſtalten leben und beben! Charlotte Corday iſt in ruhige

Traurigkeit verſenkt, die Strahlenkrone der irrenden, aber eiſernen Ueberzeugung umwebt ſie mit ſtiller Herrlichkeit, ihre Geſichtszüge ſind voll tiefen, feierlichen Ernſtes. In die Betrachtung göttlicher Dinge verloren weiß ſie, daß, wie ſich ihr Leben auch geſtalten mag, der Himmelsſtrahl rein und klar in ſie gefallen, ſie innerlich ſtark, nicht innerlich zerſchmolzen gemacht, ihr Muth für den Haß, Kraft für die That, Freudigkeit für den Tod gegeben hat. Mildes Dämmerlicht umgibt ſie; ſie glaubt einen Beruf erfüllt zu haben, iſt opferbereit, demüthig. Das ſteht ihr ſchön. Die ganze Erſcheinung iſt einfach und ſchmucklos; wäre nicht der blutige Leichnam im Hintergrunde, ſie würde magnetiſch wirken. Nun wendet man ſich betrübt mit der Frage ab, warum ſo viel Größe doch neben einem Irrthum leben mußte?

Das Luxembourg beſitzt viele mythologiſche und chriſtliche Süjets, deren Ausführung mir aber durchweg nicht gelungen erſchien. Deſto beſſer gefielen mir einige Landſchaften und Seeſtücke von Güdin und Tanneur. Tanneur hat die Gabe, den

Mondschein so hell und das Wasser so durchsichtig zu machen, daß man ganz hingerissen von diesen klaren, träumerisch wohlthuenden Bildern ist. Es weht in ihnen eine linde, melancholische Luft, die aus der magischen Tiefe der Kunst strömt und in zarter Vollendung die Gegenstände wie Thau, der die Felsen weich erscheinen läßt, überrieselt.

Noch muß ich eines Bildes von Signal, die Ehebrecherin, erwähnen, die zu Christi Füßen mit ganz verhülltem Gesichte ruht, aber wunderbar ergreifend in der demüthigen Stellung im Staube mit einem Gemisch von Hoheit und Vertrauen liegt. Jesus blickt sie mit einem schönen Antlitz voll Milde und Trauer an. Er hat die Arme halb zum Segen, halb aus Ueberraschung gehoben und sagt zu den Pharisäern gewandt: „Wer sich rein fühlt, hebe den ersten Stein auf.“ Geistiger ist wol selten ein Wort als dies vom Maler aufgefaßt worden. Beide, Christus in seiner Reinheit und die Ehebrecherin in ihrer Reue, sind so idealisch gedankenvoll, daß die Formen wie hingehaucht scheinen. Welch eine weibliche Innigkeit

liegt in der Stellung der Sünderin, welche männliche Milde in der des Erlösers! Wie fern iſt dieſer Ausdruck von Strenge oder gar von Ueberſchätzung! Hervorgegangen aus ſchöner Einheit und Harmonie, zeigt Chriſtus die freie Menſchlichkeit, das innerſte Bedürfen der Liebe und der Erlöſung. Daher auch die kräftige Heiterkeit auf dem Antlitze, dieſe anmuthige Friſche, die der Geiſtigkeit entſteigt.

Impoſant iſt die Pairstreppe, die in die Pairskammer führt. Ich ſage Pairstreppe, denn wir, die wir keine Pairs, ſondern nur ganz gewöhnliche Sterbliche ſind, durften dieſe nicht betreten, ſondern mußten auf einer andern, die nebenan lief, emporſteigen. Ich that das auch gerne, denn ich habe immer Ehrfurcht für Die gehabt, die über mir ſtehen, und finde es gar nicht hübſch vom Jahrhundert, daß es zu ſehr nivelliren will. Die Pairskammer iſt würdig eingerichtet. In ihr ſollte gerade zu der Zeit, daß ich in Paris war, das Urtheil über Lecomte, den Mörder des Königs, geſprochen werden.

Ich redete vorhin von den Umgebungen von Paris und will der von Montmorency mit dem Rouſſeau-Hauſe und dem Blick auf der Lac d'Enghien erwähnen, die überaus lieblich ſind. An maleriſchen Effecten ſchwelgt man da im Ueberfluß und wo die Landſchaft ſich klein zuſammenzieht und die grandioſe blaue Ferne ſchwindet, ſprechen die Blumen, berauſchen die Düfte, feiert die Naturpoeſie ihre Andacht in tiefer Stille. In Montmorency muß man wieder viel an Rouſſeau, als an Den denken, der doch immer trotz ſeiner Irrthümer, ſelbſtverläugnend, arm, einſam und dem Forſchen hingegeben, gleich den erſten Chriſten, Buße vor der ganzen Welt that. Dabei ſchwebt mir eine Fahrt auf dem Lac d'Enghien vor, wo wir an einem Sonntage im kleinen Fiſcherboot an den Ufern vor allerliebſten Landhäuſern vorbeiſchifften, zahme Schwäne uns langſam folgten und der Himmel in ſeiner Unendlichkeit eben ſo blau wie die Flut um uns war.

Das war ſo ſchön, daß ich es nie vergeſſen werde. Montmorency, mit einem ländlichen Balle

am Abend und einer ernſten Discuſſion in der Deputirtenkammer, wo Herr Thiers und Herr Guizot ihren Geiſt auf freien und ſtolzen Wogen, im heiligen Drange, ihre Meinung zu vertreten und die Feinde derſelben zu bekämpfen, dahintreiben ließen, iſt die letzte Erinnerung, die ich mit aus Paris fortgenommen habe. Deswegen will ich ihrer zum Schluß als Etwas erwähnen, das mir eigentlich die kryſtallhellen Geiſtesformen, die Macht der echten Heiterkeit, die ganze Fülle franzöſiſchen Verſtandes anſchaulich gemacht hat. Guizot und Thiers ſind Gegenſätze, ſind ſich feindliche Elemente, voll Eifer für die Freiheit und das Wohl Frankreichs. Herr Guizot ſehr objektiv, Herr Thiers ſehr ſubjektiv. Aber Beide ſo begabt, daß man nicht weiß, wem Recht, wem Unrecht geben. Herrn Guizot möchte ich als Claſſiker und Herrn Thiers als Romantiker bezeichnen. Das mag ſonderbar klingen, gibt aber doch am deutlichſten den Eindruck wieder, den ich durch die Reden Beider empfing. Herr Thiers ſprach zuerſt. Er war Tags vorher durch den Ausdruck des Herrn

Guizot, der ſeinen Ehrgeiz une ambition frivole nannte, verwundet worden. Er beklagte ſich darüber, aber auf eine ironiſch ſcherzende Weiſe, da ihm der durchgehende Ernſt ein zu ſchwerer Harniſch iſt. Er ließ es an Gedankenblitzen, an Paraden ſeines Talents, am Ringen nach eigner Schwerkraft nicht fehlen. Er ſagte, da Herr Béchard ihm das Wort mit der Bemerkung überlaſſen hatte, er wolle die Prätendenten der Macht nicht in ihrer Discuſſion ſtören, daß er kein Prätendent der Macht oder wenigſtens ein unintereſſirter ſei. Er brächte diesmal eine Frage auf die Tribüne, die er ſchon mehrmals aufgeworfen habe; er wolle von den verantwortlichen, von den unabhängigen, von den Miniſtern reden, die die Krone ſchützten, nicht von denen, die ſich ihretwegen „auslöſchten," denn Die, die das thäten, ließen gleich viel Gutes oder Schlechtes an ſich vorüberziehen. Und wie er das ſagte, duckte er ſich förmlich, um durch Mienenſpiel und Bewegung ſeinen Gedanken mehr Nachdruck zu geben; und nun rief die Oppoſition „Bravo!" daß die Kammer

dröhnte. Er fuhr dann fort von der so nothwendigen Stellung der Minister im Staate zu reden; sie dürften keine Instrumente, sondern müßten Stützen der Krone sein. Wenn das jetzige Ministerium nicht ewig wäre, der Staat unmögliche Minister begehre (man lachte über das Wort), so wäre er bereit, nochmals ans Ruder, aber nur unter der Bedingung zu treten, eine gänzliche Meinungs- und Gedankenfreiheit zu bewahren. Das zeuge vielleicht von Ehrgeiz, von einem frivolen Ehrgeiz, aber um keinen Preis würde er den Schein der Gewalt für die Gewalt selbst annehmen. Er sagte das mit blitzenden Augen; die ganze kleine Gestalt, voll kochenden Blutes und klar ausgesprochenen Bewußtseins bebte, die Stimme war unbedeutend, fistelartig, aber die Metrik der Rede griff durch die kühne Form auf's mächtigste ein. Jeder hörte gespannt, athemlos zu und wie er nun künstelnd und tändelnd, gewaltsam und doch besonnen die allgemeinen Elemente verarbeitete, trat Herr Guizot nach ihm wie die absolute Speculation auf und sagte mit ernster, tiefer

Stimme, mit ſeinem ergrauten Haare und mit unerſchütterlicher Ruhe: Der ehrenwerthe Herr Thiers habe ſeinen Gedanken im ganzen Umfange ausgeſprochen, er wolle es wie er machen, auch klar, auch kurz ſein. Die Miniſter ſeien Inſtrumente, behauptete der Angreifende. Was wolle das anders als Das ſagen, daß es eine Macht gäbe, die die Miniſter ſchüfe und zerſtöre. Was er anno 1839 geſagt habe, ſage er noch heute, er weigere ſich die Krone an dieſer wie an jeder andern Discuſſion Theil nehmen zu laſſen, denn wenn Jemand angegriffen werden dürfe, ſo ſei es das Miniſterium, nicht die Krone. Man könne ſagen: „Ihr ſeid ſchwache, verderbte Miniſter, Ihr laßt der Krone zu viel Gewalt in einer oder der andern Verzweigung," aber man dürfe nur ſie anklagen. Der conſtitutionelle Miniſter habe die Aufgabe, das gute Einverſtändniß der Großmächte zu erhalten. Daß das eine Arbeit, ſei unläugbar. Es ſei eine Arbeit in den Kammern, eine Arbeit bei der Krone, mit der er discutiren und ſie zu Dem bringen müßte, was ihm gut und

nützlich schiene. Sie sei kein Lehnstuhl, den man verschlossen habe, damit Niemand sich darauf setze, auch keine für den Ehrgeiz oder die Leidenschaften zugemachte Thüre, es sei eine intelligente Personage, die ihre Ideen, ihre Wünsche, ihre Rechte und Pflichten habe. Ihre Pflicht sei, der Charte gemäß zu regieren. Die erfülle sie, die würde sie immer erfüllen.

Herr Guizot wurde hier in dem breiten Strom seiner schön dahin fließenden Rede durch eine Stimme der Opposition unterbrochen, die den Namen der Königin von England als Widerspruch nannte. Herr Guizot schwieg einen Augenblick, dann sagte er wundervoll ruhig und gefaßt: „Wenn das ehrenwerthe Mitglied, das mich unterbricht, wüßte, wie die Sachen in England ihren Weg gehen, wie eine der größten Maßregeln, die Emancipation der Katholiken, zwanzig Jahre sich vertagte, weil Herr Peel, so sehr er Peel ist, die Krone nicht überzeugen konnte, so würde er mich nicht unterbrochen haben.

„Aber die Maßregel ging doch durch," riefen

einige Stimmen. „Warum ging ſie durch?“ fragte Herr Guizot mit unnachahmlicher Haltung. „Ich will es Ihnen ſagen. Weil es Niemand in England gibt, keinen Miniſter, der es mit einer einzigen Gewalt zu thun haben, ſeinen despotiſchen Willen Andern aufdringen möchte. In England wiſſen alle Männer der Politik, alle Miniſter, daß ſie mit der Krone unterhandeln müſſen. So geht es in England zu, ſo muß es auch bei uns zugeben.“

„Ich füge nur wenige Worte hinzu. Ich habe das Wort s'effacer, «ſich auslöſchen», gebraucht,“ fuhr er fort. „Ich glaubte, daß man es nicht hervorheben würde. Ich bin nicht der Erſte, der es gebraucht hat. Lord Chatham und Lord Grey haben ſich deſſen vor mir bedient. Ich habe es in demſelben Sinne gebraucht. Aber wenn es darauf ankommen wird, nicht mehr ſich «auszulöſchen», ſondern die Krone vor Anklagen zu ſchützen, ſo werden wir unſere Aufgabe eben ſo gut wie jedes andere Kabinet erfüllen.“

Eine große Bewegung folgte dieſer energiſchen

Rede. Lamartine und mehrere andere Deputirten hatten ihre Sitze verlaſſen. Herr Thiers in ſeiner auffallenden Erſcheinung warf ſich hin und her und war faſt wie eine tiefe, noch nicht zu enträthſelnde Hieroglyphe anzuſehen, voll dithyrambiſcher Begeiſterung, voll titanenhafter Regung und Gelüſte, ein Individuum, das über Natur, Civiliſation, Freiheit und Nothwendigkeit nachgedacht, aber das Reſultat dieſes Nachdenkens wol eher für das eigene, als für das fremde Wohl verwenden möchte. Auch iſt er voll Zwietracht, achtet wenig das Ideal der Menſchheit, gibt mehr auf die Kraft als auf den Adel, ſtatt daß Herr Guizot, wie ich beſtimmt annehme, ein allgemeinerer Geiſt iſt, ſein Streben den Eigendünkel ſchmilzt, ſeine Anſchauung eine univerſelle iſt, beglückender wirkt, unabhängig in ſich, in einer warmen Bruſt das wahre Menſchheitsgefühl verarbeitet und die feſte Wirklichkeit als Standpunkt zu bewahren ſucht. Ohnſtreitig hat Herr Thiers glänzendere Seiten, deren Hauptfolie der Humor iſt, aber er iſt nicht ſo philoſophiſch reflectirend,

wenn auch eben ſo ſcharf und ſchlagend. Beide Männer zuſammengenommen, beſitzen die Rednergabe in einem Grade, daß eine eben ſo charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des öffentlichen wie menſchlichen Weſens zum Vorſchein kommt. Man kann wol behaupten, daß ſie das Größte, wie das Kleinſte mit Wichtigkeit und Bedeutung zu behandeln wiſſen. Dabei ſind ſie voll großweltlichen [illegible]tes; zwar muthig genug, Das, was ſie in der Stille der Studirſtube als Wahrheit erkannt, mit erſchütternder Beredtſamkeit auf die Tribüne zu bringen, aber doch nicht ohne Enthaltſamkeit, die freilich wieder mehr Herrn Guizot als Herrn Thiers eigen iſt. Von Letzterm möchte ich noch ſagen, daß er einen unverrückbaren Geſichtspunkt hat und wol nie mit falſchen Mitteln der Aufregung die Rechte Frankreichs verficht. Dafür hat Herr Thiers einen ſprühenderen, vulkaniſchen Verſtand, iſt dem Jahrhundert gewachſen und beſitzt, wenn auch nicht immer im geheimen Schubfach des Geiſtes, doch einen oſtenſiblen Maßſtab für Alles, was der Franzoſe nun einmal als groß und gerecht anſieht.

Den eigentlichen Fortschritt in Frankreich sieht man auch allerdings am schlagendsten in der Deputirtenkammer, wo nicht leicht Einer unter diesen Hunderten ohne Talent ist, sich von dem Sichselbstleben loszuringen sucht und einzeln und im Ganzen den Nationalcharakter auf eine würdige Weise zu repräsentiren vermag. Oft habe ich mich, inmitten dieser pulsirenden Discussionen gefragt, woher es komme, daß der Deutsche eine gebundenere Zunge hat, und immer habe ich denken müssen, daß er von einer gewissen Unfreiheit des Geistes befangen ist, die ihn Nachtkobolden und Spukgeistern anheimfallen läßt. Wenn der Franzose klar und positiv ist, so bleibt alles Schöne der Deutschen größtentheils in der Abstraction und will sich nicht thatkräftig gestalten. Schwerlich werden sie deshalb je eine Deputirtenkammer wie die französische, schwerlich ein Theater wie das Pariser besitzen, dafür aber immer tüchtigere Philosophen und Denker, wenn auch keine großen Redner bilden.

Wenige Tage nach der Sitzung in der Depu-

tirtenkammer verließ ich Paris. Ich hatte dort eine reiche, unvergeßliche Zeit voll Anregung und Genuß verlebt, liebenswürdige Menschen und interessante Gegenstände, widersprechende Ideen und bizarre Ansichten kennen gelernt und dachte, mich selbst über die Trennung zu trösten suchend, als die pariser Barrièren hinter mir lagen und die muthigen Pferde rasch vorwärts nach Valenciennes trieben, daß es schon ist, ein gutes Gedächtniß und ein dankbares Gemüth zu haben, denn durch Beide ist die reichste Vergangenheit stets Gegenwart.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine Reise nach Wien.

Eine Reise nach Wien.

Von

Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1848.

GROSSHERZOGL. BIBLIOTHEK
WEIMAR

Inhalt.

Seite

Marienbad und Königswart 1

Die Regensburger Walhalla 19

Die Donaureise von Regensburg nach Linz 28

Ischl 38

Die Donaureise bis Wien 46

Wien 56

Die Stephanskirche 60

Die Augustinerkirche 65

Seite

Schönbrunn 72

Hitzing 80

Der Garten des Freiherrn von Hügel 82

Der kaiserliche Thiergarten 87

Hütteldorf 90

Das Kärnthnerthortheater 92

Das Burgtheater 98

Die Hofbibliothek 116

Das Antikenkabinet 124

Die kaiserlichen Gemächer in der Burg 130

Die Reiterstatue Joseph's II. 133

Das Monument Franz I. 136

Die Minoritenkirche 138

Der Volksgarten 145

Der Prater 148

Die Villa Metternich 153

Die Ambrasische Sammlung 174

Das Belvedere 178

Seite

Baden 205

Die Kaisergruft 216

Donner's Brunnen am Mehlmarkt 225

Schwanthaler's Brunnen auf der Freyung 227

Die Schatzkammer 229

Die Reitschule 231

Das Sophienbad 234

Die Gemäldesammlung des Fürsten Paul Esterhazy 237

Das kaiserliche und bürgerliche Zeughaus 243

Der Augarten 249

Die Akademie der Wissenschaften 252

Der juridisch-politische Lesevereln 254

Der allgemeine Hülfsverein 256

Der Narrenthurm 258

Lenau 276

Der Währinger Kirchhof 278

Die Gemäldesammlung des Herrn von Arthaber . 281

Laxenburg 291

Seite

Mödling und Briehl 296

Das Theater in der Josephsſtadt und das Theater an der Wien 298

Die hohe Warte 301

Marienbad und Königswart.

Die öſtreichiſche Grenze iſt überſchritten. Die Mauthbeamten haben mit ſeltener Höflichkeit die für einen Badeaufenthalt gefüllten Koffer gemuſtert. Im Halbdunkel des Abends liegt Franzensbrunn vor uns. Ehe es erreicht iſt, hat die Nacht ſich über den kleinen Ort mit ihrem ſchwarzen Schleier ausgebreitet. Der Contraſt ſcheinbarer Ruhe auf den langgezogenen Straßen, mit der lebenzitternden Bewegung der erleuchteten Häuſer, mit den fernen Klängen des Muſikchors und dem Rauſchen der Bäume, das wie ein ſehnſüchtig erregtes Meer leiſe dahinflutet, iſt lieblich und ernſt. Wir ſtehen vor einem Gaſthofe. Er iſt beſetzt. Vor einem zweiten. Auch der iſt überfüllt. Nirgends findet

ſich ein Unterkommen. Franzensbrunn hat nicht genug Häuſer für die theils durchreiſenden, theils bleibenden Kurgäſte. Man ſagt, noch nie ſei es ſo voll wie in dieſem Jahr geweſen. Iſt das ein Beweis für einen wenig beruhigenden Geſundheitszuſtand, für eine immer mehr die Oberhand gewinnende Vergnügungsſucht, oder lockte die königlich baieriſche Familie und deren Verwandte plötzlich ſo Viele in ein Bad, das meiſt unbeſucht iſt?

Der Poſtillon, vom Warten ungeduldig geworden, ſchmetterte in ſein Horn. Es war elf Uhr Abends und immer noch wollte ſich die Wohnung nicht finden. Da faßte ich einen raſchen Entſchluß, ließ friſche Pferde kommen und fuhr im zurückgeſchlagenen Wagen, angehaucht von der Nachtkühle, hinüber nach Eger.

Eine ſchöne Allee führt wol eine halbe Stunde lang von Franzensbrunn in die Stadt, die Wallenſtein's letzten Seufzer hörte. Die ganze Umgebung, Feld und Ebene, in traumartige Einſamkeit gehüllt, ſchien mir voll Friedensruhe. Die Brunnen auf dem Markte plätſcherten kaum hör-

bar, als wir vor den „drei Prinzen“ hielten. Aber welch ein Gasthof! Iſt das Oeſtreich mit ſeinem geprieſenen Comfort? Bin ich im Kerne Deutſchlands? Darf ich Anſpruch auf Bequemlichkeit, ja nur auf Reinlichkeit machen? Von dem Allem keine Spur. Man führt mich Trepp' auf, Trepp' ab, durch Gänge, die einem Kloſter zu gehören ſcheinen, über aſchgraue Fußböden zu einer Thüre, an die geklopft wird. Der Einwohner öffnet ſchlaftrunken. Dahinein ſoll ich? In dieſes bereits beſetzte Zimmer? In dieſe von Stickqualm gefüllte Atmoſphäre? „Wir haben nichts frei“, heißt es. „Dies iſt der Wirth ſelbſt, der ſeine Wohnung abtritt.“ Ich ſeufze und ergebe mich in mein Schickſal, mitten in der beſuchteſten Gegend Deutſchlands, in einer nicht ganz unbedeutenden Stadt, zwiſchen Franzensbrunn, Marien- und Karlsbad die Nacht auf einem Stuhle in einem durchaus erbärmlichen Gaſthaus, dem erſten in Eger, zuzubringen!

Dergleichen geſchieht dem Reiſenden in Oeſtreich öfter, als man glaubt. Ich habe nirgends,

ſelbſt in größeren Städten, jenen Comfort, jene faſt in Duft ſchwimmende Reinlichkeit der Rheingegenden, jene Sorge und Umſicht der Wirthe, die dem Ermüdeten zum Labſal wird, angetroffen. Alles iſt unzweckmäßig, unreinlich; überall zeigt ſich tiefer Verfall. Die drückendſte Armuth und das ſchreiendſte Elend herrſchen dermaßen, daß ganze Menſchengruppen hungernd und lungernd an allen Straßenecken lehnen. Ich ſah das, als ich Morgens durch Eger nach Marienbad fuhr, die Bauern in ihrer romantiſchen Tracht mich hohläugig, die ſchwarzen Hüte tief in das Geſicht gedrückt, ſchüchtern aber nicht bettelnd anblickten.

Durch die mit Nadelholz bewachſenen Berge ging es dann weiter der blauen, nebelverhüllten Ferne zu, um mich ein ſtill hindämmerndes Naturleben, eine faſt wehmüthige Waldeinſamkeit, eine ich möchte ſagen ſchlaftrunkene oder doch einlullende Ruhe. Das iſt die Stimmung, die dem Badebeſuchenden gebührt. In dieſer geſchäftsloſen Sommerluft, vorbereitet auf wohlthuende

Langeweile, ſollen die unnatürlich angeſpannten Nerven ſich erholen.

Die Poſtſtraße windet ſich unter dem Sonnenglutball auf- und niederwärts, bis endlich rechts der Ferdinandsbrunnen mit ſeinem weißſchimmernden Gebäu ſich im Thale auf dunklem Grunde zeigt und Marienbad, an Anhöhen gelagert, mit grabgezogenen Häuſerreihen und parkähnlichen Spaziergängen gar freundlich hervortritt.

Wie viel hat ſich an dem Ort, den ich vor zehn Jahren zuletzt ſah, verändert! Wie iſt Alles ſo viel größer und geputzter geworden! Auf der Höhe glänzt eine neuerbaute Kirche im hellen Sonnenlicht; dahinter ragen im Dunkel die hohen Tannenbäume der „Hirtenruhe" empor. Das goldene Kreuz der Heilquelle erhebt ſich ſeitwärts und gegenüber, inmitten des ſchwarzdunklen Bergwalds, ſteht ein hochaufgerichtetes Crucifix, an deſſen Fuße andächtige Landleute beten. Aber alle dieſe Spuren einer ordnenden Gewalt haben doch Marienbad noch nicht ſein wildromantiſches, urſprüngliches Ausſehen nehmen können. Die ganze Ge-

gend duftet von harzigem Tannengeruch. Kahle Felsblöcke ragen aus dicken Mooſen hervor, Quellen plätſchern von den Bergen in das kleine Thal mit wunderholder Geſchwätzigkeit herab. Je tiefer man in die Waldung, je höher man auf die Spitzen der Anhöhen hinaufſteigt, deſto beſſer und ernſter geſtaltet ſich die Scene. Wie in einem Urwalde, ſo dringt nirgends der Laut eines menſchlichen Weſens zu uns. Nur Vögel flattern hie und da aus ihrer Ruhe empor oder ein Schmetterling kommt, ſich auf den Farrenkräutern im Dickicht zu wiegen. Marienbad iſt kein Ort der Zerſtreuung oder der Eitelkeit. Hieher verirren ſich nicht die tänzelnden, mit communiſtiſchen Bärten gezierten „Lions" oder die auf Effect ausgehenden Damen der Mode. Wer den Kreuzbrunnen aufſucht, der iſt krank; krank an der Leber, am Unterleibe, krank im Gemüthe, verſtimmt und ermüdet. Das zeigen die gelb angeflogenen Geſichter auf der Promenade, die ſich vom Kreuz- bis zum Karolinenbrunnen erſtreckt, das die gebückten, ſchleichenden Geſtalten, die langſam auf- und abwandeln.

Ich war im „Anker" abgeſtiegen, einer Wohnung, die den Vortheil der Kühle und vom Balcon herab die Ausſicht auf die fehlerhaft gebaute, aber romantiſch gelegene Kirche, auf den leiſe gewellten Vordergrund der Landſchaft, auf die allmälig hochſteigenden Berge, auf all' den lebenſpendenden, würzig duftenden Reiz einer Waldgegend hat. Außerdem fand ich in dieſer Wohnung eine mir theure Freundin, mit der ich manche Stunde getheilt und die Schönheit der Gegend tauſendfach genoſſen habe. Im Allgemeinen will ich aber doch vor dem „Anker" als vor einem Hauſe warnen, das weder gut gehalten, noch ſeines eigennützigen Beſitzers wegen zu empfehlen iſt. Vorzüglicher iſt jedenfalls die „Eiche", der „Neptun", der „Falke", das „Teplerhaus" und auf der Höhe die „Stadt Paris" und die „Badeanſtalt".

Ich bin viel in Marienbad herumgewandert, Morgens und Nachmittags, im Thale, nach der Waldquelle hin, oder hinauf nach der „Freundſchaftsbank", der „Richardshöhe" und dem „Kieſelhof". Abends beim Sinken der Sonne, wenn ſich ein

leichter blauer Flor über die Berge legt und die Schatten dunkler und kälter werden, oder früh Morgens, wenn der violette Duft allmälig der goldenglänzenden Sonne weicht, ist Marienbad am schönsten. Das Grün der Tannenwipfel, hie und da von hellem Laubwerkgebüsch unterbrochen, zittert rubinroth gefärbt auf dem Silberblau des Himmels, indeß die blauangehauchte Tiefe in feuchter Kühle schwimmt. In dieser Umgebung ist mir die Welt oft vergeistigt, die Last der Verhältnisse leicht, die Schönheit und der Adel der Naturlinien lieblich erschienen. Auch die kleine sich an die noch nicht vollendete Kirche anlehnende Kapelle mit ihrem bimmelnden Glöckchen, mit dem aufsteigenden Weihrauch und der andächtigen Menge durfte nicht fehlen. Marienbad hat die katholische, also die poetische Färbung; es hat seine ehrwürdigen Teplerherren, das weiße flackernde Kerzenlicht der Messen, die Vocal- und Instrumentalmusik am Sonntage beim Hochamte. Es hat seine meist schlechtgeschnitzten Heiligenbilder am Wege, seine Kreuze und ewigen Lampen, all' das unschuldige

Spiel- und Blendwerk der Sinne, das wir mit nordiſcher Nüchternheit aus unſeren Kirchen verbannt haben. Ich ſah den Tepler-Prälaten mit einem galonnirten Jäger fahren; ich hörte von Mittagseſſen, die gegeben, von freundlichem Entgegenkommen, das im Kloſter geübt werden ſoll. Ich bin nicht da geweſen. Ich habe mich mehr mit der Marienbader Natur als mit den dortweilenden Menſchen befreundet, mehr der Geſundheit als dem Vergnügen, das was man ſo gemeinhin Vergnügen nennt, gelebt. Vielleicht iſt mir deshalb im Schatten des Waldes, an heißen Sommermorgen, in ſtiller, befriedigender Einſamkeit, in belebender Kühle ſehr wohl geweſen. Ich habe den Sinn der Alten begreifen gelernt, die dem Naturgeiſte Altäre im Freien erbauten. Ueberall reden die eindringlichſten Stimmen um und in uns von jener Macht, die wir Gott nennen. Von allen Seiten ſchallt und jubelt die Wahrheit eines Schöpfers, der uns Leben und Freude einhaucht. Ich erinnere mich eines Morgens im Walde, wo ich auf dem Wege zur „kleinen Schweiz" leiſe auf-

wärtsſteigend unter mir die reichſte Vegetation eines kräuterduftenden Grundes hatte, die Bäume in Licht und Luft eingerahmt, ſich zu ſchlanken Säulen geſtalteten und das Herz mir in freudigſtem Schwunge voll dieſes Glanzes und dieſes Glaubens wurde.

Einmal war ich in Königswart. Man fährt, mit Erlaubniß des Fürſten Metternich, durch den Thiergarten. Der Weg trägt einen faſt trüben Charakter. Das dunkle Nadelholz duftet und die Blicke auf die Ebenen, die hie und da ſich zwiſchen dem Gebüſch aufthun, bieten die Ausſicht auf dünnes Korn, das ſpärlich fortkommt. Hier heißt es wirklich, ſein Brot im Schweiß ſeines Angeſichts verdienen. Man ſieht es den hungernden, faſt nackten Geſtalten, die um ein Almoſen bitten, an, wie ſchwer es auf dieſem Boden zu leben iſt. Ernſte Gedanken geleiten zum Schloſſe des Fürſten. Es liegt einſtöckig, in der Mitte eines geiſtreich angelegten Parkes, hat ein ſchönes Mittelgebäude und iſt von der einen Seite, da wo man hereinfährt, mit einem eiſernen Gitter, das von

dem einen bis zum andern Flügel geht, geſchloſſen. Im Hofraum wirft ein Springbrunnen ſein klares Waſſer hoch in die Luft hinein. Die große Paradetreppe, die links hinaufführt, iſt mit einer Glasthüre verſehen. Der Kaplan öffnet. Man ſchreitet aufwärts. Oben auf der Treppe ſtehen ſeitwärts Vaſen und Blumengefäße. Nun tritt man in einen großen Saal, auf deſſen einer Wand das Bild des Kaiſers Franz und auf der andern eine Statue, die die Politik vorſtellen ſoll, prangt. Aber dieſe iſt mit dem goldenen Griffel in der Hand, in ſchwere Marmorfalten gehüllt, mit ſpitzen Zügen auf dem unſchönen Geſicht, ſo wenig anziehend, daß ich lieber hinaus auf den breiten Balcon trat und die Fernſichten des Parkes betrachtete. Dann geht es weiter in eine Galerie, wo das Bild des Fürſten als ſechsjähriges Kind, neben der Mutter, nicht weit von ſeinem geharniſchten Anherrn, hängt. Seine kleinen, runden Züge und die guten, lachenden Augen verrathen noch nichts von der Größe dieſer Zukunft. Noch ſchläft Alles in dem Geſichtchen und nur Eines wacht,

die reine, inſtinktmäßige Freude am Leben, die Behaglichkeit, die noch keine Entbehrung zerſchnitt!

Der Kaplan öffnet die Thür im Hintergrunde. Wir ſind in der Kapelle, oben in einem Chor, von dem aus der Fürſt dem Gottesdienſt beiwohnt. Ein blauer Seſſel, darauf das Wappen künſtlich in Seide geſtickt, verräth ſorgliche Frauenhände. Die Kapelle iſt einfach. Ich kann mir wohl denken, daß man hier andächtig beten, hier zu den Füßen des Kreuzes ſein Leid niederlegen kann. Die Muttergottes ſchwebt auf blauem Grunde über dem prachtvollen Altar, der ein Geſchenk des Papſtes iſt. Im Uebrigen ſchmückt das Kirchlein nichts als Sonnenlicht, das durch die hellen Fenſter auf die Wände fällt und leuchtende Punkte malt.

Von der Kapelle führte uns der Kaplan in eine Reihe lieblich angelegter Fremdenzimmer. Der Fürſt muß ſehr gaſtlich ſein, denn nicht allein, daß für Viele Raum iſt, dieſer Raum iſt auch mit freundlicher Sorgfalt, mit Lehnſtühlen und bequemen Sophas fürſorgend ausgeſtattet. Wie es mir gefiel, daß die Fenſter überall geöffnet, die Uhren

aufgezogen, die Lagerſtätten bereitet waren! Man ſchien Gäſte, vielleicht die Herrſchaft zu erwarten, allein der Kaplan meinte, heuer käme der Fürſt nicht; er bliebe in Wien, der italieniſchen Angelegenheiten wegen.

Als ich aus den Fremdenzimmern heraustrat, lagen vor mir die Wohnzimmer, heimlich und lockend, fern von aller Prunkſucht, aber ſo hübſch, daß es mir Mühe koſtete, mich loszureißen. Zuerſt thut ſich das Eßzimmer auf, dann kommt man in das Billardzimmer, an deſſen Wand mich ein Bild feſſelte. Es iſt Wallenſtein's Portrait, in ganz ſchwarzer Kleidung, jugendlich, mit ſchönen „ariſtokratiſchen" Händen, mit dem leuchtenden, voll Thaten ſchwimmenden Blick. Er ſieht lebensvoll und doch geiſterartig aus dem Rahmen heraus, eine Heldengeſtalt, die ich mit Bewunderung, mit Schrecken, mit Schmerz betrachtete. Er verbrachte Außerordentliches, war hart und weich, groß und klein, und endete elend, voll Bitterkeit und Ermüdung, verrathen, mit der Schmach des Undanks bedeckt, ein Hinweis auf Das, was wir Größe

nennen und was ſo morſch und ſo unſicher iſt. Was für ein grauſes Lebensgewirr, was für ein Laufen und Rennen, Hoffen und Verzweifeln bis zum mörderiſchen Dolchſtoß des Irländers Deverour! So ſtolz, ſo herzſchwellend zu ſein und ſo zu enden! Es liegt ein tiefer Schmerz in dieſer Thatſache. Wer kann ſie anſehen, dieſe Zuſtände der Knabenſpiele, der Jünglingsſchickſale, des Kriegs, des Fluchs und des Segens, der Verwüſtung, des Untergangs und nicht wie durch einen Zauberſchlag in ein fremdes Daſein gerückt, überwältigt von den maſſenhaften Eindrücken eines ſolchen Lebens zu ſein!

Nicht weit von Wallenſtein's Bild hängt das Portrait der ſchönen Pauline Borgheſe mit den entblößten Schultern, hängen die wunderholde Tante des Fürſten Metternich's, ſeine verſtorbene, liebliche Schweſter, er ſelbſt in älteren Jahren, die Züge durch Denken und Handeln vergeiſtigt, indeß ein früheres Bild ihn in freigewordener Kraft, im vollen Glanze der Jugend, in ſehnſuchtsvoller Erwartung der bedeutungsreichen Zeit zeigt.

Es iſt kein Vorurtheil dieſe Race, dieſe Privilegien des Adels, dieſe angeborene Schönheit, die ſich in der äußern Bildung ausſpricht. Könnte ich nur das wundervolle Antlitz eines verſtorbenen Grafen Eſterhazy beſchreiben, deſſen Bild ich in einem der Zimmer ſah und der ſo viel Muthiges, ſo viel Herausfoderndes, ſo viel Siegendes hat, wie es ſich nicht ſagen läßt.

Der Geſellſchaftsſaal der Fürſtin, das Kamin darin, der Flügel, die kleinen und großen Tiſche, die Sophas haben viel Einladendes, Anheimelndes. Nichts iſt ſteif oder unſchön; man erräth, daß hier ein gebildeter, weiblicher Geſchmack, eine Lebendigerhaltung des Ideals, eine vollſaftige Aeußerlichkeit herrſcht. Hübſch ſind die Vorrichtungen für die Blumen, die kleinen Etabliſſements in den Ecken der Zimmer zu traulichen Zwiegeſprächen! An den Geſellſchaftsſaal ſtößt das Schreibkabinet des Fürſten. Da es am Ende des Schloſſes liegt, ſo hat es vier Fenſter, zwei auf der einen, zwei auf der andern Seite. Gleich beim Eintritt fällt der Blick auf ein wundervolles Frauenportrait.

Das iſt die zweite Gemahlin des Fürſten, eine Engländerin, in idealiſcher Kleidung, mit großen ſtaunenden Augen und ſeltſam geſchlungenem, reichwallendem Haar, einer Antike ähnlich, lieblich, rein, ſittſam die Schultern mit Mouſſelinfalten verdeckt. Sie muß ſchön geweſen, heiß beweint worden ſein! Auf dieſem Angeſicht einer früh Geſchiedenen ruht gewiß des Fürſten Auge, wenn er allein vor ſeinem Schreibtiſch ſitzt, ins Freie, auf die Jugend, die Hoffnung, auf das Glück, auf den Schmerz dieſes Todes, auf die Sehnſucht nach Wiedererweckung des Verſchwundenen blickt. Sein Schreibtiſch iſt faſt in die Mitte des Zimmers gerückt. Ich ſtand einen Augenblick vor dieſem Laboratorium des menſchlichen Gedankens, vor dieſen ſpeculativen Anläufen eines mächtigen Willens, in dieſer unmittelbaren menſchlichen Häuslichkeit, an die ich nicht mein individuelles Scalpell zu legen wagte. Ich dachte ſo Vieles, ſo Manches von der Phraſe Abweichendes; Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges; dachte an Thatſachen, die bewundert oder getadelt von dem Griffel der

Geſchichte ſchon auf eherne Tafeln gegraben ſind, ſpann mich ein in das traumartige Gewebe der dahinrollenden Zeit..... Eine Tapetenthür führt in das Ankleide- und dann in das Schlafzimmer. Dicke Vorhänge umſchließen die Lagerſtätte. An der Seite, wo die jugendlich ſchöne Fürſtin ruht, ſteht ein Betſtuhl vor einem kleinen rothſammetnen Hausaltar. Dann tritt man in ihr Wohnzimmer. Es iſt lebensfriſch und heiter. Was die übrigen Zimmer angeregt hatten, ging hier in der duftenden Gegenwart unter. Da ſteht eine Marmorſtatue, ein kleines Mädchen, das einen Schmetterling haſcht, die bekannte Jungfrau von Orleans drückt ihr Schwert an die Bruſt, dickbäuchige Chineſen nicken und darüber ſieht man ein Stück Wiener Congreß. Ueberall Divans, Schmollwinkelchen, Epheuſtauden, die den kleinen Schreibtiſch umgeben; Alles Heiterkeit, neckiſche Laune, graziöſe Gefallſucht. Man freut ſich an der Lebensluſt, die hier herrſcht, an der Idylle, die ſich in dieſen Räumen eingeniſtet hat, an der Ausſicht auf den Park, der, angefüllt mit thauigen Roſen,

vor den Fenſtern der Fürſtin einen kräftig bearbeiteten, wenn auch etwas ſpröden Boden verräth. Dieſer Park ſieht wie ein Eroberer aus. Er hat es ſich ſauer werden laſſen, ſeine Bäume und Gebüſche in die Höhe zu treiben, aber er hat es, unverdroſſen in ſeiner Anſtrengung, bis zu gewölbten Zweigkuppeln, bis zu rankendem Schlinggewächs gebracht. Nun webt und weht ein friſches Leben im Königswarter Park. Die Badegäſte trinken hier ihren Kaffee, den ſie „verkehrt“ nennen, weil nach ärztlicher Vorſchrift viel Rahm und wenig Mokkaſaft gegeben wird; kleine Mädchen laufen in roſafarbenen Kleidern weit weggeworfenen Ringen nach. Das Dämmern und Brüten der Reflexion weicht vor den ſonnigen Lichtſtreifen, die ſich auf den Wipfeln der Bäume wiegen.

Die Regensburger Walhalla.

Von Marienbad fuhr ich über Weiden und Burglengenfeld nach Regensburg. In Burglengenfeld dachte ich mit Wehmuth des erloſchenen Geſchlechts meiner mütterlichen Vorfahren, die hier lebten und ſtarben, dachte an den Großvater, der in Regensburg gewohnt, an die Glanzpunkte einer Familie, die nun Staub iſt. Menſchen und Grundſätze zerſtören ſich gegeneinander. Die Meiſten wünſchen ſich Kampf. Warum nicht Frieden? Man ſtreitet, man dialektiſirt, man arbeitet für eine ſogenannte Idee und immer — vergebens!

In Regensburg fühlte ich mich einheimiſch, ich, die dort fremd bin. Ich gedachte der Erzählungen meines Vaters, den der Reichstag großzog; ich

ſah die Kapelle, in der Verwandte, den Friedhof, auf dem die Großmutter ruht. Ich ging vor dem Hauſe „zum Goliath" vorbei, deſſen Außenſeite mit dem Rieſenbild im coloſſalſten Style bemalt iſt; ich trat in den Dom, deſſen Anblick Ehrfurcht und Bewunderung einflößt. Er iſt unter der Regierung des jetzigen Königs von Baiern hergeſtellt und vom Ungeſchmack geſäubert worden. Mild und ſammetweich legt ſich hier die Ruhe der Andacht um das Gemüth; die Sonne blickt mit himmliſch verklärter Heiterkeit durch die wundervoll ſchimmernden Glasfenſter, ja das edle Gebäu wirkt überwältigend in ſeinem eigenthümlichen Bauſtyl, in ſeinem düſter-ernſten Charakter, der faſt cyclopiſch iſt. Was das für erhabene Eindrücke voll ſtiller Demuth, voll naiver Innigkeit, voll heiligen Ernſtes ſind! Der Hauptaltar, der vom Fürſtbiſchof Fugger herſtammt, iſt von Silber. Zur Linken ſteigt das ſchlanke gothiſche Sakramenthäuschen empor; in den beiden Seitenſchiffen fallen die Feinheit und Sculptur der ſteinernen Altäre ins Auge. Im rechten Seitenſchiffe ſteht ein Meiſter-

werk, der Schöpfbrunnen, aus welchem das Weihwaſſer geholt wird; unter den Grabdenkmalen verdient das prächtige Monument von Bronze und Marmor in der Mitte der Kirche, dem Kardinal Philipp Wilhelm errichtet, nähere Erwähnung. Sehr angeſprochen hat mich der Unterbau der Kirche, von dem aus breite Treppen in die Eingänge der Kirche führen und die ſieben Thüren und an den Längenſeiten einen Wald von Pfeilern und Spitzthürmchen hat.

Soll ich von dem fürſtlich Thurn- und Taxis'ſchen Palaſt und von der Gruftkapelle reden? Soll ich einen Blick in die zuſammenhängenden Hallen des Kreuzganges, auf die mit Glasgemälden prangenden Fenſter, auf den Zuſpruch: „Gottes Friede mit Euch Allen!“ thun? Die ſchöne Chriſtusſtatue von Dannecker ſteht ſegenſpendend in der Kapelle. Der Styl iſt der altdeutſche; Form und Verzierungen ſind vorwurfslos. Aber es zieht mich, ehe die Sonne hinabſinkt, hinauf zur Walhalla, zu dieſem Rieſenbau der Gegenwart, zu dieſem Tempel eines großangelegten Ruhmes-

lexikons. Der Wagen rollt raſch über die Donaubrücke, rechts den Weg nach Donauſtauf, in ein breites Thal, aus dem plötzlich ſich ein Granitfelſen und auf ihm die Walhalla im ſchneeig jungfräulichen Gewande emporhebt, dann verſchwindet, dann die Trümmer der Veſte Stauf und die im byzantiſchen Styl erbaute Kirche St. Salvator zeigt, dann eine durch Wald und Fels gehauene Straße zuläßt und endlich zur nördlichen Seite des Tempels führt. Die Sonne war im Sinken. Das weitreichende Donauthal, mit der Fernſicht bis zu den Tyroler Hochgebirgen, ſchwamm duftig zu unſeren Füßen; neben uns ſtand die Halle des Ruhmes, mit einem Periſtyl in doriſcher Ordnung, ernſt und ſchweigend in ſteinerner Ruhe. Nichts ſtörte in dieſer Stunde den Eindruck; die Reiſenden waren fern, der Tempel war geſchloſſen. Bis der Cuſtode ihn für uns öffnete, konnte ich dieſe ſchönſte Jugendblüte Ludwig's, dieſen vor vierzig Jahren gefaßten und ſeitdem mit Liebe gehegten Gedanken, dieſes aus poetiſchem Bedürfen entſtandene Gebäude ſorgfältig betrachten. Nie iſt mir die griechiſche Archi-

tektur erhabener in ihrer Einfachheit, nie abweichender von der gothiſchen, nie innerlich befriedigender als hier vorgekommen. Hoch oben auf dem Haupte des Felſens, fern vom Tageslärm, ſteht der Tempel mit Säulen umgeben in länglicher Form, behaglich, als höbe er ſich wie ein Schwan in die Lüfte, tadellos ſchön, ein Werk des Genies, einheitlich, voll ordnenden Sinnes. Nur die bis an den Fuß des Berges hinabreichende, im Zickzack gebaute Treppe iſt mir außer Proportion, als nicht zu dem Rieſenbau gehörend vorgekommen. Von oben herunter und von unten herauf ſchadet ſie dem Tempel, der durch ſie kleiner, als es gut iſt, erſcheint. Aber dieſer mäkelnde Eindruck erliſcht, ſobald die gigantiſchen Thore ſich öffnen und man in die Zauberhalle, in den Wohnſitz großer Menſchen, in dies wunderbar ſich in ſeinem eignen Marmorglanze ſpiegelnde Gewölbe tritt. Wie leicht und zierlich, wie feſt und unerſchütterlich das daſteht! Das Geſetz des Maßes iſt erfüllt. Der Charakter des Antiken iſt mit dem Schmelz der Schönheit bekleidet; voll Kraft, ver-

heißend, andacht- und ehrfurchterregend winden und reichen die Genien des Ruhmes ihre Kränze dar. Das wölbt ſich überall lebensvoll und warm, wächſt und dehnt ſich, wohin ich auch treten, wie ich den herrlichen Plafond, den moſaikſchillernden Boden auch betrachten mag. Licht überall von den Wänden, Licht in der Seele, Licht des mildeſten Ernſtes, das, der heiligen Begeiſterung entfloſſen, ſich auflöſt in ſtaunende Bewunderung. Warum dieſe buntangemalten Kanephoren, dieſe altgermaniſch gekleideten Walkyren, die mit elfenbeingelber, bräunlich goldener, hell violetter Farbe faſt profan in die ſchneeige Halle hinabblicken? Mußten ſie denn bunt ſein? Konnte nicht Alles dem Marmor entnommen, weiß wie die Büſten und Ruhmesgenien bleiben?

Ich ſetzte mich auf einen der marmornen Seſſel, verloren in Gedanken. Da kamen ſie in Scharen die Erinnerungen an die Geſchichte; da kamen die Helden-, Künſtler- und Dichtergeſtalten, da Rudolph von Habsburg, Maximilian I. Da Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, Wallenſtein,

Herzog Bernhard von Weimar, Friedrich der Große, Maria Thereſia, Katharina die Zweite, Johann von Eyck, Hemling, Albrecht Dürer, Peter Viſcher, Hans Holbein, van Dyck, Rubens, Leibnitz, Winckelmann, Leſſing, Gluck, Mozart, Herder, Schiller, Klopſtock, Müller, Wieland, Goethe..... nur Einer fehlt: Luther, der Mann der Bewegung und des Fortſchritts, der Mann, der mit erquickendem Eifer das Göttliche herſtellen und das menſchlich Kleine vernichten wollte. Dieſer dialektiſche Moment der Ideen, dieſe hiſtoriſch religiöſe Entwickelung, dieſe reformatoriſche Scheidewand der Jahrhunderte mit ihrem Brenn- und Mittelpunkte, dieſer göttliche Funke Luther durfte in dieſem Tempel nicht fehlen. Man ſagt, König Ludwig beabſichtige die Aufſtellung dieſer denkwürdigen Büſte. Ich will glauben, daß eher eine Zufälligkeit als eine Abſicht dieſer Verzögerung zum Grunde liegt. Ich bin lutheriſch; aber wenn ich auch katholiſch wäre, ich würde Luther's Büſte an dieſer Stelle für ein abſolutes Recht anſehen. Die beſtehende Wirklichkeit läßt ſich nicht herab-

drücken, die correcten Ideen des Proteſtirens dürfen unſerm Jahrhundert und dieſem Tempel nicht fremd bleiben.

Es iſt ſchade, daß ſo viele Büſten aus einem mit blauen Adern durchſchoſſenen Marmor gehauen ſind. Das ſtört zuweilen den Totaleindruck oder ſchiebt eine bedeutende Perſönlichkeit in den Hintergrund. Wahrhaft erhebend ſind die plaſtiſchen Arbeiten. An der Außenſeite hat ſich Schwanthaler einerſeits durch die ſymboliſch ausgedrückte Wiederherſtellung Deutſchlands, anderſeits durch die Darſtellung der denkwürdigen Teutoburger Vertilgungsſchlacht verewigt. Im Innern feſſelt zuerſt der Fries, der ſich an den Wänden herumzieht und von Wagner iſt. Dieſer bezeichnet die verſchiedenen Momente der deutſchen Geſchichte. Wohlgefällig ruht das Auge auf Rauch's Ruhmesgenien in weiblicher Geſtalt, deſſen eine, links, einen ſo himmliſchen Ausdruck der Ruhe, eine ſo wehmüthig augenblitzende Freude verräth, daß man den Eindruck, als einen faſt religiöſen, lange in ſich nachwirken fühlt.

Als ich hinaus aus dem Tempel trat, hatte die Sonne die Landſchaft in brennende Farbenglut getaucht. Unter mir rauſchte die Donau; vor mir und ſeitwärts ſchimmerte das Gebirge. Akazien bewegten ihre zarten Zweige in den Lüften, die Ruine Donauſtauf ſtand hoch oben wie ein Adlerhorſt. Das war ein Anblick, überraſchend genug, um die kunſtvolle Einfachheit des Tempels nochmals auch äußerlich zu genießen!

Die Donaureiſe von Regensburg nach Linz.

Nicht Dämmerung zur Nacht, ſondern Morgengrauen flatterte wie ein blauer Schleier über der Donau um vier Uhr Morgens hin. Wie das am Ufer hin- und herlief! Wie die Träger unter der Laſt der Koffer keuchten und in die Schatten des auflodernden Tages den Fluch des Uebereilens ſandten! Jetzt läutet die Glocke des Dampfers und jetzt noch einmal. Der Schornſtein raucht, die Räder kreiſen. Donauſtauf, die Walhalla und rechts die Stadt Regensburg fliegen vorüber. Was eben noch Berg war, tritt zurück und läßt eine weitausgebreitete Ebene ſichtbar, die in ihrer Monotonie eben nicht ergötzlich iſt. Alles wird flach. Kleine Flecken zeigen ſich und ſchwinden. Schiffe,

mit Pferden beſpannt, werden mühſam ſtromaufwärts gezogen. Endlich kommt Straubing mit ſeiner über die Donau geworfenen Brücke und der tragiſchen Erinnerung an die unglückliche Agnes Bernauerin. Die eiſigen Schauer des Todes legen ſich an dies Andenken; die vor Schrecken erſtarrte Thräne löſt ſich nur mühſam von der Wimper! Welche Gewalt, dieſe Standesvorurtheile, welcher Fanatismus, dieſer politiſch-religiös entflammte Adelsſtand, dem das Individuum in ſeinem Bedürfen, glücklich zu leben, immer unterlegen iſt. Verdiente dieſe Agnes den ſchmerzlichen Tod? Sie pflückte vom Baume des Daſeins, blos um die Liebe zu beglücken. Was war ihr der Ehrgeiz, was der fürſtliche Glanz? Sie dachte an ihr Herz, das ſich im Duft des Genuſſes nicht ohne Kraft bewegte — und mußte doch hinunter in die Wellen in nächtlicher Stunde, mußte büßen und ſterben. Bei ihr ſollte der Beſitz nicht die Wahrheit ſein, ſondern die Liebe. Ich ſah die Tiefe des Stromes an, ich ſah die Pfeiler der Brücke. Indeß wurde es lebendig um mich. Eß-

luſtige Oeſtreicher drängten ſich zum Kaffee und Gabelfrühſtück und dazwiſchen wirbelten ſich die unausweichlichen Tabacksdüfte, mit denen den Frauen in jetziger Zeit Weihrauch geſtreut wird.

Ich ging in die Kajüte zum Schreiben. Die Fahrt iſt langweilig, bis endlich Paſſau auf einer ſtark erhöhten Landzunge erſcheint, das mit ſeinen kühn übereinander ſteigenden Häuſern wahrhaft imponirt. Man gedenkt des im Nibelungenliede vielfach genannten Piligrin, der als weiſer Kirchenfürſt eine hervorragende Erſcheinung ſeiner Zeit war. Die Stimmung wird poetiſcher. In der Erinnerung taucht die Reformation mit ihren Wirren, taucht der Student Elſenreiter, der die Paſſauer Kunſt verbreitete, auf. Wenn das Schiff an der Mündung der Ilz vorüber iſt, ſo zeigt ſich, nicht weit von dem links gelegenen hohen Granitfelſen, eine ſchöne Ausſicht auf Paſſau mit ſeinen Häuſern und Thürmen. Raſch biegt und windet ſich der Dampfer. Wir ſind plötzlich in einer ſchroffen, überraſchend großartigen Gebirgsgegend, umgeben von grauen Felſen, die ſtellenweiſe lothrecht aus

der Tiefe emporſteigen. Granitblöcke, Tannengehölz, Ruinen aller Art, ſchauen mahnend von der Höhe herab. Die Waldbäche rauſchen; Fiſcher raſten am Ufer. Das Gemüth wird voll religiöſen Bewußtſeins. Die diſſonirenden Verhältniſſe weichen den wechſelnden Erſcheinungen des Lebens. Die Zeit, wo die Natur noch urſprünglich war, ſcheint ſich hier zu erneuern. Jedes Säuſeln des Windes, jeder Strahl der Sonne, jede vergoldete Wolke iſt ein Geiſt, der auf unſichtbaren Landſtraßen hinüber- und herüberzieht. Eine Strecke weiter, unterhalb Engelhartszell, wandelt ſich die Gegend zur Wildniß. Hier müßte der Sitz großer Gedanken, frommer, ungetrübter Naturanſchauung ſein. Von hier aus könnte man in heiliger Sehnſucht zum fernen Chriſtusgrabe pilgern und gläubig die brennende Stirn auf kühle, geweihte Erde legen! Bilder der Vergangenheit, bitter-ſüße Gedanken, die den Begriff des Vaterlands in das Allgemeine verſchwimmen machen, ſteigen mahnend empor. Was iſt der Stolz auf jenem ſcharfumzirkelten Strich Landes, der uns von fremden Völ-

kern trennt? Iſt doch der Begriff Heimat immer zu eng und die Vaterlandsliebe immer eine egoiſtiſche geweſen. Der Menſch iſt nur dann etwas, wenn er austauſcht, wenn er hier nimmt und dort gibt, hier ſeine Waaren ausbietet und dort neue Gedanken erntet. „Vaterland!“ Das Wort ſetzt eine Erdſcholle voraus. Ich lobe mir das Gefühl, das allen Brüdern, das Intereſſe, das dem wahrhaft Edlen gehört. Vielleicht habe ich aber nur ſolche Gedanken, weil Deutſchland zerſplittert, hier Baiern und dort Oeſtreich iſt, weil ich mich vergebens abmühe, den wahren Mittelpunkt zu finden, und nun ſo an die Maſſe, an den ideellen Begriff des Kosmopolitismus haltend, ſtill für mich fortdämmere.

Indeß zeigt ſich das alte Schloß Krempelſtein auf ſchroffer Felswand, mit ſeiner Legende vom Schneider und vom Geiß, und dann Kaſten am Fuße eines hohen Waldbergs, welcher die Burg Liechtenſtein trägt. Dahinter liegt der proſaiſch benannte Sauberg, von wo aus ſich die ſchneebedeckten Gipfel des ſalzburger und tyroler Hoch-

gebirgs anmuthig ausbreiten ſollen. Eine Zeitlang reiht ſich nun Burg an Burg, Ruine an Ruine. Auffallend bleibt es dabei, daß der mächtige Strom ſo ſchiffleer, ſo einſam iſt. Täglich ein Dampfſchiff hinauf und eins hinunter und nichts weiter, iſt das nicht trübſelig? Am Rhein iſt das anders. Da fliegt das Leben und Weben der Civiliſation in immerwährendem Drängen hinüber und herüber. Und auf der Donau? Es iſt ſo ſtill hier, ſo geiſterartig. Die Berge ſind höher und ſchöner als am Rhein. Sie haben einen wild romantiſchen, einen feſſelnden Charakter; aber es fehlen die Menſchen, es fehlt der heitere Betrieb. Baiern hat ſich von Oeſtreich und Oeſtreich von Preußen und Sachſen abgeſperrt. Das miſtraut ſich und Andern. Man liebt in der Politik die Menſchheit; den Menſchen haßt man. Freilich weiſt die Geſchichte auch nirgends ein Ganzes auf, aber die ſteinerne Conſequenz, die immer nur ſich betrachtet, die immer Nein ſtatt einmal nur Ja ſagt, die führt auch Vereinzelung herbei.

Der Engpaß wird romantiſcher. Die Burg

der Ritter von Hayenbach, der Sage nach von einem Brudermörder erbaut, iſt von Strudeln umtobt. Der Grund des Strombetts iſt felſig. Hie und da guckt ein verwitterter Steinrieſe mit wunderbarer Kopfbedeckung aus den Wellen heraus. Mit jedem Rucke des Schiffes verſchiebt ſich die Anſicht von neuem. Das Auge blickt in blitzende, leuchtende Spaltungen, in Regenbogenfarben, die Licht und Wärme zugleich geben. Der Gedanke labt ſich an ſüßem Quellwaſſer, das unter dem Geſange geſchwätziger Waldbewohner aus dunkeln Grotten fließt. Was iſt die Welt, dieſe mit Kohl und Rüben angebaute Ebene, für eine flache Welt! Im Gegenſatz zu ihr ſpricht in den Bergen eine Sprache zu uns, die eine begeiſterte, prophetiſche Rede, eine Eingebung des göttlichen Geiſtes ſcheint. All' die verhüllten Sagen aus der grauen Vorzeit ſchreiten wie dämmerndes Licht über die Felsrücken. Da ſteht Rannariedel und Falkenſtein und hier taucht der Bauernkrieg mit ſeinen blutigen Kämpfen hervor. Die lange Bergwand iſt zum Erſchrecken ſchroff. Die Felſen wanken und drohen,

ſich hinab in die Donau zu ſtürzen. Mich erfüllt dieſe Gefahr mit trotziger Begeiſterung, denn ich liebe die Zerſtörung und die Auflöſung, ob ich das Leben keineswegs verachte. Weiter unten erhebt ſich links das Schloß Neuhaus, das dem gegenüberſtehenden Granitberg in ſeiner Feſtigkeit Hohn zu ſprechen ſcheint. Dann ſchwindet der Engpaß und die Gegend nimmt einen mildern Charakter an. Verſchleiert, wie greiſe Nonnen, mit weißen Tüchern und noch weißerm Haar, ſtehen tief im Hintergrunde die ſteyeriſchen Alpen. Ach wie die Flamme der Erinnerung zuſammen mit der der Sehnſucht ſchlägt! Wie die ruhige Spiegelhelle der Donau ſo duftig dahinwallt, ſich weitet und dann wieder plötzlich bei Ottensheim ſich einengt! Ein dunkler Tannenwald ladet zum Träumen und Trauern ein. Die Gluten der untergehenden Sonne leuchten über Abhänge dahingeſtürzter Felswände. Die Luft duftet balſamiſch. Fernher tönen die Glocken des Kloſters Wilhering; ſie werden zum Geleite, das uns Linz näher und näher bringt. Wundervoll liegt dieſes, um-

grenzt von weinbewachsenen Höhen, mit weißangestrichenen Häusern und flachen Dächern wie eine italienische Mahnung vor uns. Mit jedem Räderschlag, bei jeder Wendung des Schiffes weite Fernsichten, kühne Baumgruppen, lang ausgedehnte Brücken.

Wir stiegen in dem prahlerisch am Ufer der Donau gelegenen „Erzherzog Karl" ab. Der Mond strahlte gnadenreich auf den Strom und auf uns. Ein Polichinellkasten mit dem lachenden Volk davor, später Lichter vor den Cafés und auf den Balconen warfen über die Umgegend einen Schein südlicher Bewegung.

Früh Morgens war ich oben auf dem Freynberg, dessen Abhang schöne Parkanlagen schmücken, in der Jesuitenkirche, welche hier im sogenannten Probethurm ein Filialcollegium haben. Ein eigenthümlich angelegtes Kloster, das erst Festungswerk, dann Gotteshaus ward, dessen Lage aber beherrschend, wie der ihm inwohnende Gedanke, ist. Die Kirche wächst, ihrem Bau nach, aus dem Thurm heraus. Inwendig ist sie mit all' dem Aufwand

von Gold, buntem Glase, schimmernden Heiligenleibern geziert, den der Jesuit mehr als jeder andere Orden für die Gewinnung der Menge gebraucht. Umgeben von einer Natur, die wie ein Blumenantlitz so hold schlummernd, so traumerregend sich ausbreitet, hier die Donau und dort die steyerischen Alpen zeigt, möchte man weinen, daß die Beförderung der Wissenschaft, des Friedens, der Moral in solchen Händen ruht. Was sind die von Jesuiten präparirten Menschen? Gibt es unter ihnen gesunde Hoffnungen? Kann das Geheimniß des Lebens uns aus solchem Munde kommen?

Iſchl.

Die Alpen hatten zu entzückend, zu blaulich lockend gewinkt, als daß ich nicht wenigſtens für einige Tage hinüber zu ihnen geeilt wäre, mich in der Kühle ihrer Seen gelabt hätte! Die Luſt an der Natur iſt eine Quelle von Freuden, die jeden Schritt mit Blumen beſtreuen, jedes Lächeln zum auffauchzenden Begeiſterungslied umſchaffen kann. Iſchl war mir nicht fremd*). Aber wie ſollte der Weg dorthin, der Anblick des im Abendroth lodernden Traunſteins, der Gmundner- eigentlich Traunſee nicht ewig neu ſein? Die Fahrt iſt

*) S. Paris und die Alpenwelt. Leipzig, bei Brockhaus. 1846.

paradieſiſch. Der Schnee, von den Bergen geſchwunden, ließ Traunkirchen überraſchend duftend aus den Fluten hervortauchen. Wie große Gedanken, ſo elektriſch wirkte der Anblick der Felſen am See. Ich erſtaunte wieder über den unverkennbaren Weltgeiſt, der das kleinſte Beiwerk hier künſtleriſch angelegt hat. Wie erinnerte mich das Alles an die Bilder der Vergangenheit, an die ſchmerzlich-ſüßen Hoffnungen des Einſt!

In Ebenſee, wo wir landeten, klapperten die Salinen. Als ich vor zwei Jahren die Fahrt hieher gemacht, war das Wetter nicht günſtig. Feiner Regen tropfte ins Thal, die Luft war fröſtelnd, voll erſtarrter Thränen, oder, um proſaiſcher zu reden, die Feuchtigkeit drohte in Maiſchnee ſich umzuwandeln. Diesmal, im Auguſt, hatten die Berge ihre Frühlingsnebelkappen abgeworfen und ſich ſommermäßig leicht in blauen Duft gehüllt. Da rauſchte links die Traun und rechts ſtanden kleine Kapellen und Bauerhäuſer an ſchroffe Felſen gelehnt. Ich erkannte vollkommen den vor zwei Jahren zurückgelegten Weg, die ſich Iſchl nähernden Anpflanzun-

gen und Gartenanlagen, die Crucifixe im Waſſer auf Felsſtücken, die oben auf den Bergen angelegten und ſich tief hinabneigenden Wieſen, auf denen Frauen, mit ſchwarzen Tüchern um den Kopf, das lieblich duftende Heu mähten. Der Morgen war ſchön. Langſam fuhren wir die Straße längs der Traun hin. Die Berge ſchwammen im ſonnengoldenen Glanze und der Thau auf dem Graſe blitzte und ſchimmerte wie Diamantenſtaub. Jetzt zeigte ſich der Dänenweg, dann Iſchl, dann die Wirerſtraße, dann das neugebaute „Hôtel Lallachini" an der Traun, dicht bei der Brücke gelegen. Das Wetter drohte für heute. Aber morgen konnte es drohender denn heute ſein, darum raſch einen Wagen beſtellt und hinüber nach Hallſtadt gefahren.

Ich fühlte mich von dem Hauche der Vergangenheit umwärmt. Vieles war anders geworden, aber dieſe Natur, dieſer See in ſmaragdgrüner Klarheit, dieſe Stille iſt ewig. Wie vor zwei Jahren nahm ich ein Boot, ließ mich über den See zum Steg rudern, von dem aus es in das

Waldbachſtrupp-Thal geht, beſtellte beim „Stadler“ ein frugales Mittagseſſen, nahm einen Schiffer als Führer und wanderte unter dumpfen Donnerſchlägen thaleinwärts, vor Felſen vorüber, auf denen die Urſprünglichkeit ſich zu feſt eingeſchrieben hat, als daß hier die Menſchenhand nur ſo viel wie ein Halmbreit verwiſchen könnte. Alles um mich und in mir war ſtill. Hie und da läuteten die Glocken der weidenden Kühe. Eine arme Frau führte zwei Ziegen zur Wieſe, ein Maler ſaß am Wege und ſkizzirte, ſonſt rührte ſich nichts. Die Cyclamen blühten wie ehemals, die breitblätterigen Farrenkräuter ſtanden im Schatten der Bäume, die Tannen ſtreckten die Rieſenhäupter hoch zu den Felſen empor, der Waldbach rauſchte und rauſchte. Drei-, viermal ſprang ein Cretin über den Weg und bettelte mit gräulicher Geberde. Dann kam der Fels mit dem Kapellchen darauf, dann der mühſame Weg, der zum „Sturze“ hinanführt. Schweigend ſtieg ich aufwärts. Das Weißgrau des Gewitterhimmels leuchtete von hindurchblitzenden Sonnenſtrahlen, die die Zweige und Kronen der uralten

Tannen einzeln vergoldeten. Jetzt eine letzte mühsame Anstrengung und jetzt stand ich wie ehemals vor dem majestätischen „Sturze".

Ich blieb lange, lange. Lange zog vor mir die Najade den dichten Mantel und die wallenden Haare hernieder ins Thal; lange donnerte es wie Erdbeben, wie Cyclopenstöße und Kriegsgeschrei um mich. Siehe, da wandte ich mich und vor mir hatte der Regenbogen seine Brücke von einer Felswand nach der andern über das Thal als Zeichen des Sieges gewoben. Die volle Sonne breitete nun plötzlich ihren riesenartigen Strahlenfächer über die Gegend und den See, warf Gluten auf die Berghäupter und Schatten auf das in Felsenklüfte eingekeilte Hallstadt. In den Salinen schoß man. Die Schiffer jodelten. So ging es von der Gosauermühle ab, die wir im Boot erreicht hatten, zurück in die Herrlichkeit Ischls.

Am andern Tage strahlte die Bläue des Himmels so wunderbar, daß ich mich zu dem mir unbekannten Wolfgangsee aufmachte, eine Fahrt, die zu den entzückendsten um Ischl gehört. Erst rollt

man auf der Salzburgerſtraße hin, dann biegt der Weg links ins Waldige ab. Es werfen ſich Felſen auf. Man ſteigt langſam bergan und wieder bergab, bis plötzlich der See, in malachitgrünem Waſſer von blauen, ſchroffen Steinwänden umgeben, mit einem ganz eigenthümlichen Charakter von Frieden und Schweigen und der träumeriſch-phantaſiereichen Exiſtenz der Berggegenden daliegt. Halb wie im Schlaf, halb majeſtätiſch flüſternd und rauſchend kommen die Wellen in langgezogenen Linien das Ufer zu küſſen und dahinter ſteigt der hohe Schafberg und die Falkenſteinwand empor.

Wir ließen im pittoresken St. Wolfgang halten, gingen durch die ſchöne Wallfahrtskirche, die, leider ganz weiß angeſtrichen, von ihrem alterthümlichen Anſehen viel eingebüßt hat, ins ehemalige Kloſter, das jetzt das Wohnhaus eines wiener Bankier iſt, und von da in einen auf Felſen angelegten Garten, der mit ſeinen tropiſchen Gewächſen, mit den phantaſtiſchen Blüten des Südens, mit der Farbenpracht und ihrem unſagbar ſüßen Duft mir einen ſo tiefen Eindruck machte, daß ich mich im Orient

ſo lange pilgernd und wallfahrtend glaubte, bis der Anblick des Sees unter mir, von der untergehenden Sonne beleuchtet, mich wieder von neuem zu einem andern bewundernden Staunen riß. Hoch auf Felſen, umweht von der warmen, weichen Luft des Sommers, eingefaßt von Fuchſias, die mit breiten, flügelartigen Blüten ihr Laub von den Winden hin- und herſchaukeln laſſen, liegt dieſer kleine Garten ſo ſeltſam prächtig, ſo ſtill und einſam da, daß ich den Beſitzer deſſelben unter dieſen Blumen, in dieſer lichtvollen Atmoſphäre, in dieſer Naturoffenbarung, fern von der durchbohrenden und zerſetzenden Welt glücklich preiſen mußte. Berauſcht ward ich vollends, als ein kleines Boot mich aufnahm und ich dem in Feuer flammenden Abendhimmel zuſteuerte, der zuerſt in Roth und dann in Gelb zerſchmolz und ſich endlich lilafarben ſo auflöſte, daß die ſilberig-blauen Tinten ſich auf die hohen Felswände, die den See wie Rieſen umſtehen, lagerten und ihn wie einen Juwel voll Glanz und Pracht einrahmten.

Als unſer Boot, von einem Schiffer und einer

Schifferin geführt, auf dem Waſſer hinglitt, das friedliche Läuten der Kühe ſich mit den Glocken der Wallfahrtskirche einigte, der Mond auftauchte und mit ſich aus der Tiefe die Sterne emporzog, oben im Garten die Orangen, Palmen und Granaten ſich zur Nachtruhe anſchickten, da war es mir wieder, als ſei ich fern von meiner kühlen Heimat, im tiefſten Süden, von Märchen und Poeſie umwallt, und mein Auge müſſe immer von neuem die wunderſamen Bilder als Troſt für die Zukunft in ſich aufnehmen. Das iſt ewige Freude, die Freude an der heiligen Natur, dieſe beſchauliche Richtung, die der Strom des Lebens, der ſo viel mit ſich fortreißt, unangetaſtet ließ.

Die Donaureiſe bis Wien.

Die Ufer ſind flach. Erſt bei Pichling ſteigen wieder die Waldgebirge aus dem Strome empor. Das berühmte Auguſtiner-Chorherrenſtift St. Florian ſteht am Abhange des Hargelsberges. Großartig, im italieniſchen Styl gebaut, bildet es ein Viereck. Neben ihm zeigt ſich die Tillysburg, mit vier Eckthürmen verſehen. Er ſelbſt, Tilly, ſoll ſie nicht bewohnt haben. Vom Kaiſer Ferdinand II. ihm zum Geſchenk gemacht, ſah er ſie, wie man erzählt, gleichgültig von weitem und fuhr dann ſtoiſch aufwärts.

Enns zeigt ſich ehrwürdig. Einſt eine Handelsſtadt, iſt es jetzt die reichſte Pfründe Oberöſtreichs. Am nordöſtlichen Ende der Stadt liegt

grandios wie ein Siegspanier das Schloß Ennseck, das dem Fürſten Auersperg gehört. Hat die Natur ſich hier verſchwenderiſch gezeigt, ſo will ſie ſich jetzt ausruhen. Eine Zeitlang ſind die Ufer leer und öde; dann nimmt ſie plötzlich einen Anlauf, wirft einen ſchroffen Hügel auf, ballt Felsſtücke zuſammen und beugt ihren ſtolzen Nacken dem prächtigen Schloſſe Niederwalſee. Die Gegend iſt als Fundort römiſcher Alterthümer bekannt. Jetzt wird das linke Ufer bergig. Der Katzenſtein erſcheint. Die Natur bereitet ſich zu dem Schrecken des „Strudels" in banger, unheilverkündender Stille vor. Der Capitain ſteht auf der kleinen Brücke, die, über das Verdeck geworfen, eine beträchtliche Strecke überſehen läßt. Er commandirt die Schwenkungen des Schiffes. Bald links, bald rechts geworfen, toben und kochen die Waſſer in einem wahren Felſenchaos, das die Donau durchbrochen hat und über das ſie nun ſiegend hinwegſtrömt. Nicht weit vom „Strudel" iſt der „Wirbel", eingerahmt in die großartigſte Gegend voll Hochwälder, Felswänden und romantiſch ge-

legener Ruinen; unter ihnen die alte Burg Werfenstein und ihr gegenüber die Trümmer des Raubschlosses Struden.

Wie von Passau nach Neuhaus, so trägt hier die Umgebung einen erhabenen Charakter. So wild ist die Gegend, daß die Berge nicht selten bis zum April beschneit und im October schon winterlich sind. Von nun an wird der Strom ruhiger. Die sanft geschwungenen Berglinien, die graziöse Bewegung des Terrains, das Gleichmaß und die Fruchtbarkeit in der Landschaft, wirken erheiternd. Persenbeug mit seiner Legende, Säusenstein mit den trauernden Klosterruinen, die Ortschaften Dürrenhof und Wallenbach sind in Gruppen vertheilt. Der Wind kräuselt nur leise die rasch dahinfließenden Fluten, in die die alten Felsenwände ihre abenteuerlichen Formen tauchen. Was glänzt da so weiß, so erhaben, so stolz in den Lüften? Das ist Melk, die berühmte Benediktinerabtei. Die riesengroße Façade ist gegen den Strom gewandt und nimmt sich prangend wie ein Königsbau, prahlerisch, aber auch sinnend aus.

Schon im Nibelungenliede wird Melk unter dem Namen Medilik genannt. Später reſidirte hier Leopold der Erlauchte, dann deſſen Söhne. Jetzt leben achtzig Geiſtliche in dieſen Mauern, die mit Fleiß den Wiſſenſchaften und dem Unterricht obliegen. Das alte Raubſchloß Emmersdorf ſieht grämlich herüber auf Melks Herrlichkeit. Weiterhin ſchwatzt ſich die Donau in ein neues Thal hinab, das, eng zuſammengedrängt, dunkle Spalten, Zacken, einzelne Hütten, kleine Dörfer und ſpärliches Weinlaub zeigt. Die Vegetation iſt wieder arm. Wie ganz anders iſt da Melk, das, ausgeſtreckt auf dem Bergrücken, die breite Bruſt den Sonnenſtrahlen preisgibt, Wein und Obſt die Hülle und Fülle zieht! Freilich muß es aber doch gegen die Kühnheit des Schloſſes Schönbühel zurückſtehen, das, zwar weniger prachtvoll im Bau, eine Lage wie keins hat. Lange habe ich die Blicke auf dieſem Schloſſe, auf dieſem großartigen Eindrucke ruhen laſſen, der wie ein Muskel mit Nervenfäden umſchlungen, energiſch in der Erinnerung lebt.

Die Donau iſt reich an Sagen, an geſchichtlichen Reminiscenzen, an Dem, was ich die Leidenſchaften des Mittelalters nennen möchte. Das Mittelalter war ſchon deshalb überſprudelnd, weil es durch keine gelehrte Dialektik einer Schule gegangen, noch nichts von dem erſchlaffenden Trank des Unterrichts genoſſen hatte. Ich will damit nicht ausdrücken, daß ich gegen die Neuerungstendenz, gegen die Aufklärung unſerer Zeit bin. Ich will nur ſagen, daß die Arbeiten, die wir den Kopf machen laſſen, ablenkend auf die Kraftergüſſe einer noch nicht geregelten Natur wirken. Das Chriſtenthum hatte neben den flatternden Kreuzfahrerfahnen, der Buße und dem Roſenkranze eine ſich anballende Maſſe von Barbarismus, die die Macht der Begeiſterung, Berge zu verſetzen, im reichſten Maße übte. Das Alles hat bei uns die Erziehung unterdrückt. Unſere Männer tragen keine Rüſtungen mehr. Unſere Frauen theilen keine Preiſe aus. Wir ſind ſo hellſichtig, daß wir keine Spontaneität und keine Legenden mehr haben Wir leben in der Ueberfülle der Ideen und einem Selbſtbewußt-

ſein, das den unſichtbar einwirkenden Mächten ſchadet... Und ſo ſchwimmen wir auf dem Rücken des Dampfers vor dem Aggſtein mit ſeinen Schrecken, vor Willendorf mit ſeiner Sage vom Böſen vorüber. Was kann uns dieſe, was jener anhaben? Unſer philoſophiſches Nachdenken hat die Dämonen, das viſionaire Prinzip, die phantaſtiſche Planloſigkeit des Mittelalters verbannt. Das Panier unſerer Zeit iſt nicht mehr das Fauſtrecht, ſondern die Debatte. Indeß hier, vor der Veſte Dürrenſtein, vor dem Kerker des Heldenkönigs Richard Löwenherz, macht die Hiſtorie ihr Recht doch geltend; hier ſieht man ſie wieder wallen die Fahnen, die Helmbüſche, die Fragen um Recht und Gerechtigkeit, um Glauben, um Buße. Ob Richard wol auf dieſem Gemäuer geſtanden, hier zurück auf England geblickt hat, bereut und ſich gedemüthigt vor Gott? Er verging ſich gegen Leopold, deſſen Panier er herunter in den Staub ſchleudern ließ. Der Beleidigte verbiß ſeinen Zorn, eingedenk des Geſetzes, das den Kreuzfahrern die perſönlichen Intereſſen verbot, allein

als Richard nach Europa zurückgekehrt, vom Sturme oder von der Gerechtigkeit des Schickſals erfaßt, in Leopold's Gewalt fiel, ließ dieſer ihn zu ritterlicher Haft einführen auf Dürrenſtein, wo er funfzehn Monate blieb und endlich gegen Löſegeld ſich frei machen durfte. Es iſt irrig, daß Richard wie ein Leibeigener in einem Holzkäfig geſchmachtet hätte. Leopold war zu hochherzig, als daß er ſelbſt einem Feinde zu nahe getreten wäre.

Anmuthig liegt das Städtchen Krems. Dann fließt die Donau breit und ruhig durch eine monoton werdende Ebene. Nur hie und da zeigt ſich auf einem Hügel eine Häuſergruppe oder Mühlen klappern und treiben am Ufer. Erſt bei Greifenſtein tritt wieder der Charakter des Romantiſchen hervor und dicht dahinter ſchimmert der Kahlenberg und neben ihm erhebt ſich Kloſterneuburg, das auf einem ſchroff hinanſtrebenden Hügel mit vergoldeten Zinnen ruht. Die Weinberge liegen rings um dies einem handfeſten Schloſſe ähnliche Gebäude, das glänzt und prangt voll wahrſcheinlicher Dauer. Hier athmet der Katholicismus, an und

für ſich unvertilgbar als Princip, voll Glauben, abſolut wie eine Eroberung, unabhängig von Neuerungen, von umwälzenden Ideen, eine Alleinherrſchaft, vor welcher der Proteſtantismus weichen muß. In Oeſtreich iſt die Religion mit dem Volk mehr als irgend wo anders oder, um richtiger zu reden, die Geiſtlichkeit mit der Maſſe verſchwiſtert. Das iſt eine tiefgewurzelte, eine unverwüſtliche Macht, die ſich an dieſer Stelle ſogar mit Kunſt und Wiſſenſchaft einigt und etwas ſo Compactes bildet, daß ſelbſt ein zweiter Luther nichts mehr zu zerſpalten vermöchte. Die Sage von der Gründung des Kloſters iſt lieblich. Leopold lebte auf ſeinem Schloſſe zu Kahlenberg und mit ihm lebte ſeine Gemahlin, die Abends auf der Zinne des Schloſſes den Nachtwinden horchte. Da ergreift einer der Geiſter, der auf den Flügeln des Sturmes ſitzt, den zierlich gewebten Schleier, entreißt ihn den Haaren der Markgräfin und trägt ihn geſchäftig ſtromaufwärts an einen Ort mitten im Walde, wo er ihn an einen Hollunderbuſch hängt. Dort findet ihn Leopold beim Jagen und die bereits in

ihm ſich regende Idee, ein Kloſter zu gründen, wird plötzlich Entſchluß. Hier an dieſer wunderbaren Stelle, wo der Schleier hängt, wo es ſo geheimnißvoll flüſtert, hier baut er Kloſterneuburg. Ich habe mir dieſe Geſchichte gern erzählen laſſen; es liegt ſo viel Liebe, ſo viel Zartſinn, ſo viel poetiſcher Aberglauben darin. Der Schleier der Markgräfin ſchwebt immer wie ein ſchützendes Banner über dem Kloſter. Das iſt duftig und leicht; unter der Aegide kann ich mir das Schleichende nicht denken. Freilich erweckt der Anblick des prachtvollen Kloſters auch die Betrachtung, daß es zu obſervirend hinunter ins Thal wirkt, daß das Volksleben zu ſehr von den Formen der Religion ergriffen, zu ſehr individuell von ihr in Anſpruch genommen wird. Chriſtus hatte ſich eine Anſicht von Freiheit gebildet, die der katholiſche Prieſter nicht theilt; er wollte eine Gemeinſchaft der Kirche. Wie hat ſich das verſchoben und umgeformt! Wie düſter iſt eine Religion geworden, die erſt ſo heiter war; wie ſtrebt ſie dem ſo nothwendigen polemiſchen Charakter, der Erleuchtung des Herzens

entgegen! O gäbe es eine Kirche, in der die Farbenpracht des Katholicismus zuſammenſchmölze mit der Prüfung und der Selbſtbeſchauung des evangeliſchen Glaubens! Das denkt man beim Anblick des Kloſterneuburgs und denkt es im Angeſicht des Kahlenbergs.

Die Fahrt iſt beendet. Das Schiff wirft ſeinen Anker aus. Der Landungsplatz Nußdorf liegt vor uns. Hinein denn nach Wien, in jene Stadt der deutſchen Kaiſer, in jenen Kern Germaniens, von dem aus ſonſt mehr als jetzt Bewegung über das Vaterland floß.

Wien.

Es iſt ein ſonderbar beklemmendes Gefühl in einer großen Stadt ſein, das Wühlen und Rennen auf den Straßen, die unbekannten Krümmungen der Gaſſen betrachten, ſich einrichten, es ſich bequem machen und dabei beſtändig ſich ſagen zu müſſen: Wer kennt mich, wen kenne ich? Wandle ich auf den Märkten und Spaziergängen, blos um zu ſehen, blos um in mich aufzunehmen oder will ich auch Menſchen, Bekannten, wo möglich Freunden begegnen?

„Zur Sommerszeit gibt es keine Menſchen in Wien", ſagte mir gleich am erſten Tage ein geſchäftiger Lohnlakai. Der meinte die Geſellſchaft, die Cavaliere, die ſich auf eleganten Pferden ſprei-

zen, die ſchönen Frauen, die die buntflatternden Shawls, die Blumen, die wehenden Federn, die glänzenden Augen hinaus in den Prater, auf die Glacis oder Baſteien, zurückgelehnt in leicht dahinrollenden Wagen, tragen. Deswegen ſollte Wien menſchenleer, deswegen ohne Intereſſe, ohne Sinn ſein? Deswegen, weil die Ariſtokratie ſich in die Steiermark, auf die Landſitze nach Iſchl, in das nahegelegene Baden, nach Hitzing zurückgezogen, deswegen ſollte ich hier keine Anſprache, keine Erheiterung, keinen Stoff zur Beobachtung finden? Ich lächelte über den Lohnbedienten, der eine Touriſtin wie eine Geſellſchaftsdame, eine Reiſende wie eine Einwohnerin beurtheilen will. Ich dachte ſtill für mich: Ich will mich auf Wiens Wogen treiben laſſen; irgendwohin wird ſich der Verſtand ſchon retten, das Gemüth ſchon leiten laſſen. Und ſiehe, was ich gehofft, iſt eingetreten. Dies „menſchenleere" Wien hat für mich freundliche Begleiter und Zurechtweiſer, gaſtliche Aufnahme, mannichfache Freude und Erholung gehabt. Ich habe ſchöne, wohlthuende Tage in ihm

verlebt, Tage, an denen mir die Sonne wärmer, der Genuß am Guten höher, die Empfindung dafür lebhafter ward. Freilich habe ich auch aschgraue, voll Trübsinn und Mismuth, voll Hinblick auf die Geschichte, voll Kritik für die Gegenwart gehabt. Wie sich das chaotisch in mir zusammengewürfelt und dann langsam in der Perspective eines einsamen Zimmers entwirrt und abgeklärt hat, das will ich hier niederschreiben. Ich kann keine gelehrten Uebersichten wie Tschischka, wie Mathias Koch, Hormayr und Andere geben; ich kann nur die individuellen Eindrücke, nur jene Fäden schildern, an denen die Psyche hinauf- und hinabgeklettert und endlich zu dem Resultat: Wien ist doch schön! gekommen ist.

„Wien ist doch schön!" Der Ausruf beweist, daß nicht alle Ideen, die in der Zeit und in mir wurzeln, hier Anklang gefunden, daß manches Bestehende Anstoß gegeben, daß ich individuelle Ansichten zu überwinden, gegründete Hoffnungen zu begraben hatte. Aber bei all' diesem Gähren, diesem Widerspruch, diesem Erfrierenlassen der natür-

lichſten Anſprüche, lag Wien immer für mich wie in einem Sonnenbade, feſtlich geſchmückt, im heiterſten Lebensgenuſſe da. Kam dann eine Stunde, wo ich in den Cypreſſenwald des Bedauerns wallfahrtete, ſo klagte ich zwar, allein gleich darauf war ich wieder angeſteckt von der Harmloſigkeit der Wiener, leichten Sinnes, wenn auch von den idealen Sympathien meines Lebens durch „gebackene Händl, durch Schnitzeln und Knödeln", durch Straußens Muſik, Kaffee- und Tabacksdüfte im Volksgarten getrennt.

Aus meinem Fenſter konnte ich den Stephansthurm ſehen, wie er in der Sonnenbeleuchtung hoch in den blauen Himmel hinanreichte. So lockte es mich täglich in dieſe erhabene Kirche, in dies Wunderwerk germaniſcher Baukunſt. Ich weilte gern unter den kühn geſchwungenen Bogen, bei den anſtrebenden Pfeilern, an den wunderbar lieblich ausgeführten Zierrathen, wo es mir wohl in dieſer Fülle, vor dieſem lichtſchimmernden Altar, in dieſer von feinem Weihrauch erfüllten Atmoſphäre ward.

Die Stephanskirche.

Die Stephanskirche iſt ein hoher, nur mit dem Straßburger und Mailänder Dom ſich meſſender Bau, in Quaderſteinen in Form eines lateiniſchen Kreuzes errichtet. Was mir gleich und nicht angenehm auffiel, war der Doppeladler in Moſaikart auf dem Kirchendache eingelegt. Das kam mir jedesmal, wenn ich den Blick darauf richtete, ſo menſchlich profan, ſo ironiſirend, ſo kunſtwidrig vor, daß ich mich ſchnell abwandte, um den ſchönen Eindruck des Ganzen nicht zu verlieren. Ich weiß nicht, wie dieſer irdiſche Adler auf dieſes göttliche Werk gekommen iſt; aber das weiß ich, daß er höchſt ſtörend und unangenehm auf all' die Herrlichkeit und jedenfalls ſehr modern herabſieht.

In Paris würden hundert Journale ſpottend oder rügend dieſen Misgriff hervorgehoben und wahrſcheinlich die Regierung zur Aenderung deſſelben gezwungen haben. In Oeſtreich ſieht man dergleichen, beklagt es, zuckt die Achſeln und geht, ohne das öffentliche Urtheil geltend machen zu können, ruhig vorüber. Bequemer mag dieſe Sachlage ſein, aber nützlicher iſt ſie nicht.

Um einen Geſammteindruck der Kirche zu gewinnen, muß man ſich an eine der Ecken des Platzes ſtellen. Die Stirnſeite iſt nach Weſten gekehrt und zeigt ein wahres Quodlibet von altdeutſcher Kunſt. Das Rieſenthor und die beiden Heidenthürme ſind Ueberreſte von der Zeit Heinrich's Jaſomirgott. Die Kreuzkapelle hat ein Roſenfenſter von vorzüglicher Schönheit, mit zierlichen Eckthürmchen, die die Steinbilder Rudolph's des Vierten und ſeiner Gemahlin zeigen. Die reiche, im Schmucke des Mittelalters prangende Unterkirche bietet zwei herrliche Eingangshallen, überragt von der Pracht der inneren Pforten, in denen großartig wirkende Steinbilder angebracht ſind. An der

Mittagsſeite ſchießt der eine ausgebaute Thurm, umhüllt von Steinhauerarbeit, faſt wie eine durchbrochene, allmälig ſich zuſpitzende Pyramide empor. Hier iſt das Primglöcklein-Thor, das unmittelbar in die Kirche führt. Sonderbar iſt es, daß der Straßburger Münſter ſowol als die Stephanskirche nur einen ausgebauten Thurm haben. Die Freiburger Kirche iſt die einzige jener Zeit, die beide Thürme flehend wie zwei Arme in die Wolken ſtreckt. Aber man vergißt die Unvollkommenheit an dieſer ungeheuern, von den Jahren ganz geſchwärzten Maſſe, wenn man in das Innere der Kirche tritt. Da wölben ſich die Pfeiler und Spitzbogen zu luftigem Palmengezweig und tragen wuchernd in maſſigen Bildungen die Dachung des Baues. Da ſtrebt auch die herrliche Kanzel in Form eines Achtecks empor, webt und lebt in bildlicher Sprache, in Andacht und Kunſtleiſtung, voll herrlicher Steinhauerarbeiten, durchſichtig und reich.

Der Sarkophag des Kaiſers Friedrich des Vierten zeigt wieder von jener unermüdlich ſchaffenden Gewalt der Kunſt, wie unſere fabrikmäßig betrie-

benen Bildhauerwerkſtätten ſie nicht mehr aufweiſen können. Daß die Steinmetzen und Baumeiſter das ganze Mittelalter hindurch eine Gilde in Wien ausmachten, ſich in die Hand arbeiteten und mehr dem Streben als dem Vortheil lebten, trug freilich nicht wenig zur Förderung von Kunſtwerken bei. Dazu gehören die Chorſtühle in St. Stephan. Ihre Schnitzarbeiten ſind bewunderungswürdig. Da iſt ſo viel Laubwerk, ſo viel Lebens- und Leidensvolles, ſo viel Heiligenbildliches, daß man wie vor einem Gedicht ſtehen und jedes Blatt einzeln betrachten möchte. Schön ſind auch die gut erhaltenen Glasgemälde, die aber in dem Rieſenraum dieſer Kirche nicht häufig genug ſind.

Ein zierlich geſchnitzter Flügelaltar beſitzt Bilder der heiligen Katharina und Barbara von unbekannten Meiſtern, ſehr gewiſſenhaft und correct ausgeführt. Hier in der Stephanskirche ſchlummert auch der große Feldherr Eugen von Savoyen, ſchlummern ſo Manche, deren Aſche nun unbemerkt umherſtäubt. Zu jeder Tageszeit werden Todtenmeſſen geleſen; in jeder Stunde ruft dieſe

Kirche ein «memento mori» dem Vorüber- und Durcheilenden zu. Das iſt Etwas, was ich in katholiſchen Kirchen nicht paſſend finde, daß ſie ſo oft als Durchgang für die Menge dienen. Dieſe hehre Stephanspracht muß es ſich gefallen laſſen, daß eine Putzmacherin mit ihrem Carton, Ausrufer mit Zeitungen, Aepfelweiber mit Körben hindurchſtürmen, flüchtig, ohne ſich aufzuhalten, das Knie beugen, ans Weihwaſſer tippen und dann verſchwinden. Ein ſtiller Friede, ein beruhigtes Weilen wäre hier angemeſſen; angemeſſen, daß das Gemüth frei von weltlichen Eindrücken, voll im Schauen ewiger Schönheit, losgelöſt von dem flüchtig vorüberrauſchenden Daſein würde. Ich wandelte gern auf dieſem geheiligten Boden, ſah gern auf dieſe Pfeiler, die ſich keck und trotzig in die Höhe ſchwingen; aber wenn ich mich wahrhaft erbauen wollte, ſo ſchwirrte es neben mir im Gewimmel des Alltagslebens, mußte ich mich an Geſchäftige, an Handelnde, an Wuchernde ſtoßen.

Die Auguſtinerkirche.

Erhebender in ihrer Stille iſt die Auguſtinerkirche. Gleich beim Eintreten fällt das Auge auf ein Denkmal, das in künſtleriſcher Hinſicht mit das Schönſte iſt, was ich geſehen. Es iſt das Monument, das Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen ſeiner Gemahlin, der geliebten Chriſtine, errichten und von Canova fertigen ließ. In Form einer Pyramide, aus weißem carrariſchen Marmor, mit einer Oeffnung in der Mitte, iſt es von Geſtalten umgeben, die die Tugend und Wohlthätigkeit darſtellen. Lang umwallt von Trauergewändern, mit aufgelöſtem Haar ſchreitet die Tugend, im Arm den Aſchenkrug, umgeben von zwei lieblichen Mädchen, auf ausgebreiteten Teppichen, voll elegiſchem

Schmerzensausdruck, die Stufen hinab. Das träumeriſche Haupt, vom Beſchauer fortgekehrt, durchzittert von der Göttlichkeit des Glaubens, mit Ruhe und Hingebung für das ernſte Todesmyſterium, ſchreitet ſie geſenkt zwar, aber feſt. Die ſtumme Geberde der holden Wohlthätigkeit, die der Tugend nachſtrebt, iſt ergreifend und wahr. Neben ſich hat ſie den ſchwachen, gebrechlichen Greis, der, ihr an den Arm gehängt, ſich mühſam am Krückenſtocke ſtützt; ihre Hände ſind übereinandergeſchlagen, ſie iſt in tiefes Nachdenken verloren. Wehmüthig blickt ſie auf die Tugend, wehmüthig auf den Blinden und auf das kleine Kind neben ſich. Ein leichtes, faltenreiches, durchſichtiges Gewand umgibt ſie. Faſt ſollte man ſie für eine Tochter Niobe's halten, ſo durchaus rein plaſtiſch, ſo vollkommen in der Idee, ſo auf der Blütenhöhe der Kunſt ſteht dieſe Geſtalt. Dreimal hat ſich ein Band, nach Art der Antike, um ihr Haar geſchlungen, aus deſſen Mitte ſich Flechten losgeneſtelt haben. Der linke Arm iſt bedeckt; der rechte, den man entblößt erblickt, hat wundervoll

reine Formen. Der gebückte Greis, deſſen Halsmuskeln ſo alt und deſſen ganzer Körper den Reſt einer vom Alter zerſtörten edeln Haltung zeigt, ſchleicht in taſtender Geberde, wie das den Blinden eigen iſt, die Stufen hinan, etwas horchend, den nahenden Eingang der Pyramide errathend, gedrückt, trauernd, die Hand auf ein Blumengewinde gelegt, das er der Todten beſtimmt zu haben ſcheint und das am Arme des Kindes hängt. Dieſes iſt unſchuldig und zart, unbewußt, beſtürzt nur über die Trauer der Lebenden, mehr aufmerkſam als leidend. Der Gruppe links gegenüber hat ſich ein Löwe und auf ihm ein geflügelter Genius mit ſchlank hinabreichenden Gliedmaßen in trauernder Stellung niedergelaſſen. Der Löwe, der in faſt ohnmächtig ſchlaffer Verzweiflung den Blick in die geöffnete Todtengruft wendet, ſcheint Wache mit Hundstreue halten zu wollen. Auf dem Angeſicht des Genius, der ſich mit der Hand auf die Mähne ſtützt, ruht die verklärte zärtliche Trauer, das Bewußtſein des Ueberwindens, der Gedanke an Unſterblichkeit. Sanft iſt der Ausbruch der

Thränen niedergehalten. Das einfach Tiefe, das Erhabene waltet vor in der jugendlich weichen Gestalt. Wie lebendig hat Canova das herabhängende Bein, wie ſchön den antiken Rücken, das nur leichtumgeworfene Gewand, die weitausgebreiteten Flügel zu formen gewußt! Möglich, daß der linke Schenkel zu lang, daß dieſer Genius, richtete er ſich auf, zu groß wäre, ſchön bleibt er immer; ja, die antiken Formen fodern das Geſtreckte, Langaufgeſchoſſene. Canova hat ſich an die Grabmäler eines Auguſtus, einer Artemiſia, eines Hadrian gehalten; nur hat er die Symbolik nicht in Reliefs, ſondern in den dem Leben nachgeformten Geſtalten gegeben. Er hat ſich in dieſer Hinſicht dem Michel Angelo genähert und doch ſich wiederum an die Antike gehalten. Wie das Alles ſo andächtig ſtill, ſo ernſt und gemeſſen daherſchreitet! Welch ſcharfes Sonnenlicht über die Geſichter fliegt und ſie im Zauberſtrahl der Kunſt beben und leben macht!

Als ob ich ſelbſt Todtenkränze zu winden und Thränen zu vergießen hätte, ſo beklemmt ſtieg ich

hinab in das Gewölbe der Kirche, in dem die Kaiſerherzen ruhen. Um den Kirchen unter ſich nicht zuviel Eiferſucht zu geben, haben die Kapuziner die Leiber, die Auguſtiner die Herzen, die Stephanskirche die Eingeweide der Herrſcher und ihrer Angehörigen. Wie das ſchaurig, unheimlich iſt! Wie dieſe zerſtreuten Theile ſo wehmüthig aus ſilbernen Gefäßen uns anſtarren! Wir befinden uns vor einer eiſernen Thüre, in die kleine Guklöcher gebohrt ſind. Durch ſie blickt man auf die einbalſamirten Kaiſerherzen, die, bald groß, bald klein, im Kreiſe herumſtehen. Der Auguſtiner, der mit hinab in die fröſtelnde Gruft ſteigt, erklärt den Inhalt eines jeden Gefäßes, ſpricht Namen über Namen, Jahrhunderte auf Jahrhunderte aus und immer blicke ich mechaniſch, faſt ohne Bewußtſein, eingekeilt in das Abſonderliche, auf ein Ding, das der Menſch Herz nennt. Da drinnen in dem kleinen, rundgemauerten Raum iſt Alles dumpf und leer geworden. Da ſtehen die hüpfenden Pulſe ſtill, von der Zukunft verlaſſen, von der Gegenwart nicht mehr angelockt, einge-

trocknet in die Vergangenheit! Receptive Charaktere ſehe ich, ohne Trieb und ohne Anlage; Menſchen, hellſehender im Dunkel als im Lichte; Geſtalten, die dem Unmittelbaren erlegen, durch allzu blöde Weltanſicht verflacht, weich und weiblich waren; Männer, die die tiefſinnigſte Sprache geredet, das Edelſte gewollt und vollbracht, die Wahrheit geübt, das Recht geſchützt haben. Ich bin weniger überraſcht von dem großen Gedanken dieſes oder jenes Herrſchers, als daß ich die Schmerzen, die dies Herz ſtille ſtehen, jenes erſtarren machten, nachfühle. Das Lebensſchiff fliegt davon. Die Klippe zerſchellt den raſchen Segler. Warum fragt der muthige Willen nach Dem, was unruhig im Buſen klopft? Hier waltete eine unmittelbare Eingebung und dort reifte die Frucht eines ſchweren, faſt ſichtbar werdenden Nachdenkens. Wer iſt denn glücklich, wer unglücklich geweſen?

Man zeigte mir die Stelle, wo van Swieten begraben liegt. Er hatte früher ein Denkmal; jetzt iſt es anderen, vornehmeren gewichen. Das verſtimmt. Ich ſteige wieder hinauf in die Kirche,

erſchüttert durch die Widerſprüche des Lebens, angehaucht von dem Ernſt der Betrachtung, froh, wieder hinaus in das Sonnenlicht, unter den blauen wiener Himmel zu kommen. Wohin heute mit den wehmüthigen Blicken auf die Vergangenheit ſich wenden? In die Natur, zu der Tröſterin der Menſchen, zu dem Univerſalbalſam, der nicht fehlſchlägt. Alſo nach Schönbrunn, nach Hitzing, zum Hügel'ſchen Blumenparadies, in den kaiſerlichen Thiergarten und endlich ſogar in die Hütteldorf'ſche Einſamkeit, in jene ſtillaufſchigen Gärten, wo das Geſchwätz des Tages aufhört und eine heilige Ruhe ihre Schleier über den Wandernden ausbreitet.

Schönbrunn.

Joſeph I. hatte das Schloß Schönbrunn von Erlach bauen und es mit Sorgfalt, nachdem es früher nur ein Jagdruhepunkt war, hegen und pflegen laſſen. Später, als es in Maria Thereſia's Hände kam, gedieh es noch mehr, ſah auch ihren Schmerz und ihre Thränen, wenn ſie in den erſten kummervollen Jahren ihrer Regierung hieher flüchtete, hier Troſt und Faſſung erkämpfte. Schönbrunn war für Maria Thereſia eine Anlehnung an das Menſchliche. Die durchgreifenden Erfahrungen ihrer Regierung, die beſondere Färbung, die ſie den ihr oft untergeſchobenen Motiven gab, fielen hier ab von ihr. Hier war ſie Weib; hier webten die zarteren Empfindungen ihr Netz um ſie und ver-

hinderten sie, Gedächtniß zu haben. Man hat mir erzählt, daß Maria Theresia von dem Luſtpavillon, der auf der Höhe mit ſtattlichen Säulen ruht und auf der eigentlich das Schloß Schönbrunn hätte der ſchönen Lage wegen ſtehen ſollen, daß ſie dort täglich hinauf auf das Dach ſtieg und hinüber nach Preßburg mit dem Tuche winkte, wo die geliebte Tochter Chriſtine den mütterlichen Gruß ſehnſuchtsvoll zur ſelben unter ihnen verabredeten Stunde wiedergab. Iſt das nicht ein hübſcher weiblicher Zug, ein Zug, der das weiche Herz hineingedrängt in den Mittelpunkt des Lebens, der den Umkreis der Liebe feſter zieht, daß man ſich die ſtarke Frau hier oben mit feuchtem Auge denkt, überraſcht von der Weichheit für die Kinder, die nicht ein Theil ihres Weſens, ſondern das ganze markige Weſen ſelbſt waren?

Ich träume mich hinein in dieſe Gedankengänge, in dieſe Selbſtkenntniß, in das Plus und Minus dieſer geiſtigen Beſitzthümer. Ich finde in Maria Thereſia ein Weib, das ihr Denken und Fühlen, ihre Zukunft und Hoffnung auf das

Vaterland bezogen, jedes Kleine und Groſse, jedes Zufällige und Abſichtliche, jede Stärke und Schwäche ihm hingegeben, für dieſes und wenig für ſich ſelbſt gelebt hat. Mit ſolchen Betrachtungen fahre ich über die ſchönbrunner Brücke, vor den geſchmackloſen Löwen und Sphinxen vorüber. Das Schloſs iſt groſsartig angelegt. Die grauen hechtfarbenen Soldaten halten Wache davor. Man darf in den Schloſshof hinein- und hindurchfahren, aber nicht das Schloſs, nicht die Gemächer beſehen. In Wien iſt das oft verſagt. Der Kaiſer war abweſend. Wie leicht hätte ich durch die Gemächer ſtreifen, das Roſazimmer Maria Thereſia's, ihr Kabinet, ſogar Gemälde betrachten können, Gemälde, die in den öſtreichiſchen Schlöſſern eine Merkwürdigkeit ſind! Aber nein! Das negative Princip iſt an der Tagesordnung; auch das, daſs es nur gewiſſe Tage, gewiſſe Stunden für den Eintritt zu dieſer oder jener Schenswürdigkeit gibt, wobei dem Reiſenden, der zufällig zu früh oder zu ſpät kommt, das Nachholen faſt zur Unmöglichkeit wird. In Schönbrunn heiſst es: „Es iſt nicht

erlaubt, das Schloß zu ſehen.“ Warum nicht, da der Kaiſer abweſend iſt? Die Staatsgeheimniſſe hätte ich nicht von den Mauern herabgeleſen, wol aber Napoleon's Empfangsſaal und daneben das Zimmer geſehen, in dem der Herzog von Reichſtadt geſtorben iſt.

Wunderlich war mir das Detail, daß das Schloß hundertneununddreißig Küchen enthielte. Da läßt ſich manches Hänel braten.

Im Hineintreten in den Schloßgarten iſt man wahrhaft überraſcht von der großartigen Anſicht auf die im Lenotre'ſchen Style gezogenen Alleen, auf die reichangelegten Blumenbeete, auf die weißen, wenn auch herzlich ſchlechten Statuen im Hintergrunde, auf die ſprudelnden und ſpringenden Fontainen. Man glaubt ſich in Verſailles. Dieſe Täuſchung mehrt ſich im Auf- und Abwandeln der Gänge, beim Anblick der gradgezogenen Hecken. Auf der Höhe des Luſtpavillons läßt ſich das Schloß mit dem Balcon betrachten, auf dem Napoleon im Jahre 1809 Gefahr lief, von Staps ermordet zu werden. Als man den ſich unbeſchei-

den ins Vorzimmer Drängenden ergriff, fand man einen Dolch bei ihm und auf die Frage, was er damit bezwecke, antwortete er feſt: Er wolle Napoleon niederſtoßen. Dafür ward er natürlich niedergeſchoſſen. Das iſt ſo in der Ordnung. Aber es iſt ſchauerlich, daß ſo manches Opfer einer Idee, ſo manches Leben einem Irrthume fallen muß. Erfreulicher iſt der Blick auf den Kahlenberg, auf die blaue üppige Ferne, auf das Schwirren und Fliegen der Inſekten im Sonnenſchein! Ich will mich auf eine Bank ſetzen, dem Strudel des groſſen Lebens den Rücken kehren und die unvergeßlichen Momente, die kleinen, unſcheinbaren Genüſſe, die Wolke, die ſich auf verworrene Schichten lagert, den Regenbogen, der mit ſeinen Farben vor mir hin- und herſchwebt, in mir ſich abſpiegeln laſſen. Das ſind die beſten, dieſe ſtillen Momente, dieſe Perioden des Nachdenkens und der Beſinnung. Das treibt wieder an, eine Hülf- und Rettungsbrücke, einen mit Blumen bunt beſetzten Bach, ſo Manches zu ſuchen, das verloren, weitab von uns liegt. Der ſchönbrunner Park iſt gar

anmuthig ausgeſtattet. Wenn hie und da das Gekrächze eines Kakadu aus der Menagerie die Lüfte durchſchneidet, ſo klingt das romantiſch ausländiſch, faſt lockend. Allein die Trauer dieſer hier exilirten Thiere, die ſich in herrlichen Exemplaren in kaiſerlicher Gefangenſchaft ergehen, ſpricht ſich ſehr poſitiv bei ihrer Beſichtigung aus. Ich hätte mir den Schein einer Freiheit, den Löwen nicht in dem eiſernen Käfig, den Geier nicht in dem dunkeln Behältniß, gewünſcht. Allein ich weiß wohl, daß das thörichte Wünſche, Anflüge von faſt komiſcher Sentimentalität ſind. Die Menagerie in Schönbrunn bleibt deswegen doch eine der vorzüglichſten, menſchen- oder thierfreundlich gedacht, für den Naturhiſtoriker von hohem Intereſſe. Allerliebſt war eine Gazelle, die ſich mit ſchlanken Füßen zu einer Gebirgswanderung anzuſchicken und im träumeriſchen Ausſpinnen einer einmal aufgezogenen Gedankenreihe, in die Alpenpracht zu treten, hier einem Vogel, dort einem Echo nachzuſetzen und endlich erſchöpft vom lachenden Sonnenſchein Halt auf einem neuentdeckten Bergrücken zu machen

ſchien. Der Elephant daneben iſt ſchwerfällig und alt, aber an den ſchwarzen Schwänen, an den Pelikanen, an all' dem geflügelten, ſchnatternden Geſchlecht freut ſich das Auge. Nur nicht an den Straußen, die mit den nackten Hälſen und Beinen einherwandeln und von unſchönen Formen zerdrückt, das Häßliche komiſch und das Komiſche häßlich erſcheinen laſſen. Angenehm läßt es ſich im botaniſchen Garten, in jenem Palmenhauſe ruhen, das mit ſeinen tropiſchen Herrlichkeiten himmelhoch angelegt iſt.

Für den Laien gibt es weniger eine Botanik als eine Poeſie der Pflanzen. Dieſe tritt mir immer lebendig wie ein Gedicht in einem Gewächshaus entgegen. Jede Blume iſt gleichſam auf eine eigne Tonart des menſchlichen Fühlens berechnet. Die Zeitloſe gehört der Trauer, die Roſe der Liebe an. Wer unter Palmen wandelt, eine Strelitzia erblühen, einen Cactus grandiflorus ſich erſchließen ſieht, dem kommen eigenthümliche, ſicher nicht unedle Gedanken; der gewinnt Vertrauen zum Schöpfer, weil orthographiſche Fehler, irrige Inter-

punktionen in der Natur nicht vorkommen. Nimm, ſtatt eines Buches, eine Blüte, ein Blatt in die Hand; geſtehe, ob hier nicht ein Inhalt voll correcter Gedanken, ein Styl voll duftender Wendungen, geniale Einfälle mit regelrechter Verbindung ſind und wage dann den Menſchen den Blumen, das Wort den Ideen vorzuziehen!

Hitzing.

Erfrischt im Innern kam ich von Schönbrunn nach Hitzing, einem Dorfe, das der Aufenthalt der östreichischen Aristokratie ist, in dem man bei Dommayr im Freien oder im großen Saale vortrefflich zu Mittag essen kann. Besser im Garten als im Saale, weil die unvermeidlichen Tabacksdüfte, dieser den Oestreichern so eingewurzelte Geruch, in der freien Luft weniger beengend als im geschlossenen Raume sind. Auf die an den Wirth gerichtete Frage: Wie es möglich sei, daß er das Rauchen in Gegenwart von Damen erlaube? zuckte er die Achseln und meinte: Nicht er habe das eingeführt, sondern die ersten Cavaliere Wiens hätten sich das unritterliche, nun nicht mehr auszurottende

Recht ſeit ein oder zwei Jahren genommen. Oder der Zeitgeiſt, dachte ich, der egoiſtiſche, traurig waltende Zeitgeiſt, der die Rückſichten mit Füßen tritt und ſtatt Höflichkeit Willkür walten läßt! — Wenn man im Volksgarten, auf dem Sperl, im Paradiesgärtlein raucht, ſo laſſe ich mir das gefallen. Es ſind dies Orte, wo die Licenz gleichſam privilegirt, von Damen und Ritterlichkeit keine Rede iſt; wenn man aber im Hitzinger Caſino, das einem „Café de Paris" hinſichtlich der graziöſen Anordnung und der Geſellſchaft gleichkommt, dicke Rauchwolken mit eleganten Mayonnaiſen, vols-au-vent und pâtés-aux-truffes hinunterſchlucken muß, ſo iſt es wohl erlaubt, darüber in Erſtaunen zu gerathen. Was mir in dem Dommayr'ſchen Garten gefiel, war ein Brunnen köſtlichen Trinkwaſſers, das, unmittelbar aus ihm geſchöpft, auf die Tiſche der Eſſenden geſetzt wird. Den Trank lobe ich mir.

Der Garten des Freiherrn von Hügel.

Zum Nachtiſch hatte ich mir das Lieblichſte und Beſte in Hitzing, den Hügel'ſchen Garten, vorbehalten. Er liegt verſteckt, mit einer unſcheinbaren Thüre verſehen, hinter hochgezogenen Hecken; ein kleines Eldorado, bewohnt von Blumengeiſtern; ein Ort des Nachdenkens und des Friedens, wo ernſte Wiſſenſchaften getrieben, tiefſinnige Forſchungen angeſtellt werden. Ich geſtehe, daß ich in dies Heiligthum der Botanik mit faſt zagendem Fuß getreten, daß mir zwiſchen den wunderbar aneinandergereihten Pflanzen, unter den hohen, tropiſchen Bäumen erſt ängſtlich beklommen war. Da liegt ſo viel Ernſt, ſo viel Gelehrſamkeit, ſo viel mühſam Gepflegtes, das eine ungeſchickte Bewegung

abknicken, ein Fußtritt welken machen kann. Der Baron von Hügel war abweſend. Wird es mir hier wie in Schönbrunn gehen? dachte ich und wandte mich in der Nähe des Hauſes an eine alte freundliche Frau, der ich mein Geſuch, die Wohnung beſichtigen zu wollen, vortrug. Sie ſchien mich erſt mit dem Blicke prüfen, erſt ſich fragen zu wollen, ob ich wol werth dieſer Gunſt ſei? Dann, als die Unterſuchung zu meinem Vortheil auszufallen ſchien, führte ſie mich hinein in die Zimmer.

Ich kann mir vorſtellen, daß man in dieſen lieblichen Räumen zarte Fäden ſpinnen, hier über eine Welt, die weit hinter der Gedankenwelt des Gelehrten zurückbleibt, lächeln, hier auch das Gewirre da draußen für einen Traum und dies Zimmer für einen von Bergen, von Märchen und Sagen, von Schilfen und Lilien umdufteten Ort nehmen kann. Das iſt eine ſinnige, das Zarte und Empfindſame angenehm anſprechende Einrichtung. Die Veranda, die den ganzen vordern Theil des Hauſes beſchattet und vollgeſtellt mit Blumen und

Blüten, mit kleinen bequemen Sitzen iſt, gibt einen Eindruck, als wenn von ihr aus das Verborgene ſich mit glänzend lockender Deutlichkeit zeigen müſſe. Dazu allerliebſte Gefäße voll Blumen, in der Luft hängende Vaſen, die ihre Schlinggewächſe nachläſſig herabfallen laſſen; Kakadus, die ſich unter dieſen Pflanzen und Düften, beſchirmt durch die Veranda, in Afrikas Zone wähnen; eine Räumlichkeit voll drängenden Inhalts, voll Geſundheit und Fülle, neben vielverſprechenden Knospen reife Früchte, wiſſenſchaftliche Formen; ein Ahnen, Fühlen, Träumen, das an dieſer Stelle zum denkenden Bewußtſein erhoben worden iſt. Dem Genie gehört die Wiſſenſchaft; in ihr ſpiegelt ſich am ſchönſten die geiſtreiche Perſönlichkeit ab. Nur einer beſondern Conſtellation der Sterne iſt es zuzuſchreiben, wenn die Poeſie des Unbegreiflichen, die Dämmerung der Willkür ſich einrahmt in die heitere Erkennung der Dinge, wenn die innerſten Geheimniſſe ſich dem Eingeweihten leicht und klar auseinanderlegen. Herr von Hügel iſt im Orient geweſen; er hat Mittel in Händen

gehabt, das Weſen der Natur an den Quellen zu ſtudiren. Ich müßte mich ſehr irren, wenn er nicht durch ſie den Dichtern und Künſtlern nahe gerückt wäre. Gewiß iſt wenigſtens das, daß ſeine Wohnung ein wahres Schatzkäſtlein von Seltenheiten, von Behagen gebenden Spielereien, von jenen tauſend Dingen iſt, die eine romantiſche Darlegung ſeines Geſchmackes, ſeiner Gedankengänge, jenes Flüchten von der Welt zur Natur ſind. Ueberdies iſt das Vorwiegen der Phantaſie in dem lieblich geordneten Schreib- und Studierkabinet gar ſichtbar und anſprechend. Die Geſellſchaftsſalons daneben, das Eß- und Empfangszimmer ſind anderer, weltlicher Art; nur an dieſem Schreibtiſch waltet die ungeſtörte Ruhe, die träumende Verſunkenheit. Da ſcheint das gleichmäßige wiſſenſchaftliche Behagen, das zu einem myſtiſchen Schauen ſich ſteigernde Denken einheimiſch zu ſein. Links iſt das Billardzimmer mit einer chineſiſchen Pagode, rechts ſind die Fremden- und Familienzimmer. Aus ihnen tritt man wieder in den weithin ſich ſtreckenden Garten, der ſich in einer Art

von Park, in ſchlängelnden Alleen verliert, indeß um das Haus herum die Gewächshäuſer liegen, die Palmen und die japaniſchen, roſig angehauchten Lilien im Freien ſtehen und eine mehr rieſelnde als ſpringende Fontaine ihr Weſen treibt.

Der kaiſerliche Thiergarten.

Der Kutſcher ſchlug, als ich aus dem Hügel'ſchen Blumenparadies trat, eine Fahrt nach dem kaiſerlichen Thiergarten und nach Hütteldorf vor. Ich ging den Vorſchlag ein. Mir war es recht, von den Palmen nicht gleich unter die Menſchen, von den Eindrücken der Romantik nicht gleich in die Proſa zu kommen. Der Weg führt vor einigen ſchön gelegenen Landhäuſern vorüber und verliert ſich in die Waldeinſamkeit, in das Gehege des Thiergartens, der etwas Fremdes, Iſolirtes, eine freie Naturanſchauung mit einem weiten Horizont bietet. Ueberſättigt von Wien, von den vielen ſtädtiſchen Phraſen, die man hören, von den Gril-

len, die man dort fangen muß, läßt es ſich hier von den Gebrechen und Nöthen der Zeit ſtill ausruhen. Kann ſich das Beſondere doch auflöſen in das Allgemeine, wenn nicht zu Geiſtern, doch zu Geſpenſtern verflüchtigen. Ein Rehkalb mit ſeinen Jungen ſchreitet langſam durchs Dickicht. Ein Eber flüchtet, von Kleinen umringt, über das Feld und verbirgt ſich unter Eichen. Jetzt fliegt eine Wolke von Rebhühnern auf und jetzt ſpringen flüchtige Haſen übers Gras. Plötzlich ändert ſich die Scene. Wir ſind am Eingang des Thiergartens. Es halten kaiſerliche Equipagen davor. Die bunte Damenwelt im bequemen Landau iſt im Ausſteigen begriffen. Das iſt die Erzherzogin Marie Luiſe, die Kaiſerin von Frankreich, die Witwe Napoleon's!

Ich ſah ſie lange an. Lange habe ich mir dieſe Geſtalt, dieſes Stück Hiſtorie in einem Frauenangeſicht betrachtet. Lange habe ich mich gefragt, ob es denn möglich iſt, daß das Leben, vor dieſen Begebenheiten, die falſche, weſenloſe Wirklichkeit vor dieſer innern Wahrheit ein Recht behaupten kann?

Das ganze Weltall zerfließt zuletzt vor der Betrachtung in ein strömendes Durcheinander, daß nichts fest, nichts sicher, keine Macht ewig, keine Liebe dauernd ist!

Hütteldorf.

Ich kam betrübt in Hütteldorf in einem einſam gelegenen Garten, deſſen Schönheit man mir gerühmt hatte, an. Dieſer, tief wie in einem Keſſel begraben, umſchloß ein Haus, das mit Schlinggewächſen geziert, verlaſſen ſchien. Vorn vor dem Hauſe ſpreizte ein weißer Kakadu die mit gelben Anflügen verſehenen Federn aus. Sonſt war Alles ſtill, unbewohnt und öde, eine weitausgeſponnene Melancholie, kein Lächeln auf der ſchwermüthigen Natur, kein Scherz in den dicht ſich zuſammendrängenden Büſchen. Verwundert ſchritt ich weiter. Da erhebt ſich plötzlich ein Fußſteig, ein Hügel wirft ſich mir in den Weg, nach ihm ein höherer... ich ſtehe auf einem Belvedere und

um mich herum gruppiren ſich blauangeſchoſſene Berge, waldige, in Abendſonnenglut getauchte Felsblöcke, üppige Felder und Wieſengründe, eine wogende, vom Farbenglanz des Südens überſtrahlte Anſicht. Ich kann nicht ausdrücken, wie überraſcht ich war. Eine ſolche Landſchaft, ein ſolches faſt koloſſales Abgeſchloſſenſein von den ſtädtiſchen Umgebungen hatte ich hier nicht erwartet. Wie mit lächelnder Freude ſchien ſie empor zum Himmel zu ſehen, der tiefblau mit ewiger Schönheit und Jugend herabblickte, und dabei waren alle Höhen von reichſter Fülle umfloſſen. und die Nebel der Thäler dampften wie Opferrauch.

Das Kärnthnerthor-Theater.

Wie iſt es möglich, daß eine Stadt wie Wien ein ſolches erbärmliches Local für Opern und Ballete hat? Mit dieſem Gedanken trat ich eines Abends in das Kärnthnerthortheater, in dem „das Feſt der Handwerker" und das Ballet „der Hochzeitreigen" gegeben wurde. Man kann ſich in der That nichts Dunkleres, Schmutzigeres, nichts Unpoetiſcheres als dieſen Raum und dieſe Logen denken. Da ſitzt man in dem dunkeln, kaum von fünf Lampen erhellten Saal vor einem verbrauchten Vorhang, hinter dem die erhabene Prieſterin hervortreten und das Publicum begeiſtern wird. Alles iſt alt und zerſtört und doch ſind wir in dem Theater, in dem die Muſik ſich vertritt, das

Ballet ſich äſthetiſch zeigt. Ich war höchlich erſtaunt, daß ſich zum Ueberfluß das Feſt der Handwerker hieher verirrt, zu der Geſchmackloſigkeit die Geſchmackloſigkeit kommen ſollte. Daß man die veraltete berliner Localpoſſe in den Vorſtädten, auf dem Kasperltheater gibt, finde ich begreiflich; aber ſie beimiſchen in die höhere Potenz der Kunſt, die Fratze geſticuliren laſſen, wo der Ernſt und die Aeſthetik wallten ſollte, der Ungeſchmack wird ſich ſo leicht auf keinem andern Hofoperntheater, wie es ſich pomphaft nennt, einſchleichen. Uebrigens muß ich bemerken, daß dies Theater eigentlich eine Privatunternehmung von zwei italieniſchen Impreſſari iſt, die nichts oder nicht viel von der deutſchen Oper verſtehen ſollen und denen der Hof bis jetzt nur einen Zuſchuß zu ihrer Caſſe gibt. Man wünſcht eifrig, daß dieſe Anſtalt ganz kaiſerlich werde, in der Hoffnung auf Beſſerung der Zuſtände.

Das Publicum ſchien gewohnt, hier lachen zu können, denn es lachte herzlich und laut. Ich ſelbſt kam erſt zu einigem Genuß im Ballet. In dem

waltete der Schönheitssinn, die plastische Anordnung; bei dem konnte ich einigermaßen die Localität, die unerfreuliche Umgebung vergessen. Demoiselle Forti tanzte nicht übel und ein Herr Alexander machte viele und geschickte Sprünge. Die mise en scène war sinnig und das Balletcorps besser als in Berlin. Später habe ich in diesem Theater „die Somnambule" und den „Barbier von Sevilla" vortrefflich aufführen hören. Die Wiener sind in der Instrumentalmusik Meister. Die starre Masse bewältigen, sich im Reiche der Töne einheimisch machen, heraustreten aus dem Stand der Thatsachen, in Noten jubeln, jauchzen, weinen, sich verständigen, aufklären, Alles das ist die Aufgabe eines wiener Orchesters und diese löst es meisterhaft. Die goldene, vollsaftige Frucht der Einheit, das großartig erhebende Zusammenwirken schwillt uns in und durch dasselbe wunderbar entgegen. Und was das Orchester thut, das leisten die Sängerinnen, das leistet auch der Chor. Erfreulich ist das lebhafte, fast enthusiastische Theilnehmen des Publicums, dies Heben und Tra-

gen, dies Horchen und Bewundern, das ſich durch häufigen Applaus ausſpricht. Hier ſind Stufenfolgen des Geſchmacks, Uebergänge zur höchſten Bildung zu beobachten. Da hinein miſcht ſich italieniſches Feuer mit deutſcher Urtheilsfertigkeit. Die künſtleriſche Perſönlichkeit wird von dem Publicum hinüber zu der erhabenen, geheiligten Sphäre der Kunſt geführt. Was ſie Gutes leiſtet, findet die raſcheſte Anerkennung; was ſie Mangelhaftes gibt, das wird verſtändig und zwar meiſt durch Schweigen gerügt.

Im „Barbier von Sevilla" ſang eine Demoiſelle Schwarz die Roſine. Dieſe Künſtlerin iſt nicht untadelhaft, nicht frei von Verrirrungen und Fehlgriffen, aber vor einem kunſtliebenden Publicum, wie das wiener, ſingen, von ihm gebildet, zurechtgewieſen werden, das wird die Theorie zur Praxis, die Schönheit zur Freiheit, das Wollen zum Können umgeſtalten. Meiſterhaft war die Darſtellung von Hölzel, der den Baſilio gab. Auch Juſt als Bartolo war rühmenswerth. Die Geſammtaufführung, das Ineinandergreifen, das

Ideelle, das Entfaltete einer Darſtellung, die den Foderungen der Kunſt entſprach, hatten etwas Erfreuliches.

Ich hätte Demoiſelle Zerr in Hamburg hören können und hörte ſie erſt in Wien. Sie gab die Amina in der „Nachtwandlerin", dieſe zarte, von ſo vielen Schmerzen durchwebte Rolle, dieſe naiv romantiſche Perſönlichkeit, in der mir gleichzeitig die Malibran und die Lind vorſchwebten. Demoiſelle Zerr ſcheint ſich noch losreißen zu können von jener nervöſen Lebhaftigkeit, die keine Leidenſchaft iſt. Sie hat noch das Zitternde und Unſichere der Jugend, ohne jung zu ſein. Noch genießt ſie nicht die ſchöne Ruhe, in der der Künſtler ſein eignes Daſein frei in ſich ſelber enthüllen ſoll. Sie kam mir krank, erſchöpft, überangeſtrengt vor. Nur zuweilen brannte in ihr die Flamme der Begeiſterung, nur hie und da ließ ſie ſich übermannen vom Genius Bellini's und hinauf in die Lüfte tragen. Sie iſt zwar fern von aller handwerksmäßigen Auffaſſung, von jeder niederwerfenden Mittelmäßigkeit, von jenem taglöhnernden Talent,

allein der durchaus feine Geſchmack, die kritiſche Cultur der Muſik hat ſie nicht inne. Vielleicht ſind ihre Mittel unzureichend. Jedenfalls geſtehe ich, daß ihre Leiſtungen ihrem Rufe nicht entſprachen.

Herr Ander hat ſchöne, weiche Tenortöne, ein freies Spiel und jene klagende Stimmung, in der der gute Elwin nun einmal mitten darinſitzt. Indeß tritt das Männliche, das Vertrauensvolle doch in dieſem Künſtler nicht ganz zurück. Nicht ſelten entwandte er ſich mit einer guten Colloratur der Wehmuth ſeiner Rolle und ſtieg jubelnd und heiter gleich einer Lerche zum Himmel empor.

Das Burgtheater.

Vom Kärnthnerthortheater zu dem der Burg iſt nur ein Schritt. Ich geſtehe, daß ich in dieſes mit großen Erwartungen gegangen bin. Es hat eine faſt traditionelle Stellung als Muſterbühne in Deutſchland, beſaß und beſitzt die größten Schauſpieler und kann gewiſſermaßen mit dem théâtre français in Paris, mit jenem claſſiſchen Boden verglichen werden, von dem uns die guten Manieren, die Vermeidung der überladenen Coſtüme und ſo manches uns angenehm Berührende gekommen iſt. Es war hier immer ein unmittelbares Ergebniß wirklicher Vornehmheit zu treffen. Von Wien aus ſtrahlte das Licht der Kunſt, das Product nationaler Dichter über das Vaterland. Dahin rich-

teten ſich die verlangenden und auch die vergleichenden Blicke, wenn von Künſtlerbildung, von einer Aufklärungsperiode die Rede war. Allein dieſe ſchöne Blüte des Strebens, dieſer duftige Hauch, dieſer weite und freie Horizont, der ſich zu Joſeph's Zeiten von Wien aus verbreitete, beſteht nicht mehr. Die Anſtalt, die ein nationales Intereſſe, die Abſichten der Freiheit, des Selbſtbewußtſeins, dies wahre Lebenselixir, haben ſollte, iſt nicht mehr vorhanden. Es iſt betrübend, wie hinderlich der politiſche und kirchliche Einfluß grade hier gewirkt, wie jede dramatiſche Erſcheinung hier in ihrer Entwickelung geſtört worden iſt. Statt ſich hineinzuſtürzen in das Reich der Gegenwart, ſtatt in einer Zeit des regern literariſchen Aufſchwungs Schritt mit den übrigen Bühnen zu halten, iſt das Burgtheater in Rück- und Stillſtand gerathen. Das, was man unter den jetzigen Verhältniſſen nicht allein hoffen, ſondern auch erwarten konnte, verſuchte Herr von Holbein. Er wollte das Bedürfniß einer volksthümlichen Entwickelung fühlbar machen, er wollte den Anfoderungen der Zeit ge-

nügen; allein er unterlag um ſo mehr den Verhältniſſen, als ihm nicht nur eine geſchloſſene Oppoſition der älteren Bühnenmitglieder entgegentrat, die durch neuhinzukommende Kräfte in ihrer Perſönlichkeit beeinträchtigt zu werden fürchteten, ſondern er mußte auch der entſchieden ihm widerſprechenden Richtung des Grafen Dietrichſtein weichen. Dieſer Intendant, der zugleich die bedeutende Stellung eines Oberſthofmeiſters einnimmt und vermittels ihrer einen großen, wohlthuenden Einfluß ausüben könnte, befolgt ein Princip, das ich das Princip der Reminiscenzen nennen möchte. Vorgeſchritten an Jahren, in ſeiner Jugend an Grillparzer und Raupach gewöhnt, hat Graf Dietrichſtein die Leidenſchaft, ſich ſelbſt angenehme Erinnerungen zu verſchaffen. Gleich einer ehemals ſchön geweſenen Matrone, die ſich mit ihren eignen gepuderten Bildern und denen ihrer Anbeter umgibt, die vergilbte Briefe und billets doux aus antiken Käſtchen hervorholt, ſich wärmt an dem blaſſen Sonnenſchein des Geweſen, kramt Herr von Dietrichſtein Stücke heraus, die für ſein Pri-

vatvergnügen recht angemeſſen, für das Publicum aber ſehr langweilig ſind, denn leider hat Herr von Dietrichſtein nicht wie vielleicht jene alte Matrone die Anſicht, ſeine Reminiscenzen nur verſtohlen zu betrachten und ſie bei jedwaniger Ueberraſchung eines Dritten hinein in das Schubfach der Vergeſſenheit zu werfen, ſondern er ladet recht eigentlich zu ihrer Beſichtigung das ganze wiener Publicum ein und das in einem Locale, das doch eigentlich nicht ihm, ſondern der Kunſt, nicht dem Einzelnen, ſondern dem Ganzen gehört. Iſt es nicht natürlich, daß man da einer Zeit mit Ungeduld entgegenſieht, wo die Intendanz ihr Syſtem ändern und eine neue, heißerſehnte Aera herbeiführen wird? Es ſind der Kräfte ſo viele in Wien, die Fächer ſind drei- und vierfach beſetzt; man hat hellleuchtende Sonnen, Repräſentanten der Dichter und der Nation; man könnte den Begriff der freien Kunſt, man könnte die Poeſie als erhabenſte Göttin darſtellen, könnte wirken auf Erziehung, auf Freiheit und Sittlichkeit, und Alles liegt brach! Die wiener Schauſpieler haben kein

Repertorium. Reiſen ſie, ſo können ſie nicht in den üblichen Stücken der Zeit auftreten. Löwe, der geniale, große Künſtler, gibt als Neueſtes „den Sohn der Wildniß", La Roche „den alten Magiſter" und die verdienſtvolle, durch und durch fein ausgeprägte Schauſpielerin Madame Haizinger muß auf einem zweiten, auf dem Thalia-Theater in Hamburg in harmlos veralternden Stücken debütiren, eben weil ſie von Wien aus kein Rollenverzeichniß einreichen, nichts Neueres und Anregenderes für größere Theater liefern kann.

Der Anfang zu einem bedeutendern Aufſchwunge war unter Joſeph gegeben. Das Princip der Nationalität war hingeſtellt. Warum ward es nicht fortgeſetzt? Warum das Glimmen unter der Aſche, wo Feuerbrände geſchleudert werden müßten, wo Tageshelle leuchten ſollte? Die Zahl der auf dem Burgtheater mitwirkenden Frauen iſt größer als auf anderen Bühnen und doch werden ſie nicht benutzt. Jede Rolle wird auf dieſem Terrain zur Staatsfrage. Um jede auszutheilende gruppiren ſich die ſinnverwirrendſten Intriguen. Obgleich nun Friedrich Halm, ob-

gleich der Baron von Zedlitz bedeutenden Einfluß ausüben und für das Allgemeine und Nützliche sorgen könnten, so geschieht doch nichts, um die Brücke zum übrigen Deutschland festzuzimmern, um in der Kunst und Dichtung eine wohlthuende Wechselwirkung eintreten, um endlich das achtzehnte von dem neunzehnten Jahrhundert zurückdrängen zu lassen.

Die Räumlichkeit des Burgtheaters ist nicht erfreulich. Als das Schauspielhaus in Karlsruhe abbrannte, ward in Wien ein neuer Bau angeregt, da der alte keine Ausgänge, nichts Zweckmäßiges, noch weniger etwas Augenerquickliches hat. Jetzt ist es wieder still davon. Der Hof sieht es ohne Eifersucht, daß das Theater an der Wien schöner als das seine, das Leopoldstädter reicher und besser als das Burgtheater sein wird. Als neulich einmal von den „Karlsschülern" die Rede war, bemühte sich eine einflußreiche Frau vergebens, das Stück, mit Modificationen mancherlei Art ausgestattet, zur Aufführung zu bringen. Die Namen Laube, Mosen, Gutzkow, Freitag, diese ganze neue dramatische Literatur mit ihrem

Streben und Weben, mit ihren grünenden Hoffnungen, dieſe Foderungen, die ſich unmittelbar unter uns geſtalten, ſind von dem Burgtheater ausgeſchloſſen. Man ſieht kleine aus dem Franzöſiſchen übertragene Vaudevilles, ſieht „Reue und Erſatz", die Stücke: „Von Sieben die Häßlichſte", oder das nicht anſtößige: „König René's Tochter" und zwar recht gut aufgeführt. Dies letztere, das ich auf anderen Bühnen noch nicht geſehen hatte, war das Erſte, was ich hier erlebte. Vorher wurde „Vaterliebe" aus dem Franzöſiſchen nach Scribe von Caſtelli und zwar mit vielem Beifall gegeben. Dies Stückchen, das die berliner Bühne fallen ließ, weil ſie nicht die gehörige Beſetzung der Rollen hatte, iſt hier mit Anerkennung oft wiederholt worden. Demoiſelle Neumann, in der Rolle der Luiſe, erinnerte mich lebhaft an Roſe Cheri. Wie dieſe iſt ſie jung, hübſch und natürlich. In der Sprache hat ſie etwas Feines, Stechendes, eine durch Anſtrengung erworbene tiefe Bildung und ein zartes, liebliches Lächeln, das reizen und zugleich feſſeln muß. Ihre Augen ſind leb-

haft und doch faſt melancholiſch; ihre Bewegungen haben den ruhigen, runden Anſtand einer der Welt Kundigen. Ich glaube, daß man an der Seite einer Mutter wie Madame Haizinger vorzüglich heranreifen kann; aber ich glaube, daß man ſelbſt ſehr begabt ſein muß, um die Kunſt wie eine Religion zu verehren. Man ſieht es dem Spiel der Dem. Neumann an, daß es ihr ein Cultus iſt, immer mehr zu lernen, immer vollkommner im Wirken, lückenloſer zu werden. Sie hat viele Nüancen, Schätze von Weichheit und Weiblichkeit, ideale Anſchauungen, die doch wieder Natur ſind. Sie hat auch die ſtoiſche Kraft, jedes Unnütze zu entfernen und nur das von ihren Vortheilen geltend zu machen, was wahrhaft edel und ſchön iſt. Daß das Organ nicht ganz volltönend iſt, vergißt man um ſo leichter, als ſie nur in naiven, nicht in tragiſchen Rollen auftritt. Sie iſt mit einem Wort eine reizende Schauſpielerin, ganz dazu gemacht, Das zu widerlegen, was die Franzoſen unſerer Bühne vorwerfen, daß unſere Künſtler immer auf Stelzen herumgehen, immer im Pathos ſich bewe-

gen. Wie viel Schalkhaftigkeit, wie viel Genialität, ja wie viel Ironie wohnt hier neben der Jugend, wie viel plänkernde Neckerei neben der Grazie und Schönheit!

Karl La Roche (als Vater der Luiſe) zeigte einen ſeltenen Zuſammenhang des Spiels, eine Nachgibigkeit, ein Verſtändniß, wie ſie nur den ächten Künſtler charakteriſiren. Der borgt nichts Fremdes. Was der für die äſthetiſche Bildung leiſten kann, das leiſtet er mit Ernſt; keine Aufgabe ſcheint ihm gering, keine Rolle je unbedeutend. Er hat eine Vereinfachung der Begriffe eingeführt, die ich wieder mit der der franzöſiſchen Bühne vergleichen möchte. La Roche iſt ein Künſtler aus einem Guß; eine jener Erſcheinungen, die die Schröder'ſche Methode zurückrufen. Weniger hat mir Herr Fichtner gefallen. Er hat als Liebhaber weder die Leichtigkeit der Bewegungen, noch die ſo nothwendige Grazie des Vortrags. Er iſt hölzern und ungeſchickt. Es iſt keine unmittelbare, lebendige, concrete Fülle, ſondern etwas Apathiſches in ihm. Ich wette, daß ihn die Kunſt lang-

weilt. Deswegen langweilt auch ſeine Kunſt. Was nun die Beſetzung von „König René's Tochter" betrifft, ſo will ich mit einem Tadel anfangen, um mit einem Lobe ſchließen zu können. Herr Lucas als Triſtan von Vaudemont hat mir ſo wenig zugeſagt, daß ich ihn gradezu mittelmäßig nennen muß. Wo iſt da jene Zartheit, jene Begeiſterung, jene ſchöpferiſche Auffaſſung, die dieſe Rolle erheiſcht? Wo jene romantiſchen Anflüge, jene verſchwimmenden Sentimentalitäten, die das Publicum in ein ideales Reich der Träume führen? Herr Lucas iſt groß und knochig. So derb ſeine Geſtalt, ſo derb iſt ſein Auftreten. Was der Dichter fühlte und ahnte, das ſollte hier der Darſteller in eine bewußte Form bringen. Herr Lucas nimmt die Rolle des Triſtan wie ein Gedicht, das er zu declamiren hat; er leiert es ab. Da iſt keine Spur von jenem Behagen, jenem Myſterium der Liebe, das nur angebetet und bewundert werden will. Das iſt auch kein Prophet, kein Seher, ſondern Herr Lucas bringt ſo viel Knochen und Fleiſch, ſo viel telegraphiſche Geſti-

culationen mit auf die Bühne, daß die Romantik entflieht. Angesprochen hat mich dagegen Herr Anschütz als König René. Er mag sich in seinem Leben oft verwandelt haben, aber er ist immer ein Künstler, immer ein Vertreter der Wahrheit geblieben. Seine Stimme verräth Wärme; seine Darstellung ist mit dem Zauber der reinen Gemüthlichkeit übergossen. Die Gedankengänge des Dichters stehen vor ihm in Klarheit. Da, wo sie Flachheit oder Leere verrathen, weiß er aus den heimlichen Grotten seines Organs einen frischen Zuwachs zu ziehen. Er ist nicht in der Vorhalle des Verständnisses stehen geblieben, er hat sich hineingedrängt in das Heiligthum, hat beobachtet und gelernt. Seine Tochter, Madame Koberwein als Jolanthe, wirkte ihm würdig zur Seite. Ich weiß nicht, ob es in den Absichten des Dichters lag, Jolanthe beständig als Blinde agiren, oder ihre Blindheit blos als einen ihr natürlichen Zustand angedeutet zu wissen. Madame Koberwein spielte die blinde Jolanthe. Sie war umlagert von den Schatten der Nacht, tastend,

ungewiß, das Auge, dies ſchöne, große, von Glut blitzende Auge gradaus gerichtet, in ihren Bewegungen innerlich immer auf den höchſten Gipfeln dieſer ſtillen Welt ſchwebend, von außen nur durch das Ohr, nur durch das Gefühl angeregt; ſchmerzlich ſchwelgend, voll Träume, voll Gebete, voll Poeſie, einer myſtiſchen Idee nachhängend und doch einfach und kindlich. Sie verſtrickte das Publikum tief in die Anſchauung eines Zuſtandes, der vielleicht mediciniſch unrichtig, aber poetiſch anregend iſt. Eine ſo tiefſinnige Sprache hatte ſie, daß die innerſten Nerven davon getroffen wurden. Durch ſie warf der Zuſchauer allmälig alle Feſſeln der Reflexion von ſich und badete ſich in einem Meer von Idealismus; ſie rief auch jenen Gedanken wach, daß es eine beſſere, andere Welt mitten in dieſer gibt, daß man auf ihr mit ſchwebendem, faſt ſomnambülen Fuße tritt, daß ſie wogt wie Duft und Nebel und daß Jolanthe, geübt im Scharfſinn, abgezogen von den Außendingen hier in ihrer Heimat ſei. Die äußere Geſtalt der Madame Koberwein iſt durchaus edel. In der Art, wie ſie

nachdenklich das Haupt ſenkt, einen Entſchluß zu faſſen ſucht, liegt ein großer Reiz. Das Sanfte und Anmuthige wechſelt in ihr mit dem Feuer der Leidenſchaft, einer Leidenſchaft, die jungfräulich koſend, voll zarter Fäden und Gefühle iſt.

In „Reue und Erſatz" bewunderte ich neben La Roche und Anſchütz Madame Haizinger, dieſe vielgerühmte Schauſpielerin, die einen ſo praktiſchen Fond mit auf die Bühne bringt, daß ſie ſelbſt auf die älteſten Stücke ein neues Licht wirft. Ihr Spiel iſt eine Reihe von kleinen, allerliebſten Thatſachen, welche die ſchlagendſten Belege zu der Perſönlichkeit geben, die ſie darſtellen will. Sie hat alle menſchlichen Empfindungen auf eine faſt merkwürdige Art inne und liefert ſie mit einer Vollſtändigkeit, daß ſie dem Maler Denner an die Seite geſtellt werden könnte. Nie wird ſich etwas Erzwungenes in ihr Spiel miſchen; immer wird ſie mit der höchſten Natur Lebhaftigkeit, Schelmerei, Ernſt und Würde in dramatiſcher Gruppirung bringen, ja ihr Genie blitzt elektriſch zum Zuſchauer herüber und macht einen Eindruck, der ſehr feſſelnd

iſt. Die ehemalige Demoiſelle Enghaus, jetzige Madame Hebbel, und Madame Peche habe ich nicht geſehen. Wohl aber muß ich von dem wirklich großen Eindruck reden, den Madame Rettich in „Donna Maria de Molina" (dramatiſches Gedicht in vier Akten und einem Nachſpiel von Friedrich Halm) mir gemacht hat.

Es iſt Schade, daß Halm in allen ſeinen Stücken und auch in dieſem immer in den Extremen, immer im Unangemeſſenen, nie in der vollkommenen Wahrheit ſteht. Es iſt Schade, daß ſeine ſeeliſche Gymnaſtik, wie ich die von ihm vorgenommenen Experimente nennen möchte, ſo viele Seitenſprünge, ſo viele Gewaltthaten enthält. Seine Beweglichkeit, die in hundert Farben blitzende Sprache, die prophetiſche, aus ihm ſtets hervorſtrömende Natur, feiert in dieſer „Maria de Molina" einen Triumph; aber ſeine Geſtalten ſind mehr bühnengerechte Begriffe als Menſchen. Die Wahrheit iſt vermiſcht mit Unmöglichkeiten, durchzogen von Fäden, die nicht immer grade und geſchickt, ſondern verworren eingeſchlagen ſind.

Hier iſt von einer phantaſtiſchen Zuſammenwürfelung mehr als von einer regelgerechten, naturwüchſigen Entwickelung die Rede. „Maria de Molina" iſt voll ſinnig ausgeſponnener Seufzer, voll empfindungsvoller Sentenzen, voll Gefühlsproben. Natürlich aber, daß in einer ſo geſteigerten Exiſtenz nicht an dramatiſche Aufopferung und Enthaltſamkeit zu denken iſt. Halm's Gedanken ſtrömen über und wollen nur den theatraliſchen Effect berückſichtigen; ſeine Pulsader ſchwillt, ſeine Bilder ſind erſchütternd. Maria befindet ſich in der Situation zwiſchen Kind und Geliebten wie eingeklammert. Sie ſoll die höchſte fanatiſche Liebe, die Mutterliebe entwickeln und iſt eingehüllt in eine Spiegelfechterei der Aufopferung, die ſie zwingt, eine Jakobsleiter der Viſionen zu durchlaufen. Dabei iſt die reichaufblitzende Idee verkümmert durch Thatſachen, die kaum erklärlich ſind. Mag nun aber das Stück als Stück ſeine Fehler haben, ſo muß ich geſtehen, daß es unmöglich iſt, eine ſinnvollere, ergreifendere Trägerin der Hauptrolle als Madame Rettich zu finden. Die Praxis und Erfahrung

ſind hier zur durchgreifenden Erſcheinung geworden. Dieſe Maria glüht, wie der Boden, der ſie erzeugt, wie der Dichter, der ſie gedacht hat. In dem Stolze der Königin ruht beſchirmt die Liebe der Mutter. Sie ſtürzt ſich bewußt in die Gefahr und harrt ſo lange aus als das Herz, das eben ſo kräftig als ihr Selbſtgefühl pulſirt. Madame Rettich hat einen Wohlklang der Stimme, eine Declamation, die wirklich ideell ſind. Nur zuweilen ſtört ein nicht ganz bewältigter Pathos, ein Anflug von Affectation, der bedauerlich iſt, weil er der einzige unrichtige Schatten in dieſem lichtvollen Bilde, der einzige Misklang in dieſer Harmonie der Kunſt iſt. Wenn Madame Rettich nur einmal die Rachel geſehen hätte, ſo würde ſie ſchnell von dieſem Muſterbilde die Grenze erkennen, wo in der Declamation der Pathos aufhört und die Ziererei anfängt. Deſſenungeachtet hat ſie eine Originalität der Darſtellung, eine plaſtiſche Schönheit der Drappirung, die ſie auf die erſte und höchſte Stufe der Kunſt erheben; ſie weiß auch eine Würde wiederzugeben, welche mehr als ſittlicher

Stolz iſt. Ihre Geſtalt iſt friſch; in den Bildungs- und Gährungsmomenten der Rolle erhebt ſie ſich zuweilen ſo gigantiſch, daß ſie unantaſtbar ſcheint. Mit welch ſinniger Anordnung weiß ſie ſich vom weiblichen Standpunkte aus ein excentriſches Princip beizulegen! Wie kann ſie die poetiſche Empfindungsweiſe mit raſch dahinrauſchender Begeiſterung anſchaulich machen! Wie verſteht ſie zu weinen, zu trauern, zu handeln, zu zernichten, zu jubeln! Ich kann nicht unberührt laſſen, was Herr Löwe aus ſeiner ihn immer zurückdrängenden Rolle machte. Der Charakter des Don Diego iſt kein den Künſtler hebender. Ein Mann, der verurtheilt iſt, immer Nein zu hören oder zu ſagen, iſt kein rechter Mann; auch iſt das Schwert, was Maria de Molina ihm verheißt, mehr eins, das ihm im Buſen als in der Hand ſteckt. Macht Löwe aus dieſer eben bezeichneten Rolle etwas Poſitives, weiß er die Schwachheit derſelben in Stärke zu hüllen, ſo iſt das ein wirkliches Verdienſt. Nicht Halm, ſondern Löwe hat dem Diego ein Intereſſe verliehen; denn dieſer geiſtreiche Künſtler hat

aus dem ſchmachtenden Manne das Ideal der Selbſtverläugnung, die reinſte, ideellſte Aufopferungsfähigkeit, den Stoicismus der Hingebung gemacht. Man glaubt an die zerſtörende Kraft in ihm und bewundert, daß er ſie zu dämpfen verſteht. Die Kunſt phosphorescirt gleichſam in ihm und führt zu einer Anatomie der Darſtellung, wo jede Bewegung der Hand berechnet, jeder Ton in der Stimme überlegt iſt. Bedenklich iſt, daß das Organ faſt gebrochen ſcheint. Die oft heiſeren Töne ſtehen ſeinen Charakterimproviſationen ſcharf im Wege. Sie können uns nicht mehr den Glauben an ſeine Jugend, nicht mehr die Ueberzeugung ſeiner Befähigung zum Liebhaber geben. Er iſt in einer Uebergangsperiode begriffen. Das feurige Element geht über die Länge ſeiner phyſiſchen Mittel hinaus.

Die Hofbibliothek.

An dieſen für mich ſehr intereſſanten Abend knüpfte ich am folgenden Morgen einen Beſuch auf der Hofbibliothek. Friedrich Halm (Baron von Münch-Bellinghauſen) iſt Bibliothekar und hatte die Güte, mich ſelbſt herumzuführen. Es ward mir ganz feierlich, als ich durch das Leſezimmer ſchritt, in dem an langen grünen Tiſchen die Gelehrten, die Lernbegierigen, die Laien, ſelbſt ehrwürdige Herren im ſchwarzen Prieſtergewande ſaßen. Bücher nach Hauſe zu nehmen, iſt nicht erlaubt; dafür iſt die Bibliothek täglich zur Disposition des Publicums geſtellt. Vom Leſezimmer geht es in das mit Büchern reichgezierte Kämmerchen des hier in Arbeit und Dichtkunſt verſenkten Bibliothekars und

von da in den groſsen, äuſserſt reichverzierten Bücherſaal, in deſſen Mitte ſich eine auf acht Säulen ruhende Kuppel und in ihr ein prächtiges Frescogemälde von Daniel Gran erhebt. Rings um den Saal läuft eine groſsartige Galerie, auf der die Bücher maſſenweiſe aufgeſtapelt ſind. Herr von Münch-Bellinghauſen iſt damit beſchäftigt, der Bibliothek eine praktiſchere Form zu geben, da bis jetzt der Zugang zu den oberen Schränken auf der Galerie faſt lebensgefährlich iſt. Die Manuſcripte ſind in Glasſchränken niedergelegt, wo ſie der Betrachtung zugänglich ſind, ohne durch Berührung gefährdet zu werden. Herr von Münch-Bellinghauſen ordnet ſie gegenwärtig und verſieht ſie mit einem Katalog. An dieſe Schränke führte er mich, um mir theils koſtbare Handſchriften, theils zarte Miniaturbilder in alten Kirchenbüchern zu zeigen. Der Schrank A. enthält eine Sammlung der verſchiedenen Stoffe, auf welchen bis zur allgemeinen Einführung unſers heutigen Papieres geſchrieben wurde und zum Theil noch geſchrieben wird. Das purpurfarbige Pergament mit Silber- und Goldſchrift

des ſechsten Jahrhunderts und ein auf Palmblätter geritztes, in der Sprache der Bewohner Ceylons vorhandenes religiöſes Werk intereſſirten mich um ſo mehr, als in ihnen jene lebendige Kraft der Geſchichte, jenes Ueberragen des Thatſächlichen über die Dauer des einzelnen Menſchen anſchaulich wird. Wie friſch und glänzend hat ſich dies purpurrothe Pergament erhalten! Wie fein und deutlich iſt die Schrift auf jenen geritzten Palmblättern! Die Hände, die das hervorbrachten, der Kopf, der dieſe Gedanken hatte, ſind vermodert; aber die Idee hat ſich aus dem Nebel der Vergangenheit bis hieher, unter die Gegenwart gewagt. Die Idee lebt, die wird fortbeſtehen. Das iſt die Unſterblichkeit auf der Erde; das iſt die Verklärung der Wiſſenſchaft, das der Brennpunkt hiſtoriſcher Entwickelung.

Die Bilderbibel mit zahlreichen, ſehr merkwürdigen Miniaturen auf Goldgrund und beigeſchriebenem franzöſiſchen Texte aus dem vierzehnten Jahrhundert im Schranke E. iſt ein Beweis von der Beharrlichkeit der damaligen Zeit. Sollte man nicht denken, daß kaum ein Leben zu einem ſol-

chen zierlich-künſtleriſchen Werke hingereicht habe? Die Farben ſind lebensvoll hingehaucht, ſind lieblich und warm. Die Compoſition iſt originell und das poetiſche Princip darin die Malerei des Details. Ein Pergament-Manuſcript in äthiopiſcher Sprache mit einer Beſchreibung Abyſſiniens zeigt eine Schrift, in der die Genügſamkeit mit der Wohlgefälligkeit ſtreitet. Sie iſt gleichſam ein Portrait jener verſunkenen Zeit, eine Blüte, die ſich aus dem Strudel der Jahrhunderte in dieſen Glaskaſten gerettet hat. Mit Ehrfurcht betrachtete ich das Erbauungsbuch in deutſcher Sprache aus dem fünfzehnten Jahrhundert im Schranke G. und II. Das in demſelben Behälter aufbewahrte Horarium mit vierzehn größeren Bildern und den eigenhändigen Namensfertigungen Kaiſer Karl's V., de Laing's und Anderer ſchien mir mit den bedeutungsvollen Malereien ein geheimnißvolles Leben zu enthalten. Wen ergreift es nicht, wenn die erſchütternden und grellen Töne der Geſchichte hallen? Wer ſucht nicht in dieſem und jenem Manuſcripte die Durchbildung, das Charakterfeſte der Periode?

Wer erſchrickt nicht vor jener Papyrus-Rolle in Uncialſchrift, etwa vierhundert Jahre vor Chriſtus, die den Fluch der Tochter Artemiſia gegen ihren Vater Damaſios, der ſie widerrechtlich ihrer Kinder beraubt hat, enthält? „So lange dieſe Schrift verwahrt werde", heißt es im Text, „ſoll Damaſios nirgends Heil finden". Der Fluch einer Tochter über ihren Vater! Welch eine erſchütternde Idee! Welch ſcharf einſchneidende Vorſtellung! Welche Fülle von Barbarismus, von zerſetzenden, trennenden Principien, auf die das Chriſtenthum noch nicht ſein mildernde Licht geworfen hatte! Ich blickte erſchüttert auf die Anſchauungen dieſer Zeit! Ich ſah ſie die Hände erheben gegen die Rachegötter, dieſe durch und durch verwundete Tochter, die, ihrer Kinder beraubt, durch keine Rückſicht mehr gehalten, durch keine Erinnerung mehr gefeſſelt, ihren Fluch zweitauſend Jahre weit, bis hieher, bis nach Wien, bis in die Hofbibliothek ſchleudert! Sonderbar! So vieles zerſtiebt, und dieſes hier, dieſe vergilbte, entſetzensvolle Rolle iſt geblieben! Sollte wirklich eine Wahrheit im

Fluche liegen? Sollte dieſe leidenſchaftlich bewegte Mutter, dieſes den Himmel anſchreiende Wort, dieſe Bitte um Rache, eine Nöthigung der Natur, eine Bedingung der gekränkten Rechte ſein? Sollte über Dem, was wir Chriſten die Verſöhnung und Vergebung, das Leben in und für die Pflicht nennen, ſollte über Dem doch der Schrei um Gerechtigkeit ſtehen?

Gern habe ich mich von dieſer grauenvollen Erinnerung an das Alterthum ab, zu der Handſchrift des Torquato Taſſo, zu ſeinem «Gerusalemme conquistata», von ihm ſelbſt geſchrieben, gewandt. Es war mir als träte ich in eine Halle, in einen ſtillen Kloſterhof, umwebt von der Poeſie des Katholicismus. Vor mir lag ein grüner Platz; um mich wiegten leiſe Abendwinde die hochaufgeſchoſſenen Cypreſſen. Ich ſah Taſſo, wie er einſam träumte, einſam litt! Ich ſah ihn am Hofe Ferraras, ich ſah ihn im Kerker. Das mit feinem, ſchwermüthigem Lächeln übergoſſene Antlitz, die zuckenden Lippen, die traurigen Augen waren auf dieſe mit mannichfachen Correcturen verſehene Hand-

ſchrift gerichtet. Ihn drückte die Welt, dieſe Laſt der Verhältniſſe, dieſes Scheinleben, dieſer Wuſt des Conventionellen! Er hatte eine freie, eine idealiſche Liebe geträumt und wie wurde ſie ihm gelohnt, wie blutete das Herz, wie zitterten die Nerven! Taſſo ſtarb inmitten dieſes traurigen und verzweifelnden Themas. Wohl ihm, daß er ſtarb! Mir iſt nicht, als ſei er am gebrochenen Herzen, nein, in wunderbarer, glorreicher Feſtigkeit, im Triumph der Gefühle hinübergegangen, dahin, wo es keine Fürſtinnen, ſondern nur Seelen, keine Convenienzen, ſondern nur Liebe gibt. Taſſo war recht eigentlich ein Charakter, der zwiſchen dem Schöpfungs- und Zerſtörungsdrange mitteninne ſchwebte. Er mag wonnevolle Augenblicke, aber auch Stunden der tiefſten Entmuthigung gehabt haben. Ob das wol in den krauſen, kleinen Zügen dieſer Feder, in dem Kreuz und Quer dieſer Schrift zu leſen wäre? Man ſagt, die Handſchrift des Menſchen ſei bezeichnend. Die von Taſſo iſt mehr weiblich als männlich. Er hat oft kleine, zierliche Buchſtaben gemalt. An anderen

Stellen ſcheint die Feder geſtürmt zu haben, raſch weg über das Papier geflogen zu ſein. Hier hat er ein ſtolzes Meer voll Gedanken durchſchifft, dort ſich eine bürgerliche Geſetztheit zu geben geſucht. „Es iſt Alles ſchon dageweſen", mußte ich mit Rabbi Ben Akkiba ſeufzen, der Herzen gedenkend, die noch jetzt unter dem Druck der Verhältniſſe verbluten.

Das Antikenkabinet.

Ich ging ins kaiſerliche Antikenkabinet, an das ſich das Münz- und Medaillenkabinet reiht. Hier kann man Geſchichte ſtudiren; hier auf dieſen kleinen Metallplättchen haben ſich die Jahrhunderte unverſehrt abgeprägt! Was das für wunderbare Eindrücke, für Zeichen und Figuren ſind! Wie die Römer ſich ihr Geld anders als die Deutſchen, dieſe wieder anders als die Aegyptier ſchnitten! Ich ging raſch von einem Saal zum andern, von den Antiken zu den hetruriſchen Vaſen und zu den geſchnittenen Steinen, zu der Apotheoſe des Auguſtus, die ein Wunder der Glyptik iſt. Dieſer Sardonyx kam zu den Zeiten der Kreuzzüge aus dem Morgenlande nach Europa und wurde

den Nonnen zu Poiſſy geſchenkt. Da dieſe in ihrem frommen Wahne, der Stein ſtelle die Kreuzigung Chriſti vor, ihn wie ein Heiligthum bewahrten, ſo wurde er endlich an den kunſtliebenden Kaiſer Rudolf II. wohlerhalten in ſeiner jetzigen unverſehrten Form verkauft. Die Arbeit darauf iſt ſo fein, daß man ſie mit Wolken auf dunkelm Himmelsgrunde vergleichen könnte. Germanicus ſcheint die Siegeskunde über die Pannonier heimzubringen. Tiber ſteigt vom Triumphwagen. Er hat den Blick zum kaiſerlichen Vater gerichtet. Es iſt unentſchieden, ob die neben Auguſtus ſitzende Geſtalt eine Livia oder Roma und die hinter ihm eine Agrippina iſt, aber bewundernswürdig iſt die Benutzung des in verſchiedenen Schichten vertheilten Steines, der Ernſt der Geſtalten, der rein hiſtoriſche Charakter dieſes Kunſtwerks, die Zartheit und Correctheit der Zeichnung. Die Kunſt hat hier einen großen Wurf gethan, einen Wurf, der ſich nur mit dem Apoll von Belvedere oder der Venus von Medicis vergleichen ließe. Sehr anregend muß für den Kunſtkenner die Er-

ſcheinung eines Apoll ſein, der der Teneatiſche Apoll genannt wird, weil er unweit von Korinth im ehemaligen Städtchen Tenea, deſſen Bewohner den Apoll verehrten, vor einigen Jahren gefunden worden iſt. Der Styl dieſer Statue, die einfach zur Fauſt geſchloſſenen Hände, hart am Körper, die Füße weit ausſchreitend, erinnern einerſeits an die Strenge des religiöſen Cultus im ſechsten und achten Jahrhundert vor Chriſtus und anderſeits an die der entfeſſelten Schönheit bereits zuſtrebende griechiſche Kunſt. Das Haar iſt nach ägyptiſcher Weiſe geordnet, der Geſichtsausdruck iſt lächelnd. Bruſt, Rücken und Arme ſind mit kunſtfertiger Grazie, mit genauer Kenntniß der Knochen und Muskeln gemeißelt. Einige wollen dieſe Statue nicht für einen Apoll, ſondern für einen in die Iſis-Myſterien Eingeweihten gelten laſſen; Andere beharren mit Feſtigkeit auf der einmal aufgeſtellten Theſe. Intereſſant iſt das Alter der Statue und die an ihr zu beobachtenden Flugverſuche der griechiſchen Sculptur, die ſich ſpäter zur höchſten Höhe erhob. Schöner dünkte mir jeden-

falls ein kaum hundertjähriges Werk, ein Prometheus von Bronze, der, angeſchmiedet am Felſen, eine wunderbare Befähigung des Bildners, das Poetiſche menſchlich darzuſtellen, beweiſt. Der Künſtler, der ihn ſchuf, iſt Raphael Donner, derſelbe, welcher auf dem Mehlmarkt die kräftigen Geſtalten, die den Brunnen zieren, fertigte. Dieſer Bildhauer ward 1695 in Eßlingen geboren, leiſtete in den Bleicompoſitionen Erſtaunenswerthes, ſtarb arm, wenig anerkannt, gedrückt von den Mühen des Lebens, in einer Bude, wohin die Handwerker ihre Geräthſchaften ſtellten. Ich kann mir nichts Tragiſcheres als die Armuth in der Begleitung des Künſtlers, als den Tod in der Geſtalt der Vergeſſenheit denken. Dieſer Moment im menſchlichen Leben iſt der ernſteſte. Er will in den Armen der Liebe, der Sorge, der Duldung überwunden werden und wie oft kommt zu ſeiner Strenge die Härte des Schickſals, die Entbehrung, das bittere Gefühl, für das Vaterland gewirkt zu haben und vom Vaterland vergeſſen worden zu ſein! Was hilft es Donner, daß ſein Prometheus

jetzt im Antikenkabinet aufgestellt, jetzt Preise auf eine von ihm zu liefernde Biographie gesetzt worden sind? Donner starb wie der Pilger am Wege, wie der Kreuzfahrer zum heiligen Grabe. Er war einer jener Tausenden, die der ungerechten Gegenwart zum Opfer fallen; ein Mensch, der bei all' seinem Schaffen, all' seinem Genius doch elend war. Wie Prometheus an den Felsen war er angeschmiedet an die Kette der Alltäglichkeit. Der Hunger nagte an seinem Eingeweide, der Durst nach Unterstützung in seinen Unternehmungen vertrocknete ihm den Gaumen. Schmerz, verbissener, verzweiflungsvoller Schmerz war das Facit dieser Künstlerexistenz. Indeß er in einer Bude starb, elend, von Niemand gepflegt, von Niemand geliebt, tanzten die Wiener oder ein Harfenist jodelte ein Lied. Donner muß gefühlt haben, daß sein Dasein ein dem Prometheus ähnliches war; denn es ist unmöglich, mehr dichterische Wahrheit in ein Werk wie dieses zu gießen. Da fiebert jede Muskel, jeder Nerv, jede Ader! Da sind zahllose Leiden, hingeworfen über Nacht, die das pulsirende Herz

ſtocken machen! Gebt eure Ideen preis, ritzt euch die Bruſt auf, leiſtet Etwas, was groß iſt, ihr werdet einſam wie Prometheus, angeſchmiedet wie er ſein. Ach, wie das ſchmerzhaft iſt, wie das in Krankheit und in den Tod ſtürzt, wie es zweifeln an Gottes Gerechtigkeit machen würde, ſagte der Philoſoph in uns nicht beſtändig, daß das Individuum Nichts, die Idee Alles iſt! Armer Donner! Neben deiner Armuth wohnte ein Ideal in dir. Du haſt geſchaffen und biſt geſtorben. Mehr kann man nicht von dir ſagen. Es gibt kein Detail über deine faſt unbekannt hindämmernde Exiſtenz. Deinen ehrlichen Namen nur haſt du eingeſchrieben in den Brunnen auf dem Mehlmarkte, im Antikenkabinet, ins Basrelief des Rathhausbrunnens. Deine Werke überlebten dich. Ruhe ſanft im Schatten deines ſchwer erkauften Lorberbaumes!

Die kaiſerlichen Gemächer in der Burg.

Einmal in der Burg, in dieſem ſeltſamen Bau, der, wie eine Schnecke in ſich zuſammengewunden, keine einzige Façade, keinen wirklichen Ueberblick bietet, ließ ich mich in die kaiſerlichen Gemächer führen, welche dem Publicum zur Anſicht geöffnet ſind. Es ſind diejenigen, in denen der Kaiſer die Audienzen ertheilt und in denen die kleinen und großen Bälle gegeben werden. Sie ſind wunderbar einfach und nur die Moſaikbilder, die in einem der Empfangsſäle hängen, fallen mehr als Curioſität denn als Kunſtgebilde auf. Sonderbar iſt es, daß in dieſen Gemächern auch nicht ein einziges Bild von irgend einem ältern oder neuern Maler hängt. Ich weiß nicht, ob das in der Privat-

wohnung des Kaiſers anders iſt, höre aber, daß der Fürſt Liechtenſtein, der neuerdings zwei Millionen zur Ausſchmückung ſeines neuerbauten Palaſtes verwandte, daſſelbe Princip verfolgt hat. Es iſt dies ein betrübendes, für den Künſtler ſehr niederſchlagendes Princip, denn dieſer will gehoben, ermuntert werden, will für die erhabene und geheiligte Sphäre ſeiner Leiſtung den Strahl der Anerkennung erhalten. Die Kunſt darf nicht ſowol ein Werk der Selbſtbefriedigung, der freiwilligen Beſchränkung, als eine praktiſche, freie, heitere Ausübung der inwohnenden Kräfte ſein. Dieſe Ausübung zu fördern, ihr die Herbigkeit des Lebens zu mildern, iſt die Aufgabe des Publicums und Aufgabe der Regierung. Ich ſehe ſie vor mir, dieſe ſtrebenden Künſtler in Oeſtreich, wie ſie ſchwermüthig auf das Terrain blicken, auf dem ſie pflügen; wie ſie ihre Zeit und ihre Genoſſen anflehen möchten um Theilnahme, um Freiheit, um Anregung; wie ſie die Blüte ihrer Arbeit, verkümmert durch den kalten Hauch der Nichtachtung, allmälig muthlos entblättern laſſen! Angeſichts einer warmen, treiben-

den Sonne, wie würde ſich das Alles regen und rühren! Wie viele Elemente habe ich im Belvedere aus der neueſten Zeit geſehen, die nur gefördert zu werden verlangen, um begeiſterte Thaten zu werden! Man ſagte mir, daß das hiſtoriſche Bild im Oeſtreichiſchen unter einer ſpeciellen Cenſur ſtehe. Da iſt es freilich nicht zu verwundern, daß die Blüte nicht gedeiht, daß die dem Genius angelegten Feſſeln, dieſes an die Flügel gebundene Gewicht, die Behaglichkeit, die freie Bewegung, die Begeiſterung nicht zuläßt. Die Malerei hat ſich im Oeſtreichiſchen auf die Landſchaften, auf die Blumen-, Frucht- und — Dornenſtücke der Portraitirung geworfen. Weil die Cenſur ihre Macht nicht über Berge und Seen, über Himmel, Bäume und Blumen ausübt, herrſcht hier ein friſcheres Leben, arbeitend, ringend, im edlen Schweiße kämpfend, fortſchreitend, einigermaßen ergibig, wenn auch nicht ſo willkürlich, ſo mühelos, ſo von keinem Geſetz, ſo von keiner Nothwendigkeit, als es von Rechtswegen ſein ſollte, bedingt.

Die Reiterſtatue Joſeph's II.

Ich geſtehe, daß ich mich, von mancherlei Gedanken über die Gegenwart bewegt, gern auf dem Joſephsplatz befand, daß ich gern dem Leben und Weben, dem Trachten, Wollen und Handeln dieſes Fürſten folgte, gern an deſſen Reiterſtatue hinauf in das edle Angeſicht geblickt habe. Die von Franz I. errichtete Statue iſt im römiſchen Coſtüme. Kaiſer Joſeph hält die linke Hand im Zügel des Pferdes; die rechte ſtreckt er grade aus. Joſeph II. war wirklich ein edler Fürſt; zu haſtig, zu überſtürzend vielleicht, der Zeit ſtürmend voraneilend, aber voll Eifer, voll Menſchenfreundlichkeit, immer darauf bedacht, vom Vorurtheil loszulöſen. Er hatte ſich in Conflict mit der Gegenwart geſetzt,

hatte widerſprochen, hatte geſtritten und errungen. Waren ſeine Beſtrebungen hie und da einſeitig, ſo lag bei allen nicht zu vermeidenden Irrthümern doch etwas erhaben Jugendliches, etwas großartig Friſches in ſeinen Thaten, im Cultus der Humanität, in den gereinigten Begriffen der Herrſcherwürde. Das Ideale pulſirte in dieſer Periode; die Auffaſſung des Lebens war eine ernſte. Joſeph wollte die Zeit von den Schlacken reinigen, wollte beſſere Formen, edlere Gedanken einführen. Maria Thereſia hatte ihm vorgearbeitet; er brauchte ſich nur an ihre Werke, an die Wahrheit, an die Macht ihrer Pläne zu halten; er brauchte nur den gefurchten Boden zu bepflanzen. Aber er ermüdete über all' die ihm entgegenſtrebenden Hinderniſſe; ihm brach das Herz, wenn er in den Strudel der Weltwirren, in die Unmöglichkeit des Durchdringens hineinblickte, wenn er ſich in einſamer, geſammelter Stunde ſagte, was er gewollt und was er nicht vollbracht hatte! Ach dies Wollen und nicht Können, dies ſich athemlos Laufen, dies ſich Abmühen, dies geſteigerte Selbſtgefühl, dieſer Tod in der

noch klopfenden Bruſt, dieſe Betrachtung, nur zu ſäen, nicht zu ernten, für die Geſchichte zu arbeiten und ſie nicht heiter ins Auge faſſen zu dürfen, dies Verrinnen des Stundenglaſes, hat ſo etwas Melancholiſches, daß ich begreife, wie in dieſem gährenden Chaos das Gemüth hinſchmachtete. Dazu kam, daß Joſeph aus ſeinem heiligen Glauben an ſeiner erſten Gemahlin Liebe von dieſer auf ihrem Sterbebette durch den harten Ausſpruch geriſſen wurde: „Sie wolle nicht mit einer Lüge aus der Welt ſcheiden, darum bekenne ſie, daß ſie ihn nie geliebt!“ Kurz, machte auch Krankheit Joſeph's Leben ein Ende, ſo muß man doch glauben, daß moraliſche Urſachen dieſe befördert, daß er nicht ohne innere Befriedigung das eigene Auslöſchen, die eigene Vernichtung an ſich beobachtet habe.

Das Monument Franz I.

Franz I., deſſen Monument in einem der Burghöfe aufgeſtellt worden iſt und ſo viel Widerſpruch gefunden hat, war eine weniger idealiſche als naive, vielleicht ſogar eine ironiſche Natur, wenigſtens iſt Das, was man von ihm weiß, kalt heiter, rückſichtslos witzig. Dem großen Künſtler Pompeo Marcheſi hätte ich mehr Enthuſiasmus für das bei ihm beſtellte Monument gewünſcht. Das iſt ein nacktes, aller Begeiſterung entbehrendes Kunſtwerk, ein Kunſtwerk, das die Richtigkeit einer beſtellten Arbeit zeigt. Hier fehlt der Ernſt, der Nachdruck, der ſo nothwendige Schwung. Dieſe vier ſitzenden, ſich den Rücken zuwendenden Tugenden haben ſo wenig Imponirendes, wie die Kaiſergeſtalt

ſelbſt, die in der römiſchen Toga gar nicht in ihrem Eigenthum zu ſtecken ſcheint. Hübſch iſt die auf das Teſtament Franzens ſich beziehende Inſchrift: „Meine Liebe vermache ich meinen Unterthanen". Im Allgemeinen ſcheinen mir jedoch die Oeſtreicher etwas von ihrem Enthuſiasmus für den verſtorbenen Kaiſer zurückgekommen zu ſein. Wenigſtens reflectirt jetzt dieſer Enthuſiasmus und das iſt immer kein gutes Zeichen.

Die Minoritenkirche.

Man führte mich in die Minoritenkirche, um mir das daſelbſt aufgeſtellte Rafael'ſche Moſaikbild nach Leonardo da Vinci zu zeigen. Eine doppelte Reihe hochaufgeſchoſſener Pfeiler erinnert an die alte Herrlichkeit dieſer jetzt italieniſchen Kirche. Auch die drei Eingangsthüren ſind vom reinſten Styl. Im Uebrigen iſt Alles umgebaut und hat einen Charakter gänzlicher Neuheit; ſelbſt das dem Leonardo nachgeahmte Bild, das ſchön und correct iſt. Es verſetzte mich lebhaft nach Mailand. Wie einſt dort, ſo ſtand ich wieder vor dieſem erhabenen Frescogemälde, vor dieſer höchſten Blüte der Kunſt; das milde Licht um des Erlöſers Antlitz, die göttliche Ergebung eines ſich dem Tode Weihenden, die Be-

trübniß der Jünger, der lauernde, hämiſche Blick des Verräthers — wie hat das Leonardo wiederzugeben, wie ſich in die Mitte dieſer Situation zu verſetzen gewußt! Der ganze Charakter dieſes Meiſterwerks iſt die Ruhe in der Vorahnung eines großen, tragiſchen Schickſals, iſt die ſanft wogende Bläue eines reinen Himmels, die verſtandene, die überwundene Natur. Wer von den Strahlen dieſes Bildes erreicht wird, dem wird das Herz aufthauen vor Wehmuth und Freude, der wird den Triumph der Religion theilen, der wird anbetend vor dem Mittler auf die Knie ſinken, dem wird die Erlöſung von der Sünde klar werden. Das iſt das Große an Chriſtus, daß er unſern innern Menſchen immer geiſtig und gefühlvoll angeregt erhält, daß er uns wach aus dem Schlummer der Trägheit rüttelt und uns zur Prüfung, zur Selbſtanſchauung zwingt. Das iſt auch die Idee dieſes Leonardo'ſchen Werkes, das Myſterium des Glaubens und die hiſtoriſche Thatſache zu vermitteln.

Wenn man den ganzen Tag in Wiens Kunſtſchätzen gelebt, in den Kirchen geſtaunt und ge-

tadelt, auf der Bibliothek Manuſcripte, auf den Straßen Brunnen und Denkmäler geſehen hat, ſo thut ein Blick in das heitere Leben des Volksgartens ſehr wohl. Man ſoll ſich aber nicht unter dieſem Namen einen Beluſtigungsort für die niederen Claſſen vorſtellen. In dieſem Volksgarten ſind gar elegante wiener Damen, ſchelmiſche Geſichter unter zierlichen Hüten, gelbglacirte Handſchuhträger mit wohlgeſtriegelten Bärten zu treffen. Die beiden Strauß, Vater und Sohn, ſpielen abwechſelnd. Abwechſelnd wird auch das Orcheſter mit bunten Lampen illuminirt, wird Eintrittsgeld entrichtet oder ein Feuerwerk gezeigt, in das ſich der Wiener mit ſeinem Witz, mit der Dialektik ſeiner naiven Sprachausdrücke, mit ſeiner unverwüſtlichen Heiterkeit miſcht. Man muß geſtehen, der Wiener iſt heiter, ſelbſt wenn er ernſthaft ſein möchte; er hat eine gewiſſe gutmüthig romantiſche Anſchauung der Dinge, ein Sichgehenlaſſen in den Formen, das, wenn es auch nicht immer zu billigen iſt, doch liebenswürdig erſcheint. Ich bin kein Enthuſiaſt der öſtreichiſchen Nationa-

lität; ich bedauere, daß nicht mehr für die Erziehung durch Schulen und Unterricht gethan wird; ich finde den hier herrſchenden katholiſchen Glauben zu einträchtig mit dem Aberglauben, mit geiſtiger Abhängigkeit, mit Elementen, die dem Aufſchwung des Geiſtes und der Induſtrie hinderlich ſind — aber ich muß zugeben, daß der Kern dieſes Volkes, daß dieſe Menſchen in ihrer Einfachheit, in ihrem Wohlwollen anziehend ſind. Abends im Volksgarten bei einer vortrefflich gefertigten Portion Eis, bei Kaffee und Chocolade, angeregt durch die Tänze von Strauß oder Lanner, ſehen die Wiener glücklich befriedigt aus. Da merkt man, daß das Studiren, das Metaphyſiciren nicht eben ihre Sache, wohl aber der contemplative Genuß, das Sicheinwiegen in liebliche Gedankenloſigkeit ihr Element iſt. Man fühlt ſich angeſteckt, verwachſen mit dieſem Zuſtande, mit dieſer herzerquickenden Naivetät; man vergißt das ſcharfgeſchliffene Meſſer da draußen in der Welt, mit dem die Gehäſſigkeit, die nordiſch-phantaſieloſe Urtheilsfertigkeit uns unſere harmloſeſten Freuden mitten durchſchneidet; man

möchte ſich wie die Wiener die öffentlichen Luſtorte angenehm machen. Noch iſt es tageshell, der reine Himmel leuchtet zum fernen Horizont hin in orangenfarbener Glut. Hier im Garten grünt und blüht es. Hier hinein ſind nicht die Staubwolken der Glacis und Baſteien gedrungen; hier jubeln die Kinder um bunte Lampengerüſte und Fremde und Einheimiſche wandeln auf und ab oder ſitzen maleriſch gruppirt im Kreiſe. Die Frauen ſind durchweg hübſch. Ihre hohen Geſtalten, weniger als anderswo eingepreßt in die ſchreckliche Mode der Schnürleiber, ſind plaſtiſch. Die Geſichtsbildung iſt edel; die Bewegungen ſind leicht und graziös. Ihre Augen haben ſüdlichen Glanz und der blutwarme weiße Teint iſt ſo fein, daß man zwiſchen der Haut nicht ſelten das blaue Geäder entdeckt. Weniger als ihre Perſon haben mir ihre Moden gefallen. Es iſt hier in Wien ſchon viel von der grellen Farbenliebhaberei des Südens, von der Sucht des Scheins, von dem Flitterglanz der falſchen Größe zu finden. Nicht immer herrſcht ſelbſt in den höheren Ständen jener gereinigte, faſt

idealiſche Geſchmack, jenes in ſich vollendet Einfache, jene dichteriſche Harmonie, mit denen uns die franzöſiſchen Frauen überraſchen. Aber Alles in Allem hat das Ganze einen faſt patriarchaliſchen Anſtrich, fern von dem raffinirten gleißneriſchen Weſen unſers Nordens, fern von jener ſchläfrigen Regelmäßigkeit und Verſtändigkeit, die ſo niederdrückend wirken. Die wiener Geſellſchaftsgruppen bieten Mannichfaltigkeit, Schönheit und Charakter. Ob ernſthaftes Reflectiren? Ob tiefeingehende Bildung? Ich kann mich nicht erwehren, zu denken, daß die londoner, die petersburger, die pariſer und berliner Salons den wienern ähneln müſſen. Dort wie hier dieſelben ſich ins Allgemeine verflachenden Geſpräche, eine abſolut egoiſtiſche Perſönlichkeit, keine wahre, lebendige, nur eine formelle, faſt hohle Conſequenz; Verſammlungen, die nur ſind, weil ſie gebräuchlich, die kein eigentlich poſitives Recht haben, die ſich in ihrem Scheinleben bewegen, weil die Geſellſchaft einmal ſo und nicht anders beſteht, die Blaſen, Nebel, Irrlichter ſind, Kälte in der Leidenſchaft, Langeweile im Genuß, ein Zerſtören

im Schaffen, einen Haufen voll Mittelmäßigkeit, ein Untergraben echter Begeiſterung, ein Abtödten energiſcher Wahrheit. Doch zurück zum Volksgarten.

Der Volksgarten.

Gleich beim Eintreten ſteht rechts ein Tempel mit doriſcher Säulenordnung, der Canova's Meiſterwerk, den Sieg Theſeus' über den Centaur, umſchließt. Schon im Jahre 1805 begonnen, ward die wundervolle Gruppe erſt im Jahre 1819 vollendet. Sie mag genug Zeit, genug Arbeit und Anſtrengung gekoſtet haben, dieſe naturwahre, kräftig üppige Kämpfergeſtalt, die, vom edelſten Zorn beſeelt, den verwilderten Centaur, dieſen halbthieriſchen Menſchen, vor ſich nieder auf den Boden drückt. Theſeus iſt der ſchönheitvolle Held mit dem göttergleichen Nacken, den Titanenſchultern, mit dem ſchwungvollen Ausdruck leidenſchaftlicher Bewegtheit, die höchſte Blüte des Heidenthums, ein

Werk, das den Sieg des Erhabenen über das Gemeine darstellt. Diese Symbolik drückt sich auch in dem niedergeworfenen Körper des Centaurs, in dem vergeblichen Sichaufraffenwollen gegen diese Götterkraft, in diesem Erstickwerden durch die höchste geistige Entrüstung aus. Theseus ist gleichsam eine Verschmelzung antiker Kunst mit der weichen modernen Behandlung des Marmors. Canova verstand diese Aufgabe vortrefflich zu lösen. Nie hat wol der Stein eine so lebenathmende Pracht als unter seinem Meißel empfangen. Schade ist es, daß die Aufstellung der Gruppe der Art ist, daß man sie nicht von allen Seiten sehen, nicht rund um sie herumzugehen vermag. Sie ist etwas engherzig in das äußerste Ende des Tempels gedrängt und mit einer eisernen Balüstrade versehen. Was dieser Canova für ein Künstler war! Wenn man all' die schwellenden Adern und Muskeln, all' das Nervengewinde des jugendlichen Theseus betrachtet, so begreift man, daß er keine Bedeckung dulden, sondern völlig nackt die Keule schwingen, fest im tiefsten Selbstvertrauen, siegesgewiß dastehen

mußte. Da iſt wirklich ein Centrum der Kraft, eine vollkommene, ſich hoch aufſchwingende Idee! Da iſt auch Drang nach kernhaftem Stoffe, nach Friſche, ohne einſeitiges capricirtes Hinneigen zur Antike, eine geſchloſſene, faſt herbe Schönheit. An dem Werk fühlt man, daß die Bildhauerkunſt eine freie, von den verſchrobenen Formen des Geſchmacks völlig unabhängige Welt iſt. Sie könnte das Volk zurückführen zur wirklichen Schönheit. Thut ſie es? Gibt ſie nicht im Allgemeinen den Anblick von Wechſelbälgen? Und ihre Schweſter, die Malerei, wirft ſie ſich nicht in jetziger Zeit in eine nebelnde, ſüßduftende Frömmelei, in katholiſche Formen, in liebäugelnde Religionsanſchauungen, die nichts Würdiges, nichts Großes bringen?

Der Prater.

Ich habe vom Volksgarten geſprochen und will auch ein Wort vom „Sperl", von der „Walhalla" und dem „Wurſtelprater" ſagen. Der „Sperl" iſt ein kleiner, wenig anſprechender Garten, in dem Abends getanzt, muſicirt, geraucht und Bier getrunken wird; ein Local, in das der Fremde eindringen, das dem Höherſtehenden aber der Schicklichkeit wegen verſchloſſen bleiben muß. Ich habe den „Sperl" nicht aus Prüderie, ſondern zufällig menſchenleer geſehen, ich kann alſo nicht von ſeinem Eindruck reden. Man erzählte mir, daß es da luſtig hergehen, daß der Grundſatz des Aparten da herrſchen ſoll. Man hält es nicht für nöthig, ſich zu ſalben und mit wohlriechendem Waſſer zu

beſprengen; man wirft die geſellſchaftlichen Zwangsjacken, den ſittlichen Ernſt von ſich und legt einmal das Bekenntniß ſeiner Nonchalance friſch und frei ab. Der „Sperl" iſt ein Garten ohne romantiſche Illuſion, ein Ort, wo nur gelacht, geſcherzt, wol auch getobt wird. Der ganze Plunder von herkömmlicher Sitte, von bürgerlicher Eitelkeit, von ariſtokratiſcher Gefallſucht geht hier auf im lodernden Strohfeuer des Frohſinns. Die „Walhalla" und andere ſind ähnliche Orte, wo Einer den Andern überſchreit, wo die geniale Blaſirtheit, die ironiſche Leerheit ſich gütlich thun und das Vergnügen ſich mit der Genußſucht zuſammenbindet, wo die Luſtigkeit ſtatt des Scherzes walten kann. Anders iſt das im „Wurſtelprater". In dieſem blüht die ganze Phantasmagorie der Volksvergnüglichkeiten, da ſind die Carouſſels, die Affenkomödien, die Polichinelkaſten, da ſind auch die Rieſenknödeln, die Bratwürſte, das Juchhe und die hoch in die Luft ſich ſchwenkenden Mützen.

Der „Wurſtelprater", der mit dem faſhionablen Prater zuſammenhängt, hat eine unmittelbar hei-

tere Geſtalt, eine lachende, wohlthuende Phyſiognomie, hat einen derben Fluch auf den Lippen, und in der Hand das ſchäumende, überfließende Bier. Hier bewegen ſich die wiener Blouſenmänner, die Proletarier, die Unumwundenheit, der phraſenlos-natürliche Volkston; hier wogt eine Maſſe, die ſinnliches Behagen für Schadloshaltung der ſchweißbedeckten Arbeitsanſtrengung hält. Dieſe ganze bunte Menſchenflut glänzt und blitzt in einer ſo herzlichen Fröhlichkeit, ſie hat ſo ſehr die epikuräiſche Anſchauung inne, ſie wandelt mit ſo ſchlanken, behenden Füßen über die Wieſenteppiche oder macht wol auch einmal ein neckiſches Salto mortale, daß mir vor ihr recht wohl geworden iſt.

Gegen dieſen „Wurſtelprater" genommen iſt der ariſtokratiſche Prater ſehr langweilig und öde, ein wahrer Anſtandscodex voll gradgezogener Alleen, leer in dieſer Jahreszeit, wo die Reiter und Karoſſen, der Luxus, dieſes die Seele aufzehrende Getreibe, einen andern Weg genommen haben. Ungeheure Bäume, umwuchert von Moos, Waldpartien, Wieſengrund, ein plätſcherndes Quell-

chen, weidendes Vieh, gezähmtes Wild, man kann das Alles in diesem Prater sehr schön finden. Nur ist er menschenleer; ein Ort, der seine Anbeter verloren hat. Der Abend war wieder unsagbar herrlich. Das purpurrothe Feuer der Sonne umspielte die grünemaillirten Blätter der Bäume; die Lichtwirkungen zeigten sich seltsam, wunderbar durchsichtig, voll Nebeldünste, aus denen hie und da das Wasser schimmernd hindurchblitzte oder ein Kirchthurm grau und mächtig emporschoß.

Es ist Manches für Wien in neuester Zeit geschehen. Ganze Straßen sind entstanden, Märkte und Paläste umgeformt, die Thore neugeschaffen worden. Sonderbar ist es, wie sehr das Leben in den Vorstädten mit dem in der Stadt contrastirt. Man sollte denken, daß diese Vorstädte unabhängig, gleich Provinzen, ein regeres Dasein als Wien entfalteten, als wenn es sich in diesen breiten Straßen freier als in der Residenz athmen ließe. Wenigstens haben sie Blicke in die Ferne, auf den Kahlenberg, auf die Donau; haben breite, helle Straßen, ein der Industrie und dem

Handel geweihtes Leben, haben auch weitläufige Gärten und Villen, worunter die des Fürsten Metternich in der Landſtraße am Rennweg obenan ſteht.

Die Villa Metternich.

Dieſe iſt ganz in der Art der italieniſchen gebaut. Ueber dem Eingang lieſt man die Inſchrift: «Villa Metternich.» Reiche Gruppen von Bäumen und Blumen, beſonders eine Maſſe weißer Roſen, die aus einer Vaſe quillen und ſich in Guirlanden ſchlingen, ſchmücken den grünen Raſenplatz vor dem lauſchig gelegenen Landhauſe. Rechts iſt der Salon der Fürſtin, in dem ſich zwiſchen Blumen, Bildern, Säulen, Möbeln, Portièren, kurz Allem, was der Geſchmack des Tages fodert, ihr Leben am Morgen abſpinnt. Die Empfangszimmer ſind links. Wenn man bei dem ſeitwärts gelegenen Portale ausſteigt, ſo tritt der Fuß auf die Moſaikinſchrift: «Salve», und von da in ein herrlich mit Malachitvaſen aus-

ſtaffirtes Vorzimmer. Links iſt ein weißer Saal mit einem einzigen Fenſter auf der einen und Glasthüren auf der andern Seite, mit Schlinggewächſen und Blicken in das Grüne, und rechts geht man durch ein Gemach in eine von Marmorſtatuen prangende Halle, wo das Licht von oben hereinfällt. Dieſe Halle enthält Kunſtwerke von Canova, von Thorwaldſen, von Rauch, Tenerani und Andern. Sie ſind ſinnig aufgeſtellt und zeugen von der kenntnißvollen Einſicht des fürſtlichen Eigenthümers. Was mir überaus wohlgefiel, war die Vermeidung der Malerei, die ſich in anderen Sammlungen ſo leicht mit der Sculptur vermiſcht, war Ruhe und Einfachheit der Aufſtellung, die angenehm einwirkt. Da ſteht unter vielen herrlichen Statuen die Canova'ſche Venus, dieſes lebensvolle, liebebeſeelte Weib, das ſich myſtiſch in das ſie leicht umwallende Tuch hüllt, die üppigen Formen nur errathen, nicht ſehen laſſend. Sie ſcheint dem Bade entſtiegen und horcht ſcheu auf, ob Tritte ſich nahen. Neben ihr ruhen Amor und Pſyche von Tenerani in ſtürmiſcher Umarmung. Die holdſelige

Pſyche hat das träumeriſche Haupt mit halbgeſchloſſenen Augen rückwärts, den Kuß des Geliebten zu empfangen, geſenkt. Der Leib iſt hingeſunken. Amor beugt ſich mit ausgebreiteten Flügeln über ſie; er hat die ganze flatternde Luſt des Götterſohnes, die langgeſtreckten Glieder, die Glorie der Schönheit, eine kühne Erſcheinung voll reinſter Naturwahrheit und ſo weich und mild, daß die Kunſt der Darſtellung hier einen großen Triumph feiert.

Der Eßſaal ſtößt an dieſe Halle und dieſe bildet wieder den Mittelpunkt reichverzierter Gemächer in viereckter und länglicher Geſtalt. Der Fürſt hat ſich ein Landleben inmitten der Stadt und dem Gewirre der Geſchäfte, ein Haus geſchaffen, in dem er mit der Fürſtin in herzerquickender Stille lebt. Selbſt die Kinder und die Dienerſchaft bewohnen nicht dieſes, ſondern ein angrenzendes Gebäude. Alles athmet ländliche Einſamkeit; der Ton, die Farbe, der Duft iſt einfach, aber in dieſer Einfachheit glänzt die Behaglichkeit, dieſer echte, rechte Luxus, in dem die Gedanken und Pläne zarte Fäden ſpinnen können.

Ich aß gerade beim Fürſten Staatskanzler, als die gräßliche Mordtragödie des Praslin'ſchen Ehepaars verhandelt und von den Anweſenden vielfach beſprochen wurde. Abwechſelnd mit dem Fürſten las die Fürſtin, deren Antlitz nach den reizenden Kunſtwerken der eben beſchriebenen Halle gebildet zu ſein ſcheint, die darüber aus Paris friſch eingelaufenen Nachrichten laut vor. Es wurde viel discutirt, viel anatomiſirt. Immer bleibt dieſe That eines jener Myſterien, die tief in dem unenträthſelten Innern des Menſchen ruhen. Man nannte den Herzog von Praslin mit Recht ein Ungeheuer. Man bedauerte, daß er ſich jetzt der blutigen Strafe entzogen und ein Leben geendet habe, das dem rächenden Geſetze verfallen ſein ſollte. Man ſprang über von dieſer einzelnen Erſcheinung auf die ſo natürliche Bewegung im Volk, die täglich ſeines Gleichen auf den Richtplatz gutwillig führen läßt und hier um die Genugthuung, ohne Unterſchied des Standes einen Pair und Herzog unter der Guillotine fallen zu ſehen, betrogen ward. Wie bedauerlich dies nun auch iſt, ſo muß ich geſtehen, wenn ich meine

Meinung ohne Furcht vor Misverſtändniß ſagen darf, daß der Herzog von Praslin gewiß mehr phyſiſch und moraliſch durch ſeine Vergiftung und die tief in ſich verſteckten, nicht ausgeſprochenen Erinnerungen als durch einen ihm gemachten Proceß und richterlichen Ausſpruch gelitten hat. Man tadelt ſo oft die Erfindungen der Dichter als übertrieben; man nennt dieſe Schilderung unwahr, jene ſentimental; man hält Dieſes und Jenes für emphatiſch, man zieht mit Kritiken und Satyren zu Felde, bis plötzlich der große Poet, der Weltſchöpfer, uns ein furchtbares Ereigniß, eine gleichſam von ihm gedichtete Allegorie zur Entzifferung hinwirft. Wir ſtehen ſtaunend davor. Wir legen ihr mehr als einen Sinn, mehr als eine Bedeutung unter. Wir taſten an dem Wendekreiſe, der eine ſolche Kataſtrophe herbeiführen konnte. Wir entſetzen uns vor dem Abgrund zu unſeren Füßen, vor den Dämonen des menſchlichen Herzens und vor der Nemeſis, die zerſtörend darüber hinwegſtürmt. So zu lieben und ſo zu ſterben, ſo verbunden und ſo getrennt zu ſein — es iſt eine ſo erſchüt-

ternde Begebenheit, eine ſo ſchreiende Thatſache, daß es wol erlaubt iſt, darüber ein Wort aus der innerſten Erfahrung, ein warnendes Wort zu ſagen.

Die Actenſtücke dieſes unſeligen Ereigniſſes liegen vor uns. Wer ſich die Mühe gibt, hier zwiſchen den Zeilen zu leſen, kann Vieles entdecken. Er ſieht in eine wild dahineilende Weiblichkeit, in eine nie raſtende Unruhe, in ein Gemüth, das die Fehler ſeiner Eigenſchaften hat. Die Herzogin ſchildert ſich ſelbſt in ihren Briefen an den Herzog, in ihren «Impressions», wie ſie den tagebuchartigen Bericht ihres Lebens nennt. Sie ſpricht von ihrer Trägheit; ſie klagt ſich an, für den Mann mehr als für die Kinder zu fühlen; ſie entſagt ihrer mütterlichen Autorität, weil ſie zugibt, daß ſie nicht für die Erziehung, nicht für dieſes ernſteſte aller Geſchäfte gemacht ſei. Sie glaubt, daß dieſer Act dem Herzog ein friſcher Beweis ihrer Liebe ſein muß; ſie ſtützt ſich ſogar auf ihre Unterwerfung als auf ein neues Recht. Sie, die dieſes nothwendige Opfer ihrem Charakter bringt,

ſie will den Lohn dafür in der erhöhten, liebevollen Anerkennung des Gatten, in einer Entflammung von Gefühlen, die die Zeit, die die Umſtände unmöglich machen. Sie lebt ſo hin, ſchwankend, leidend, ſchreiend, duldend; immer auf ein Morgen hoffend, das das Heute wieder gut mache, immer neue Anläufe wagend, immer zurück auf die martervolle Wahrheit, auf die Ueberzeugung geführt, daß ſie, die die Liebe ihres Gatten für unwandelbar gehalten, dieſe abſterben und verdorren ſieht. Das Verbrechen ſchleicht heran. Es erreicht ſie, als ſie eben angefangen hat, ſich zu beruhigen, als ſie wenige Wochen vor ihrem Tode in ihr Tagebuch ſchreibt: «Je ne puis me rendre compte de ce qui m'avait inspiré cet amour si passionné. Ce n'est plus le même homme; comme il s'est éteint l'esprit, rétréci le coeur! Rien ne l'anime, rien ne l'intéresse. Tout est galvanisé.» Dieſe von ihr geſchilderte Ruhe, dieſe ſchmerzliche Enttäuſchung über ein Weſen, dem ſie die edelſten Motive für die unedelſten Thaten zuſchrieb, iſt der Vorläufer des entſetzenvollen Ereigniſſes. Sie iſt

in Paris am Abend der verhängnißreichen Nacht angelangt. Die Deluzy hat das Haus verlaſſen. Mit dieſer ihrer Entfernung hat die Herzogin den Sieg für ihr trotzendes Recht — trotzig erlangt. Es ſind Drohungen auf Scheidung vorhergegangen. Sie iſt allein in demſelben Zimmer, in dem der Herzog mit ihr funfzehn Jahre gewohnt hatte, auf der Stelle, wo zehn Kinder geboren wurden. Die Lampe brennt düſter. Wie iſt Alles anders wie vor ſechs Jahren, wie fühlt ſie ſich einſam! Da tritt der Herzog unvermuthet ein. Sie hebt den Kopf empor; ſie traut ihren Augen kaum. Er hier, er in dieſem von ihm gemiedenen Zimmer, er ſie ſuchend?.... Sie hat in dieſem Augenblick Alles vergeſſen, die langen Beleidigungen, die weinenden Schmerzen, die blutigen, nimmer raſtenden Kämpfe. Sie jubelt ihm entgegen und er kommt — ſie um eine Ehrenerklärung für die Deluzy zu bitten. Immer dieſer Name, dieſe Perſon, die ſich zwiſchen die Herzogin und den Gatten ſtellt, immer das Phantom einer Rivalin! Die Herzogin entwindet ſich ſeiner vielleicht zärtlichen An-

ſprache. Das, was ihr eben noch Wonne war, wird ihr zum Entſetzen. Sie ſagt Nein! und wieder Nein! und immer wieder Nein! Sie will nicht lügen, nicht ſchreiben, ſie will keine Ehrenerklärung geben. Der Kampf entſpinnt ſich. Erſt leiſe, dann aufſchwellend, dann drohend. Die Herzogin widerſteht. Da zieht der Herzog ein Meſſer... Die Herzogin proteſtirt noch einmal und der in ſeinem Hochmuthe bis zur Wuth gereizte Mann hält ſich nicht mehr, er ſtößt zu. Das Opfer ſchreit. Noch ein Stoß und, wie das Blut ſtrömt, wie das Geſchrei ſich verdoppelt, noch eine Wunde, hier, dort, im Nacken, im Geſicht, auf den Kopf, überall, wo das Leben pulſirt, bis es aus dreißig Wunden blutet und verſiegt. Die Domeſtiken erſcheinen. Der Mörder beſinnt ſich auf den ungeheuern Augenblick. „Lebt ſie? Spricht ſie?“ fragt er. Aber die Herzogin hat ausgelitten und nun ruft er ermuthigt: „Wer that das?“ Die Domeſtiken ſchweigen. Jeder von ihnen weiß, daß der Herzog der Mörder iſt. Die Behörde ſchreitet ein und als dieſe die Localität beſichtigt, den

Herzog ins Auge gefaßt hat, ruft ſie mit entſetzlicher Wahrheit: „Sie ſind der Mörder Ihrer Frau!“ Der Verbrecher antwortet nicht; er bedeckt ſein Geſicht mit den Händen und nimmt Gift.

Was iſt nun das Motiv dieſer That geweſen, einer That, die um ſo ſchauerlicher iſt, als der Herzog uns als ein gebildeter Mann dargeſtellt wird, als Ehrencavalier der Herzogin von Orleans, als der zärtliche Vater ſeiner Kinder, deren Erziehung er mit begeiſtertem Ernſt betreibt? Kann man eine abſolute Schlechtigkeit bei ihm annehmen? Muß man ſich dieſes Gemüth durch und durch entartet, dieſen Verſtand durch und durch verwirrt denken? Oder darf man glauben, daß hier irgend ein Umſtand, irgend ein Grund obwaltete, der den Herzog zum Wahnſinn brachte? Ich will nicht zögern, ſo viel Widerſpruch es hervorbringen mag, meine Anſicht darzulegen; ich will mich nicht ſcheuen, die Ueberzeugung auszuſprechen, die Ermordung der Herzogin ward durch das Uebermaß ihrer Liebe herbeigeführt. Es iſt traurig, wie

das Zuviel, welches uns in der Liebe immer noch als zu wenig vorschwebt, und die Frauen zu heroischen Thaten, zu der größten Selbstverläugnung, zu der Verklärung ihres Wesens treibt, Schaudervolles gebären und nicht allein zur crassesten Undankbarkeit, sondern zum wahnsinnigen Mord führen kann. Und doch muß ich sagen: das Uebermaß ist die Klippe der Frauen, ist ihr Martyrthum, ihre Strafe, ihre Hölle. Wehe der Gattin, welche Briefe wie die vorliegenden schreiben, sich so ganz verrathen, so ganz hingeben kann. Das männliche Herz ist schwer zu ergründen, aber sein hervorstechender Zug ist Drang nach Freiheit, also Egoismus, also Vereinzelung. Für den Mann ist die Liebe der Moment der Ruhe, des Genusses; nur der Moment. Schlingt euch noch so leise und leicht wie Epheu um den männlichen Stamm — seid luftig und duftig wie eine Orchidea, rankt euch noch so unsichtbar um seine Hoffnungen, um seine Pulsschläge.... ihr werdet auf die Länge eine Last, ein Hinderniß, der Gegenstand des Hasses und der Zerstörung sein. Woher diese Grausamkeit? Daher,

daß bei dem Manne der Wunſch nach Freiheit mit dem nach Liebe kämpft, daß er allein ſein will, allein in der Einſamkeit, wo die Gedanken ſich bilden, wo die Thaten wachſen, weil er ein ſich Hineinmiſchen in ſeine Perſönlichkeit nicht duldet, weil er nicht für die Ehe, ſondern für die Welt, nicht für die Liebe, ſondern für den Egoismus geſchaffen wurde. Darnach ſollten wir Frauen das Bedürfen in der Liebe beurtheilen; darnach uns richten, wenn unſere Sehnſucht uns weit über die männliche Grenze hinauszieht. Wenn eine Frau liebt, ſo gleicht ſie einem Baume, der ewig Früchte gibt. Immer reicht und ſättigt ſie. Aber das Begehren im Manne iſt augenblicklich, iſt nicht im Verhältniß zum Liebebedürfen der Frau.

Der Herzog von Praslin war kaum zwanzig Jahre, als er heirathete. Damals als er ſich mit Fanny Sebaſtiani verband, gehörten ihr jene ſüßen Traumphantaſien, jene Fülle von Liebe und Hingebung, welche die Jugend beſitzt. Damals liebte er ſie, lebte und webte er nur für ſie. Vielleicht, wäre ſie ſpäter verſtändig geweſen, er hätte

fortgefahren, ihr der zärtlichſte, der beſte Freund zu ſein. Allein die Herzogin war einerſeits eine leidenſchaftliche und anderſeits eine träge Natur. An ſie traten der Ernſt des Lebens, die Pflichten der Hausfrau und der Mutter, lange nicht mahnend genug heran. Sie wollte immer die Geliebte, immer die tändelnd Geſuchte, immer die einzig Bewunderte ſein. Und die Kinder wuchſen heran und jedes Jahr brachte ein neues Wochenbett, neue körperliche Ermüdungen. Indeß war der Herzog Mann geworden! Das, was die Jugend angeſetzt hatte, wollte ſich ausbreiten. Es trieb ihn aus dem Boudoir der Herzogin, der er funfzehn Jahre gleichſam gedient und geopfert hatte, hinaus in die Welt. Philoſophen behaupten, daß der Menſch alle ſieben Jahre eine neue Seele bekomme. Der Herzog, iſt dies der Fall, hatte zweimal dieſe Kriſis zu Gunſten ſeiner Frau überſtanden. Aber die dritte traf ihn wie einen ſich in Banden Fühlenden, wie einen unter der Laſt der Ehe Keuchenden, der nun dieſes aufreibende Verhältniß, dieſes beſtändige Beieinanderſein, dieſes ihn Behorchen,

wenn auch in Geſtalt der Liebe, nicht mehr ertragen konnte. Seine innerſten Freiheitsnerven empörten ſich. Die Luft war dumpf geworden. Zuerſt emancipirte er ſich von jenem Zimmer, in dem er funfzehn Jahre ſeines Lebens unabläſſig geathmet hatte, dann emancipirte er ſich vom Hauſe. Die Herzogin klagte. Sie fühlte ſich beleidigt, beeinträchtigt. Sie ſchrieb und ſprach viel von ihren Rechten; ſie drang auf die Rückkehr in ihr Zimmer, auf die äußerlichen Beweiſe von ehelicher Liebe, ſie ſprach von ihrer Entbehrung und ihrer Sehnſucht. Ja es geſchah ihr, in des Herzogs Kabinet zu dringen, wenn er allein ſein wollte, und die Folge davon war, daß er ihr den Zutritt zu ſich verſagte, daß er, als ſie unabläſſig bat, unabläſſig klagte, unabläſſig drohte, ihr bei Gelegenheit des Todes ſeines Vaters, wo er das Schloß Praslin erbte, ſagte: „Da wenigſtens wirſt Du nie zu Hauſe ſein!“ Welch eine Fülle von Bitterkeit, von angehendem, immer wachſendem Haſſe, welche Demüthigung und Entwürdigung! Was that nun nach allen dieſen herzzerreißenden Ereigniſſen die

Herzogin? Hüllte ſie ſich in die eigentliche Tugend des Weibes, in die Würde der Mutter und Hausfrau? Erfüllte ſie ihre Pflichten? War ſie ernſt thätig? Zwang ſie den Herzog zur Achtung? Duldete und ſchwieg ſie? Warf ſie ſich auf die Erziehung der Kinder, auf ernſte, nachhaltige Beſchäftigung? Sagte ſie ſich: Funfzehn Jahre hat er dich treu geliebt; jetzt, wo du verblüht biſt, jetzt ſtrebe, daß er in dir ſeinen Namen, ſeine Kinder, ſich ſelbſt ehrt. Sei ihm nicht mehr die Geliebte, ſondern die verſtändige, die zuverläſſige, die nachſichtige Freundin. Sei ihm ein Waffengefährte, ein großherziges Weib, vor dem er ſich beugt — ſagte ſie ſich das? Die Arme rang die Hände, ſie war in Verzweiflung, ſie ſchrieb Briefe über Briefe, behorchte und bewachte ihn, fragte: „Wohin gingſt du geſtern Abend?“ Sie ſchmähte und beleidigte die Deluzy und dieſe, die ſie ohne Takt, ohne Zartgefühl, eine Intrigantin ſchalt, der ſie Scenen machte, dieſe war es doch, die den Herzog mit geiſtiger Superiorität von den vielleicht lockenden Orgien ſeiner Freunde zurück zu

den Kindern, in das Studirzimmer führte, die ihn häuslich und väterlich machte!

Ich will hier nicht die Partie dieſer Gouvernante nehmen. Ich will nicht ſagen, daß ſie nicht ein ſchweres Unrecht in dieſem Hauſe beging; ich will nur andeuten, daß die Herzogin immer mehr ihren eignen Frieden untergrub, den Mann immer mehr reizte, jeden Tag einen Aſt vom Stamme ihrer Stellung in das Feuer der Leidenſchaftlichkeit und der Rückſichtsloſigkeit warf; jede Stunde und Minute den Abgrund tiefer grub, jede Secunde ſich ein Stück mehr von ſeiner Achtung und ihrer Würde rauben ließ. Ich will glauben, daß eine Geliebte, die den Mann ihres Herzens ſo hartnäckig verfolgt, ſo feſt umſtrickt, daß die endlich doch den Sieg über ſeinen Egoismus erringt, endlich doch von ihm anerkannt wird, aber — ich ſage es noch einmal, wehe der Gattin, die dieſen Weg einſchlägt, wehe der Mutter, die ihre Kinder für den Mann vernachläſſigen und dieſen mit ſinnlicher Liebe zu quälen vermag! Er wird, hingeriſſen vom Augenblick, vom Taumel der ihn um-

fangenden Arme berauſcht, vielleicht momentan nachgeben, vielleicht die verfeinerte, aber immer ſündhafte Lüge begehen, bei den Umarmungen der ihn bethörenden Gattin an andere Umarmungen zu denken, wie das uns Goethe in den Wahlverwandtſchaften ſo treffend und ſo ſchmerzlich ſchildert — aber erwacht und zu ſich gekommen, wird er die Gattin erſt verachten, dann ſie haſſen; auf ſie die Verantwortlichkeit ſeines innern Zwieſpalts werfen ihr nicht mehr vergeben, daß ſie ihn zur Sünde verleitet hat. Denn Sünde in meinen Augen iſt ſynonym mit Lüge, iſt die Schwäche, um des „lieben Friedens willen" ſich ſelbſt zu verläugnen. Das iſt auch das zerſetzende, zerreibende Princip der Ehe, daß ſie, ſind beide Theile nicht wahrhaftig, zur Verſtellung oder zum Kriege verdammt, daß ſie die Selbſtachtung untergräbt, daß ſie, einmal aus den idealen Formen der Offenheit herausgeriſſen, herunter-, nie hinaufzieht. Wie manche hohe Perſönlichkeit ging auf dieſem Wege unter! Wie klein ſehen wir Männer, die ohne die Ehe groß geweſen wären!

Ich geſtehe, daß mir die Briefe und Bekenntniſſe der Herzogin unheimlich ſind. Ueberall ſehe ich Phraſenſucht, überall begegne ich einem nichtsnutzigen Bedürfniß zur Schwärmerei; nach zwanzigjähriger Ehe ein ſich bei den Haaren Herbeiſchleppen, ein Jammern nach leidenſchaftlicher Liebe, das die Natur des Mannes, je lauter es iſt, deſto heftiger von ſich ſtößt. Ich verſetze mich in die Lage des Herzogs; ich ſchreibe im Geiſte zu meiner Belehrung Antworten auf die Briefe der Herzogin, ich ſtelle ihr ihren Wahnſinn vor, ich ſchildere ihr die entſetzensvolle Lage eines Ehemannes, der nicht mehr lieben kann und der doch lieben ſoll, die ſpannende Stellung vor der Welt, dieſe Berührungen der Kinder, dieſe Stimmungen und Verſtimmungen, dieſes Auflöſen der Nerven, dieſes Aechzen nach Luft..... ich ſtelle ihr das Alles vor, bis ich zu der Mordthat komme.... dann freilich ſtumpft ſich jede Sympathie für den Herzog ab und ich werde in ein Chaos von Schauder, von Widerwillen, von Entſetzen über die menſchliche und männliche Natur geworfen. Vielleicht be-

mächtigt ſich einmal ein geſchickter Seelenanatom dieſes wichtigen Stoffes und läßt uns aus dieſen Vorgängen eine furchtbar ernſte Lehre ziehen. Jedenfalls iſt es damit nicht abgethan, wenn der procureur général du Roi den verſammelten Pairs ſagt: «La duchesse de Praslin a été assassinée par son mari, à qui elle avait donné dix enfants, à qui elle avait apporté avec tous les dons de la nature, ceux de l'esprit le plus cultivé, de l'âme la plus élevée, du coeur le plus aimant.» Und weiter unten fortfährt: «Il m'a semblé que la meilleure manière de vous faire entrer dans le fond des pensées, serait de mettre sous vos yeux une partie des lettres écrites par Mme. de Praslin à celui même qui était si indigne de les recevoir, reste si précieux des émanations d'une des plus belles âmes que Dieu ait créées pour l'honneur de tous les temps et de tous les âges.» Welche Phraſen! Vielmehr ſtellt ſich das dringende Bedürfniß heraus, eine andere Löſung für ſo herzzerreißende Zerwürfniſſe in der Ehe als die blutige zu finden, ſtellt ſich die Noth-

wendigkeit einer ernſten, ſittlichen Grundlage im männlichen wie im weiblichen Leben dar. Das, was die franzöſiſche Preſſe von der Verderbtheit, von der Leichtfertigkeit und Unmoralität der höheren Stände ſagt, iſt nur zu wahr. Wahr, daß eine Literatur wie die der «Mystères de Paris» die Phantaſie der Zeit vergiftet hat. Aufſtehen ſollte ihr alleſammt, ihr Förderer der Wahrheit, ihr Philanthropen und Philoſophen, ihr Staatsmänner und Schriftſteller, die ihr für die Freiheit, für das Wohl der Menſchheit kämpft, ſollte die Schulen überwachen, den Jünglingen edle Beiſpiele, den Mädchen ernſteres Wiſſen geben, ſollte die mangelhaften Geſetze in befriedigende umſchmelzen, ſollte nicht die Lüge der Ehe einzwängen in die Unmöglichkeit der Trennung. Unſere Gebräuche ſind Proteſtationen gegen die Natur. Hat die Natur kein Recht? Eben, weil ſie zurückgewieſen wird, eben deshalb tritt ſie zuweilen ſo furchtbar gebieteriſch auf. Sie muß grade, weil ſie ihr nur das handbreite Terrain der kleinſten Erdſcholle anweiſt, appelliren, muß ſich frei machen, muß löſen, was nicht Gott, nein,

was die Menſchen ſchufen. Zurück aber in die Gegenwart, zu heitern, edlern Eindrücken! Da iſt die Ambraſiſche Sammlung, die ich am Morgen geſehen hatte.

Die Ambraſiſche Sammlung.

Dieſe war urſprünglich Eigenthum des Erzherzogs Ferdinand, deſſelben, der die ſchöne Philippine Welſer heirathete und in ſtiller Zurückgezogenheit mit ihr auf dem Schloſſe Ambras bei Innsbruck bis zum Tode ſeines Vaters lebte, wo dann für ihn eine glänzende Periode, die Periode der Anerkennung und des Kunſtſinnes eintrat. Ferdinand liebte die Kunſt, beſonders da, wo ſie die kriegeriſchen Erinnerungen anſprach. Daher die theilweiſe ſehr koſtbaren Rüſtungen, die wichtigen Handſchriften, die Portraits berühmter Menſchen, die Bücher, Kupfer- und Holzſtiche, die geſchnittenen Steine und andere Gegenſtände. Dieſe Sammlung iſt erſt ſeit dem Jahre 1816 in Wien aufgeſtellt.

Früher auf Ambras bei Innsbruck habe ich das arme Schloß kahl und von all' diesem kostbaren Schmuck entblößt, wie eine Beraubte, recht traurig und trübselig gefunden. Gleich beim Eintreten steht die gigantische Rüstung des in Eisen gehüllten Dieners des Erzherzogs, ein Bauer aus Trient, der neun Fuß maß. Dann zeigen sich zu Pferd aufgestellte Harnische, welche Ferdinand selbst getragen hat, eine herrlich getriebene schwarze Leibrüstung, die verschiedenen Waffen berühmter Männer, sehr zierlich aufeinandergeschichtet, unter andern Franz I., Königs von Frankreich Harnisch in Bruchstücken, der Hirschfänger von Friedrich mit der leeren Tasche u. s. w.

Die zweite Rüstkammer enthält die Rüstung des Kaisers Maximilian I. von der Zeit, wo er statt zu beten noch kämpfte, seine Armbrust, die ich mir in ihren riesigen Dimensionen gern ansah, und manches andere Bemerkenswerthe. In der dritten Rüstkammer prangt die herrlich getriebene Rüstung des Erzherzogs und die aus Eisen gefertigte, sehr schöne des Alexander Farnese, Herzogs von Parma.

Wie muckenhaft man ſich neben dieſen in Eiſen gehüllten Coloſſen vorkommt! Wie man ſich hinweg aus der dünnen Gegenwart in dieſe derbe Vergangenheit verſetzt! Wie man in das hier aufgehängte Oelbildniß von Rudolph von Habsburg blickt und über die ganze in Reih' und Glied ſtehende Dynaſtie nachſinnt! Das träumeriſche Ausſpinnen dieſer Gedanken hilft mir über die Langeweile, die mir einer der herumführenden Invaliden verurſacht. Ich glaube mich im Schloſſe Ambras an einem Fenſter, das in die grüne Alpenpracht hinausgeht. Ich höre das Glöckchen der Schloßkapelle, das Stampfen der Streitroſſe, die lachende Luſt der ſich unterhaltenden Kriegsknechte. Da bricht ein Geharniſchter durch die Reihen; es iſt Ferdinand, Philippinens Gatte. Wie gut ihm der Helm, die ſchwarze Rüſtung ſteht! Wie männlich vertrauensvoll er hinaus in die erhabene, mit anmuthigen Abwechſelungen ausgeſtattete Natur blickt! Nun erſcheint auch Philippine, die lieblich ſchöne Augsburgerin, die die zarteſten Seiten dieſes Gemüths berührt. Sie iſt ſittig und ernſt, mit einer ſtark

ausgeprägten Phyſiognomie und einer faſt marmorweißen Hautfärbung, das blonde Haar lieblich in Flechten geordnet, den Kopf vorwärts in Liebe und Unterwürfigkeit gegen ihren Herrn gebeugt.... Mein Führer entriß mich meinen Phantaſien und führte mich vor Schränke, in denen der zoologiſche und mineralogiſche Theil der Sammlung aufgeſtellt iſt, vor Thongefäße zu häuslichem Gebrauch, zu Bildwerken aus Stein geformt und endlich zu geſchnitzten Gegenſtänden, unter denen der Raub der Sabinerinnen aus Cedernholz und eine Amazonenſchlacht von Alexander Colin mich ſehr intereſſirten. Colin wußte einfach künſtleriſch die bewegteſten Stoffe zu behandeln, die Belebtheit neben der plaſtiſchen Ruhe darzuſtellen! Dies hat er beſonders am Innsbrucker Mauſoleum des Kaiſers Max, das er ſo ſinnvoll gefertigt, ſo unermüdlich ausgearbeitet hat, kund gethan.

Das Belvedere.

Ich verſtehe nichts von den ägyptiſchen Alterthümern, die neben der Ambraſiſchen Sammlung aufgeſtellt ſind, nichts von den Mumien, um welche Neugierige ſich ſcharen und die mir etwas Grauenhaftes haben. Deſto überraſchter war ich durch das Belvedere, das ich mir gar nicht ſo reich und wohlgeordnet vorgeſtellt hatte. Zuerſt iſt das Gebäude an und für ſich ſchon impoſant. Dies im italieniſchen Bauſtyl ausgeführte Luſtſchloß beſteht aus zwei Stockwerken und zwei Flügeln. An der ſüdlichen Seite iſt der reich mit Stuckarbeit verſehene Eingang und die ſchöne Doppeltreppe, die hinauf in das erſte Stockwerk führt. Von dort tritt man in hohe, wahrhaft kaiſerliche Gemächer,

in denen ſyſtematiſch vertheilt die venetianiſche, die römiſche, die florentiniſche, die bologneſiſche, die neapolitaniſche und links die niederländiſche und holländiſche Schule aufgeſtellt ſind. Im Belvedere iſt es ſelbſt für Den, der keine Gemälde liebt, herrlich. Denn man kann ſtatt auf die Leinwand zu blicken in den Garten gehen, wo es ſo traulich im Sonnenſchein zwiſchen den Alleen ſich wandeln oder neben dem kryſtallenen Teiche ruhen läßt.

Ehe ich in die Galerie trat, habe ich einen langen Blick auf Maria Thereſia, auf dies ſchöne edle Frauenantlitz geworfen, das hier im Marmorſaal friedlich von der Wand herablächelt. Ich habe ſie mir in die Seele geprägt, dieſe Züge einer denkenden Kaiſerin. Wenn ich um mich ſchaue, ſo erkenne ich, daß die meiſten Menſchen nicht da ſtehen, wo ſie ſtehen ſollten. Kaiſer und Könige, Staatsmänner, Dichter, Erzieher, Philoſophen, ſie ſind kaum am Rande der Stelle, auf der ſie in der Mitte ſein ſollten. Alles in dieſer Welt iſt ſo wunderlich durcheinandergemiſcht, daß man nicht weiß, ob das der Zufall oder der Wil-

len eines Einzigen that. Aber bei Maria Thereſia muß man geſtehen: die Frau war an ihrem Platze. Die war dazu berufen, den gehaltenen Ernſt, die Würde und den Adel der Herrſcherin zu vertreten; ihr war das lebendige Eingreifen in den Staat, die Erkenntniß der Wahrheit geſtattet. Die hat einmal gethan, was ſie ſollte; gewollt, was ſie für Recht erkannte. An der Erſcheinung erquickt man ſich, die gibt fromme, feſte, ſtill hinüber- und herüberziehende Gedanken. Mit dem Eindruck betrete ich die Zimmer rechts. Gleich das zweite Bild von Giacomo Palma, das Chriſtus vom Kreuze abgenommen und von den Seinigen beweint darſtellt, iſt eins von denen, die man nicht wieder vergißt. Wenn ich von Poeſie höre, von reiner Geſinnung, von kräftiger Ueberzeugung, von großen Gedanken, von unverbrüchlicher Liebe, muß ich an Jeſus denken, an dieſen göttlichen Moment der Weltgeſchichte, in dem Kirche, Kunſt, Wiſſenſchaft, alle Pulsadern höchſter Geiſtesthätigkeit zuſammenfloſſen im aufflammenden Chriſtenthum. Wenn ich mir einen rührenden, erhebenden Tod aus-

male, einen Tod, der die Gnade Gottes leibhaftig macht, ſo denke ich wieder an Jeſus. Dieſer liegt, gemalt von Palma, in bebende Schauer des Geſtorbenſeins gehüllt, das Auge gebrochen, die himmliſche Weichheit des Antlitzes von Schmerzen umwölkt, ermüdet, aber doch tröſtend, doch beſtätigend, was er vorausgeſagt hatte und was nun eingetroffen war. Weiterhin in demſelben Zimmer hängt eine liebliche Verkündigung Veroneſe's, ein zukunftathmendes, heiter anſprechendes Gemälde mit einer jungfräulichen Maria, die dem Erzengel Gabriel nichts weiter als das Verſtummen in Seligkeit zu zeigen vermag. Später kommt die Anbetung der Weiſen von Veroneſe, kommt der Jubel der Gegenwart, der flammende Morgenſtern, die glückverheißende Beſtätigung. Veroneſe hat ſich in dieſen Compoſitionen ein jauchzendes, verklärtes Chriſtenthum voll reiner Kunſtlinien zu ſchaffen gewußt, ſchwärmend im Glauben, im Seelenfrieden, in lebendig lockenden Farben.

Palma begegnet mir wieder im zweiten Zimmer, in einer Mutter Gottes mit dem Kinde, den

heiligen Markus zur Linken und links die heilige Urſula Ich ziehe aber die Kreuzesabnahme, dieſe verſchmelzenden Tinten, dieſe bleichgewordenen Uebergänge, die ſo unnachahmlich den Tod zeigen, vor.

Pietro della Vecchia hat das Kniestück eines ſchwarzbärtigen Kriegers, des Ritters Bayard, geliefert. Er zieht in ſpaniſcher Kleidung, das Federbaret auf dem Haupte, den Degen. Eine leichte Röthe, vielleicht die des Zorns, ruht auf dem ausdrucksvollen Angeſicht. Die Phyſiognomie iſt energiſch, ſpiritualiſtiſch, ſchwermüthig.

Wie lieblich duftig ſteht da eine Madonna von Tizian, vor ſich das Kind, hinter ſich einen geſtreiften Vorhang, um ſich die Wonnen jungfräulicher Mütterlichkeit.

Im dritten Zimmer ſchläft Joſeph an ſeiner Werkbank, von Raphael Mengs gemalt. Das Bild athmet Ruhe. Man ſpricht leiſe. Wer möchte den müden Schläfer wecken? Wer den Traum unterbrechen? Joſeph ſchläft. Er ſieht einen Engel, der zu ihm von der Flucht nach Aegypten ſpricht. Wie umdämmert das Bild ausſieht! Wie

es voll Kindlichkeit iſt! Und doch iſt es nur der ſchwache Abglanz eines andern, der Verkündigung Mariens von Mengs, eines Bildes, das voll lichten Tages glänzt. Es hat wirklich das idealiſche Leuchten eines verhießenen Glücks, den ſüßen Frieden, das Element ächt menſchlicher Naivetät. Die Jungfrau iſt nieder auf die Knie geſunken. Ihre blöden, mädchenhaften Augen wagen den Engel vor ihr nicht anzublicken. Nur an dem Strahl, den der heilige Geiſt ihr in leuchtender Sonnenhelle in die Bruſt ſenkt, erkennt man die Wonnen in ihr. Das iſt eine Glückliche! Das Lächeln hat ſich nicht auf die Lippen geſenkt, aber im Gemüthe lächelt ſie, im Herzen fühlt ſie den Odem Gottes, der ſie mit flüſternden Stimmen zu Gott emporhebt. Der feurige Entſchluß, die auflodernde Kraft brechen ſich mitten durch die Ueberraſchung Bahn. Schnell iſt ſie ſich der ihr verkündeten Wonne bewußt; ſchnell begreift ſie, daß ſie göttliches Werkzeug iſt, deswegen aber gibt ſie ihre primitive Natur nicht auf, dies Stillleben der beſcheidenen Exiſtenz, nein! ſie erlaubt ſich nur

weit hinaus in die ſonnige Ebene, in die blauen Ahnungen, in die unermeßliche Augenweide zu ſchauen. Ihr Herz frohlockt und ſchmiegt ſich dankend in ſich; ſie iſt nicht haſtig in der Freude, ſondern ſtill. Keine Ungeduld zeigt ſich. Maria wartet, weil ſie glaubt. Wie das ſchön gedacht iſt! Wie unmittelbar der Eindruck übergeht auf den Beſchauer! Welch ein Dramatiker dieſer Mengs neben dem Maler iſt! Er hat mit dieſem Vermiſchen der poetiſchen Empfindung in die Hiſtorie, mit dieſem Ebenmaß, dieſem Schatten und Licht eine große Wirkung hervorgebracht.

Von Mengs komme ich zu Rafael. Maria iſt mit beiden Knien auf die Erde geſunken und neigt das Jeſuskind zu dem kleinen Johannes herab, der ihm Früchte bringt. Joſeph hält den Eſel am Zaume. Die Handlung iſt einfach, voll Ruhepunkte und ſtrahlenbrechender Stille. Rafael hat einen edlen, feurigen, inhaltsreichen Inſtinkt, eine reife Anſchauung, eine glühende Einbildungskraft. Der große Horizont der Kunſt hat ſich ihm ſo ſeltſam weit geöffnet, daß man ſich hüten muß,

im Einzelnen das Schöne finden zu wollen, da es bei ihm immer ein Ganzes, ein Harmoniſches iſt. Die poetiſche Beſonderheit zittert an jedem Staubfaden und zieht uns in das Heiligthum dieſes Künſtlers, in die buntſchimmernden Farben ſeines gottgeweihten Pinſels. Es iſt noch ein anderes Bild von ihm da, Maria im Grünen, wie ſie auf einer Raſenbank ſitzt und Johannes dem Jeſuskind das hölzerne Kreuz darreicht. Das iſt auch eine Zauberſchöpfung, von der man nicht fort kann. An der ſtillt ſich die Unruhe des Menſchen und der kalte Zweifel löſt ſich in die eigene Unzulänglichkeit, in die unbeſtimmte Sehnſucht auf. Der farbenreiche Hintergrund bildet die geeignetſte Staffage zu dieſer göttlichen Kinderſcene. Der Pinſel iſt reif, vollſtändig, keck. Immer ſcheint der heilige Glaube, die wohlthuende Andacht hier unbefangen und heiter vorzuklingen. Nichts ſteht abſeits; das allgemein Idealiſche, das Correcte und Claſſiſche iſt Rafael's Eigenthum geworden.

Ich habe ſelten eine ſchönere Geſtalt geſehen, als die Wahrheit von Carlo Dolce, allegoriſch dar-

geſtellt, im vierten Zimmer. Mit Lilien umkränzt, ein ſtrahlendes Herz in der Rechten, blickt ſie anmuthig beglückt aufwärts. Ja, ſo muß die Ruhe der Ueberzeugung ausſehen. So in ſich gehalten und verklärt, überſchaut ſie den unaufhaltſamen Strom von Verneinungen, der unter ihr hin- und herwogt. Die Lüge muß ſich Grenzen ziehen; dieſe Wahrheit in der Ueberzeugung muß über ſie hinwegſchreiten. Das iſt eine wahrhafte Verklärung edler Geſinnung. Wie Carlo Dolce dieſe Allegorie erfand? Ich denke mir, daß er einmal eine Situation durchträumte, die ungefähr folgende iſt: Ein Künſtler, in der Einſamkeit aufgewachſen, reich ausgeſtattet, mit Talenten aller Art verſehen, ſchön, jung, beneidet, tritt in die Welt und in die Geſellſchaft, knüpft hier eine Beziehung und dort ein Verhältniß an, beobachtet und philoſophirt und als er ſieht, daß Dies hier gegen den Brauch, Jenes gegen die ſogenannten Grundſätze der Welt anſtößt, beugt und bückt er ſich, will's Allen Recht machen, buhlt und geizt nach dem Beifall, will ſcheinen, was er nicht iſt, will Phi-

liſter ſein, er, der Künſtler iſt. Das geht ſo eine Weile fort. Er iſt im Taumel. Er kommt zu keiner Beſinnung. Nur an ſeinen Leiſtungen erkennt er mit Erſtaunen, daß eine Aenderung vorgefallen iſt. Seine Geſtalten flößen keinen Enthuſiasmus mehr ein, die Philiſter nicken Beifall, der Herr Pfarrer, wenn er Sonntags aus der Kirche ſchreitet, lüftet das Sammetkäppchen. Die Künſtler, die Bevorzugten aber ſtehen abſeits. Sie blicken hinüber zu Dem, der ſie verließ; ſie können dem Treiben, dem Jagen nach dem Lobe der Menge, dieſem ganzen Gepränge, dieſen Phraſen von weltlicher Pflicht, von weltlicher Ehre, dieſem Irrthume wol eine Thräne, aber keine Achtung weihen. Sie wiſſen, daß der ſo handelt, aus Schwäche, nicht aus Ueberzeugung handelt; ſie hoffen auf die Zukunft, auf ein Löſen von der Eitelkeit, auf eine Rückkehr zur Wahrheit. Der Künſtler fühlt ſich immer einſamer, immer gedrückter. In dem Proceſſe der Gährung und Zerſetzung begriffen, blickt er ſcheu hier- und dorthin, denkt er mit Wehmuth der wonnigen Tage in der Einſamkeit und Freiheit,

der Himmelsblüten von Sonſt, in die ſich die eiſigen Winterſchauer der Gegenwart und in ihr die entehrende Verſtellung miſchen. Er fängt an zu denken, zu träumen, zu leiden. Das, was er erlangte, befriedigt ihn nicht. Das, was er verlor, war eine Welt voll Freude, erfüllte ihn ganz, befriedigte ihn ganz. Und er gab das auf um jenen Applaus der Philiſter, um jenes Kopfnicken des Herrn Pfarrers! Wie konnte er ſo verblendet ſein? Wie ſich, wie die Kunſt, wie die Geſinnung verlieren? Die Flammen der Reue lodern hell auf, als er ſinnend daſteht. Plötzlich reißt ein Nebel vom Auge und die göttergleiche Wahrheit, die Aufrichtigkeit, Geſinnung, Ehre iſt, erſcheint in überirdiſchem Glanze, das ſtrahlende Herz in der Rechten, die Lilien der Reinheit auf dem Haupte. Gott, wie der Künſtler da auf die Knie fällt, wie er fühlt, nicht der Welt, nicht den Philiſtern, nicht dem Herrn Pfarrer, nein, der Wahrheit müſſe er dienen! Wie er ſich aufrafft in Thränen und hinüber zu den Brüdern eilt, wie er ihnen den Irrthum, die Schwäche bekennt, wie er arbeitet und

nun auf einmal Alles ſo ganz anders in ihm wird, wie er fühlt: den Beifall der Welt könne man entbehren, aber nicht das eigene Bewußtſein, nicht die eigene Ueberzeugung!

Nicht weit von dieſem Bilde hängt ein anderes von Carlo Dolce, eine Maria mit dem Kinde. Maria iſt diesmal im Profil gemalt. Das Profil iſt das Charakteriſtiſche im menſchlichen Angeſicht. Ihr werdet ſcheinbar hübſchen Geſichtern begegnen, die, rund oder oval, künſtleriſche Linien zu beſitzen ſcheinen, aber dreht ſie um, ſeht ſie von der Seite an, da ſind ſie unedel, wenn nicht gar trivial. Das Profil iſt der Probirſtein der Schönheit; in dem ſpiegelt ſich nicht allein die Form, ſondern auch die Seele ab. Das mag ſich Carlo Dolce geſagt haben, denn er hat in dieſes Marienprofil die zarteſte Zartheit, die edelſten Conturen gelegt.

Was Leonardo da Vinci mit dem Bilde bezweckte, wo Herodias dem Scharfrichter befiehlt, das Haupt des heiligen Johannes in eine Schale zu legen, begreife ich nicht. Die ganze Compoſi-

tion ſcheint mir ein Irrthum des Künſtlers, eine Geſchmackloſigkeit zu ſein, die ſehr ſtörend iſt.

Anders iſt das mit einer Magdalena von Francesco Furini, die, mit beiden Armen auf einen Tiſch geſtützt, das thränengebadete Antlitz aus dem Rahmen heraus gegen den Beſchauer wendet. Es gibt ſo viele weinende Magdalenen; faſt kein Künſtler, der nicht eine in ſeinem Leben gemalt hätte, faſt keiner, der hier nicht geſcheitert wäre. Aber dieſe in leidenſchaftlicher Aufgeregtheit, vom tiefſten Schmerz überwältigt, dieſe in offenbarer Luſt ſich ausſtrömende Büßerin hat ſo viel wahre, hingebende Schönheit, ſo viel Nachläſſigkeit, ſo viel Reue, ſo viel Thränen, einen ſo hinſterbenden Körper, eine ſo wundenvolle Seele, daß man ſehr ergriffen, ſehr zur Nachſicht geſtimmt wird.

Die von Guido Reni im fünften Zimmer aufgeſtellten Bilder gefallen mir nur mittelmäßig. Sehr ſchön iſt der Chriſtus mit der Dornenkrone auf dem Haupte; aber die Sybille von demſelben Maler, die nachdenkend mit der Rechten ſich auf ein Polſter ſtützt und in ein offenes Buch blickt, iſt

ein durch und durch verfehltes Werk. So ſieht keine Sybille aus! Das iſt nur ein eitles, aufgeputztes Frauenzimmer, das hochmüthig in die tragiſche Komödie des Lebens, ſuperklug und herzenskalt blickt.

Annibale Caracci hat einen todten Chriſtus geliefert und deſſen Haupt in den Schoß der ohnmächtigen Maria gelegt. Das Colorit iſt ſo ſonderbar blauweiß, ſo kupferſtichartig, daß ich zweimal hinſehen mußte, ehe ich begriff, daß dies Farben in Oel wären. Die Compoſition iſt herrlich; die chriſtlich-poetiſche Geſinnung rauſcht mit entfalteten Schwingen, die Pforten des Himmels öffnen ſich und werfen die glänzendſten Lichtſtrahlen.

Im Bruſtbild des Apoſtels Petrus von Guido Reni iſt der fiebernde, krankhafte Ausdruck im Auge, die Kraft der Geſichtsknochen, das Primitive eines Jüngers des Heilands, der doch nicht immer Herr ſeines Leibes und ſeiner Schwäche war, vortrefflich wiedergegeben. Petrus glaubt; aber mitten im Glauben und Ringen ſieht man die Ungeduld des Augenblicks, ſieht man die An-

ſtrengung, die Ermüdung, den Inſtinkt des perſönlichen Intereſſes.

Parmigianino hat den Amor als Bogenſchnitzer gemalt. Er ſteht, den linken Fuß auf einige Bücher geſtemmt und dreht ſich ſo, daß der ganze wunderbare Rücken anſchaulich wird, ein Rücken, der nur dem Götterſohn, dem Inbegriff der lieblich heranwachſenden Männlichkeit, nur dem Abkömmling der Venus gehören kann. Das irdiſche Wort „ſchön" iſt für dieſen Idealismus lange nicht bezeichnend genug.

Im kleinen Johannes mit dem Rohrkreuze und einem Lamme zur Seite lacht mich Murillos' allerliebſte Schalkhaftigkeit an. Es iſt eine dem Leben und der Zukunft abgerungene, eine faſt rührende Schalkhaftigkeit, denn dieſes Kind hat neben dem Lächeln des Mundes ſo ſeltſam ernſte Augen, einen ſo entſchiedenen Seherblick, daß die Abſpiegelung der Zukunft hier ſchon beginnt. Welche Bedeutſamkeit in dieſem Kindergeſicht, welche friſche Luſt des Daſeins, welche Emſigkeit und Rührigkeit! Dieſer kleine Johannes iſt wirklich ein Wunder der Kunſt.

Die Art, wie Luca Giordano die hoffärtigen Engel vom Erzengel Michael ſtürzen läßt, gefällt mir nicht. Das iſt eine arbeitende Unruhe, eine Art von vornehmer Prügelei, die Gedankenloſigkeit, gemeine Oberflächlichkeit verräth. Wie kam der Maler zu dieſer grandios ſein ſollenden Compoſition, zu dieſen überangeſtrengten, brutal gedachten Engeln?

Ich geſtehe, daß ich mich mit der Niederländiſchen Schule nicht ganz befreunden kann. Sie iſt meiſt naturtreu, nicht idealiſch, liefert Portraits, die bewunderungswürdig ausgeführt, aber deswegen doch nicht begeiſternd ſind. Recht ſchön ſind die Rembrandts links vom Marmorſaal im erſten Zimmer; wohlthuender waren mir die Landſchaften im zweiten, dieſe Ruisdaels, Peters und Andere, die um mich den Zauber der Waldeinſamkeit woben. Ich vertiefte mich gern in dieſe kleinen murmelnden Bäche, in dieſe friſche natürliche Farbe, in dies dichteriſche Naturgepräge, fand Erholung, eine poſitive Anſchauung, eine Abweſenheit von wucherndem Unkraut. Dann kommt Van Dyk

im dritten Zimmer. Van Dyk hat ſchönere Portraits als Heiligenbilder gemalt. Gleich am Eingange hängt eine Muttergottes von ihm und weiter ein Chriſtus in der Grabeshöhle, die mir nicht gefallen. Van Dyk war ſich nicht immer klar in ſeinen Schöpfungen. Man kann ſich bei ihm der Vergleichung zwiſchen der Idee und der Ausführung nicht entziehen. Er wird ſich zwar ſelber nie abhanden kommen laſſen, aber man muß auch zugeben, daß Van Dyk kein durchweg dialektiſcher Künſtler war. Ich habe nur einen Chriſtus am Kreuze von ihm, zuerſt in Genua und dann hier im Belvedere, geſehen, der mir ſeines Rufes vollkommen würdig ſchien. Es iſt der im Katalog mit Nr. 22 bezeichnete, ein Chriſtus in der Finſterniß. An dem Bilde zuckt der Schmerz des Augenblicks. In den Farben iſt lebensvolle Wahrheit, iſt wirklicher Triumph der Religion, iſt Fülle und Wirkſamkeit.

Der Rubens-Saal hat mir imponirt, beſonders Mariens Himmelfahrt, von unzähligen Engeln umgeben, die ſo lieblich zart ſchweben, ſo heilig

durchſichtig, ſo phantaſtiſch planvoll ſind, daß ich ſehr entzückt, ſehr überraſcht war und Rubens, dem großen Maler, demüthig Abbitte für vieles und vorſchnelles Urtheilen von früherher that. Nie iſt mir Rubens' künſtleriſche Größe eindringlicher als in dieſem einzig durch ihn geſchmückten Saal erſchienen; nie habe ich eine ſo klare Anſchauung ſeiner Leiſtungen gehabt. An ſeine genialen Portraits reihen ſich die idealiſch gedachten Heiligenbilder, die im Rubens-Zimmer hängen, löſen die Schale von dem zarten Kern und laſſen uns tief in das Zellengewebe ſeines Genius ſchauen. Nur das Bild ſeiner Gattin, der ſchönen Helene Forman, ganz entblößt in einem nur übergeworfenen Pelzmantel, den ſie zuſammenhält, iſt mir ſehr verletzend geweſen. Rubens vernichtet durch dieſes Bild jene Begriffe der Keuſchheit, die ſelbſt das Nackte nicht verlieren darf. Darin zeigt er nicht die nothwendige Selbſtbeherrſchung, die friſche Geſundheit des Künſtlers, das iſt kein ideeller, aber auch kein genialer Zug.

Das „Weiße Kabinet" enthält Blumen- und

Fruchtſtücke. Sie nehmen ſich in dieſer Aufſtellung, hart aneinandergedrängt, ohne Unterbrechung von Landſchaften oder anderen Gemälden, etwas monoton aus. Das „Grüne Kabinet" iſt ergibiger, Thier- und Fruchtſtücke wechſeln mit lieblichen Genrebildchen ab. Die Niederländiſche Schule iſt wie ein Concert jubelnder Stimmen. All' dieſe Trinkenden, Rauchenden, Spielenden, all' dieſe freundlichen Frauen, im Innern ihrer Zimmer vor dem Toilettentiſch oder ſittig über ihre Schwelle in die Kirche ſchreitend, haben etwas Erheiterndes, Wohlthuendes. Man ruht ſich aus und kommt man dann ſogar in eine Waldgegend, wo eine Gänſehirtin im Vordergrunde ſitzt oder ein Schäfer ſeine Heerde mit dem Horn zuſammenbläſt, ſo bleibt man ſtehen, verſinkt in die kleinen unſcheinbaren Genüſſe, hat Gefühle wie ſtille Träumereien auf einer Bank, geht weiter, begeiſtert ſich nicht, exaltirt ſich nicht, erlebt auch nichts, aber erfreut ſich.

Die hier zu findenden Denner, das Portrait einer alten Frau in einem röthlichen, mit Luchspelz

ausgeſchlagenen Kleide, und der Kopf eines bejahrten Mannes mit langen grauen Haaren in einem Pelzrock ſind faſt zum Erſchrecken lebendig. Der Maler hat gleichſam mit einer Loupe gearbeitet und mit einer anatomiſchen Beſtimmtheit jede Ader, ſo zart wie ein blauer oder rother Seidenfaden, jedes Haar, jeden Einſchnitt, jede Falte naturgetreu wiedergegeben. In dieſer geſetzmäßigen Beweglichkeit iſt mir das Alter noch nie erſchienen. Noch nie habe ich den Eindruck einer kraftvollen Perſönlichkeit wie hier durch Denner empfunden. Die alten blöden Augen, mit kleinen Blutgefäßen unterlaufen, die hinter ſpärlichen Augenbrauen und Wimpern hervorblicken, ſind zwar müde, aber wohlwollend. Man glaubt, ſie ſich bewegen zu ſehen. Der geſchloſſene Mund ſcheint reden zu wollen. Die Bruſt athmet gleichmäßig. Iſt da nicht ein weißes Härchen von den Augenbrauen herab auf die Wange gefallen? Auch das hat Denner zu malen verſtanden.

Im ſechsten Zimmer wohnt Teniers und ſeine Schule. Dieſe Art der Aufſtellung iſt praktiſch.

Das ganze Treiben und Weben jener Künſtler ſteht dicht aneinandergereiht. Die Epochen werden ſichtbar. Man iſt mit einem Schritt in der Mitte der Kunſtgeſchichte. Daſſelbe Syſtem iſt im Erdgeſchoß befolgt. Außer der Italieniſchen und Niederländiſchen Schule iſt hier auch die Altdeutſche in ihren verfehlten Flugverſuchen, in ihrem Mangel an Perſpective, in ihrem mehr paſſiven als activen Empfinden. Es iſt etwas den Stoff nicht Bewältigendes in dieſen Bildern, das beweiſt, wie wenig fertig die Kunſt in den Köpfen dieſer Meiſter lag. Sie ſind deswegen als Erſcheinungen im Gebiete der Malerei beachtungswerth, aber ich läugne nicht, daß ſie mich nie angeſprochen, nie wirklich erwärmt haben. Licht und Leben ſtrömt immer nur aus Italien. Da herrſcht Rundung der Formen, ſüßes Locken der Natur, vollſaftige, ſtrahlende Geſundheit, ſtatt daß die Deutſche Schule des Mittelalters die Familie, das Häusliche, das Philiſterhafte, ſelbſt unter den Heiligen, darſtellte. Dieſe Madonnen haben immer den Ausdruck ihrer vier Wände, haben

immer nur Stilleben, ſind immer nur in Proſa überſetzt.

Die Sammlung im Belvedere iſt ſo reichhaltig, daß ſie zu überſehen unmöglich wird. Man erliegt förmlich unter den wechſelnden, ſtürmiſchen Eindrücken, unter dieſer maſſenhaften Begegnung der erſten Künſtler der Welt. Man muß, um nur einen ſchwachen Ueberblick zu gewinnen, von Zimmer zu Zimmer wandern, muß Gefahr laufen, an originellen Mittelmäßigkeiten hängen zu bleiben und Rafael, Correggio und Guido Reni zu überſehen. Gefreut hat mich der ſtrömende Zudrang des Publicums. Selbſt Soldaten begegnet man hier, die ihre freien Stunden zum „Bilderbeſehen" benutzen. Keinem wird der Eintritt verweigert und nur das iſt ſtörend, daß um zwölf Uhr jede Sammlung geſchloſſen wird, eine Stunde der Freiheit, die zwar für die Aufſeher des Eſſens wegen nöthig ſein kann, den Fremden aber aus allem Zuſammenhang reißt und ihn gleichſam bis zwei Uhr unbeſchäftigt auf die Straße wirft.

Die lebenden Künſtler, meiſt einheimiſche, haben

ein eigenes Local im Belvedere, in das ihre Leistungen aufgestellt werden. Ich habe hier bestätigt gefunden, was ich schon anderweitig erwähnte. Das historische Bild kann in Oestreich nicht gedeihen. Alle Versuche, in der enggezogenen Grenze etwas zu schaffen, sind misglückt. Nichts, was einen Vorsprung, eine besonders originelle Idee verriethe. Man fühlt sich nicht angespornt, nicht von einer überraschenden Wendung berührt. Alles ist verschwommen und langweilig. Anders ist das mit den Genrebildern und den Landschaften. In beiden sind die Oestreicher Meister.

Joseph Bayer, der noch nicht dreißig Jahr alt starb, hat einen allerliebsten, blondlockigen Knaben in rothsammtener Kleidung gemalt. Das Gesichtchen webt sich wie von selbst aus Schönheit, Ebenmaß, aus geistigen Atomen, Liebe, Anmuth und Keckheit zusammen; es ist gewissermaßen eine Festsetzung des künftigen Wesens zu spüren.

Amerling läßt einen Fischerknaben am Wasser ruhen. Der hat gut seine Kräfte zum Fischfang zusammengenommen, hat sich wohl strecken und

dehnen müſſen, um an den Broterwerb zu gelangen; dafür ſitzt er nun behaglich und die kleinen gefangenen Fiſche, die er in die Holzſchuhe gelegt hat, wird er — leidlich verkaufen.

Danhauſer, der geniale, heitere Künſtler, iſt geſtorben. Es iſt ſonderbar, wie ſelten Maler alt werden. Woran das liegen mag? Das Lebensbuch der Künſtler hat viele weiße Blätter, auf denen man Entmuthigungen, Annäherung an die Wahrheit, verſchlungenes Seelenvermögen, herzzerreißende Conflicte, Misgriffe, verletzten Ehrgeiz, vereinzelte Größe, vereinzelte Schwäche, ſo Vieles verzeichnen könnte, das nicht in ihren Biographien zu leſen iſt. Ich weiß nichts von Danhauſer, als daß er im vierzigſten Lebensjahr geſtorben iſt; aber ich habe „das Scolarenzimmer eines Malers" und „die komiſche Scene in dem Arbeitszimmer eines Malers" im Belvedere und in der Arthaber'ſchen Sammlung geſehen; es ſind werthvolle Bilder. Danhauſer muß ſehr humoriſtiſch geweſen ſein; und doch carikirt er nichts; es iſt weniger das lächerliche, weltliche Element, als die lockende, zitternde

Bewegung des Witzes zu bemerken. Er will, wenn er auch ſelbſt nicht luſtig iſt, die Andern heiter ſtimmen. Daher ſeine gutmüthigen Capriolen, daher ſeine kleinen neckiſchen Poſſen.

Fiſchbach zeigt uns einen Bauernknaben und ein Mädchen, die ſich um einen Vogel ſtreiten.

Führich hat ſich in bibliſche Motive verſenkt. Sein Gott Vater auf Wolken ſitzend, mit Engeln umgeben, der Moſes Geſetze aufſchreibt, iſt mir ebenſo wenig erfreulich geweſen, als ſeine Frescos in der Kirche der Jägerzeile. Dagegen iſt Gauermann ein tüchtiger Landſchafts- und Thiermaler. Er hat eine gewiſſe beabſichtigte Nachläſſigkeit, eine nicht zu verkennende Eleganz, mit welcher ſeine Heerden blöken, das Laub der Bäume ſich ſchüttelt, der Kettenhund bellt und die liebliche, kleine Alltäglichkeit in der Geſtalt eines ruhenden Ackermannes, eines kräftigen Bauerburſchen, einer Fiſcherin, einer Kindergruppe ſich Bahn bricht.

Sehr wohlgefällig erſchienen mir zwei Bilder von Peter Krafft, „der Abſchied des öſtreichiſchen Landwehrmannes von ſeiner Familie und die Rückkehr.“

Karl Rahl hat ſich in einer Scene aus dem Nibelungenliede verſucht, ohne daß dieſe Compoſition beſonders genügen möchte.

Schiavoni liefert eine reuige, in tiefen Schmerz verſunkene Magdalena, die in einer Höhle kniet. Das Bild iſt voll brennender Trauer und Sehnſucht, ſehr edel gedacht.

Von allen dieſen Gemälden wandte ich mich immer gern zu den landſchaftlichen, theils mit, theils ohne Staffage, zu dieſen aus Licht, Luft und Farbe gewebten Bildern, zu dieſen Waldgebirgen, einſamen Seen, romantiſch auf Felſen hängenden Ortſchaften, zu den behaglichen Mannichfaltigkeiten und den weiteſten Fernſichten der Natur. Wie ruhig Gauermann die von der Alp zurückkehrende Heerde am Königsſee ſich einſchiffen läßt! Wie hübſch die italieniſche Landſchaft mit dem Meere im Hintergrund, die Anſicht der Stadt Vietri, die von Portici, ein Meeresſturm bei Neapel, alle vier von Rebell, mich nach Italien verſetzen! Mit einem Sprunge war ich dann wieder am Traunfall, von Schödlberger, in einer Gegend

in Mähren, wo aus einem Waldkeſſel ein Bach hervorſtrömt, oder am Hallſtädter See, den Steinfeld gemalt hat.

Wenn zu der Malerei nichts Anderes als Landſchafts- und Genremaler gehörten, gewandte, rührige Künſtler, die, unermüdlich thätig, verſtändig die Natur zu copiren ſuchen, ohne an Nachruhm, an Unſterblichkeit zu denken, die Verzicht geleiſtet haben auf claſſiſchen Ruf, auf geiſtigen Zuſammenhang, ſo möchte ich die öſtreichiſchen Künſtler oben an als ſehr begabt, ſehr ſtrebend nennen. Wer aber in der Kunſt mehr die Idee als die Leiſtung, mehr das Ideale als das Reale ſieht, der muß wieder bedauern, daß ſich Männer wie dieſe nur an gewiſſe Zweige, nicht an alle halten dürfen, daß es eine Cenſur für die Hiſtorie gibt, die gewaltſam erſtickt, was ſich ſegensreich entfalten könnte.

Baden.

Das Wetter war ſo ſchön, daß ich mit der Eiſenbahn nach Baden fuhr. Gleich hinter Wien zeigt ſich links ein Kirchhof, auf dem Gluck ruht. Der geiſtreiche Dichter Ludwig Frankl (Herausgeber der Sonntagsblätter), dem ich manche lehrreiche Stunde in Wien verdanke, indem er freundlich genug war, mich über die große Stadt zu orientiren, hat Gluck's Grab, dies verſunkene, faſt nicht zu findende Grab, aus der Vergeſſenheit zu ziehen und es der Gegenwart zu erhalten gewußt. Aber was Ludwig Frankl, trotz ſeiner vielfachen Anregungen durch die Preſſe, nicht vermocht hat, das iſt: Gluck's Muſik den

Wienern wieder hörbar zu machen. „Man kann ſagen," ſchrieb er einmal in den Sonntagsblättern, „daß Gluck wirklich in Wien begraben liegt." Warum grade hier, wo ſo viel Sinn für Muſik, ſo viel Erinnerung und Dankbarkeit für Mozart, Beethoven und Haydn herrſcht, wo es in allen Straßen und Gärten in luſtig-ernſten Klängen tönt? In Berlin, in Dresden, in München ſind Gluck's Opern wiederholt und mit großer Andacht aufgeführt worden; nur in Wien, wo er dichtete und lebte, wo er ſeine Noten ausgearbeitet und ſie in dramatiſche Wirkung geſetzt hat, wo die Luft noch voll von ihm ſein ſollte, nur da iſt es ſtill von ihm. Einen ſchönen Stein konnten die Wiener auf ſein Grab vor einem Jahre liefern, Reden konnten ſie halten, aufgefriſchte Biographien durften gedruckt werden, allein Gluck's Geiſt mit ſeinen Akkorden, ſeinen organiſchen Schöpfungen, mit ſeinen maleriſchen Effecten iſt deshalb doch noch nicht erſtanden. Es mag an den Unternehmern des Kärnthnerthortheaters, an ihrem Mangel an Kenntniß der deutſchen Muſik, an der man-

gelnden Anregung von oben liegen. Bedauerlich bleibt dieſe Lauheit immer. Sie verſtimmt beſonders Den, der über dieſen Kirchhof hinaus an Gluck's Leben, an ſeine Unſterblichkeit denkt. -

Die dampfende Locomotive, die ſich vor hohe, elegant eingerichtete Wagen geſpannt hat, in die man vermittelſt einer Leiter gelangt, um auf bequemen Divans Platz zu nehmen, ſchnaubt bei lieblich gelegenen Ortſchaften, bei Weinbergen und Kornfeldern vorbei. Die Gegend wird erſt hügelig, dann felſig. Höhen im blauen Duft, königlich ſchön, Waldungen mit kleinen, weißſchimmernden Häuſern dazwiſchen, eine Ruine hier, ein Kirchthurm dort, ſchimmern und glitzern unter den mächtigen Strahlen des Lichts. Die Berge rücken näher und ſchwinden, der Weg wirft ein dunkelgrünes Gebüſch in den Vordergrund oder zeigt ein italieniſch gebautes Landhaus in der Ferne, bis man, angeregt durch die vielfachen Eindrücke, plötzlich Baden, das reizende, von Hügeln umgrenzte Baden erblickt.

Beim Ausſteigen aus den Waggons wird man

von Fiakern umſchwärmt, die dem Reiſenden ſeine Unkunde am Geſichte anſehen und durch unverſchämte Preiſe den Glauben an die wiener Gutmüthigkeit ſtark zu erſchüttern drohen. Das „Was ſchaffens, Ihr Gnaden!“ tönt aus der Geſchäftigen Munde. Ein kleiner Bettelbube reißt den Wagentritt herunter, eine Fruchtverkäuferin reicht Weintrauben und Melonen in Prachtexemplaren hin. Endlich ſitzt man in einer zurückgeſchlagenen Kaleſche und der Kutſcher jagt heiter und ſchmunzelnd vor den Neubauten Badens in die engen Straßen der Stadt und auf die Promenade. Die Badegäſte haben ſich unter Bäumen verſammelt. Luſtig und lieblich ſpielt das Orcheſter einen Strauß'ſchen Walzer. Hinter dieſem bunten Gewühl zieht ſich eine Anhöhe herauf, die, mit kleinen Fußpfaden durchkreuzt, ſchattige Ruheſitze und Ausſichten auf ein überraſchend ſchönes Thal bieten.

Ich wanderte hier- und dorthin, athmete wonniglich die friſche Luft und fand dann meinen Fiaker mit dem unternehmend aufgeſetzten weißen Hute wieder, der mir die Landhäuſer Badens, die Weilburg

und das Helenenthal zeigen ſollte. Das kleine badener Theater liegt rechts. Links iſt eine Brücke über ein Gebirgswaſſer geſchlagen, das zahlloſe Kieſel in der Art der Rhone heraufgeſchwemmt hat. Jetzt erſt zeigt ſich die eigentliche Schönheit Badens. Die ſchwefelriechenden Quellen mit ihren gemeinſchaftlichen Bädern ſind am Anfang der breiten Landſtraße gelegen. Ihnen gegenüber reiht ſich ein Luſthaus an das andere, bald im gothiſchen, bald im italieniſchen Geſchmack, Blumenvillen, ſo umduftet von den bunten Kindern der Flora, ſo beſchattet von Kaſtanien- und Akazienbäumen, ſo reich an Farbe und Blütenfülle, daß es mir in der That war, als hätte ich im Leben nichts Lieblicheres geſehen. Zuweilen ſteht ein Haus mitten im Grünen mit einem bogenartigen Eingang, der in den Hofraum voll Blumen mit einem Springbrunnen führt; oder man kommt vor einem dichtbewachſenen eiſernen Gitter vorüber, hinter dem eine Wohnung, mit Weinlaub bekränzt und von Monatsroſen umgeben, im funkelnden Sonnenglanz ſtrahlt. Ueberraſchend iſt die Anordnung der Blumenbeete,

die ich nirgends ſo ſchön wie in Wien geſehen habe. Es iſt eine Mannichfaltigkeit der Pflanzen, Blumen, Sträucher und Bäume, eine Ueppigkeit des Raſens, daß ich mich im Süden, in einer wonniglich befremdlichen Exiſtenz, wie geblendet vom Feuer der Farben fühlte und Deutſchland erſt wieder ahnte, als ich einen bedeutenden Felſen und auf ſeinem Haupte die ſtolze Weilburg liegen ſah. Dieſer Felſen iſt auf der einen Seite ſchroff und reicht bis in das Bett des jetzt waſſerleeren Gebirgsfluſſes hinab. Auf der andern verflacht und vermengt er ſich mit grünen Anhöhen, die liebliche Spaziergänge bis tief ins Helenenthal hinauf- und hinabziehen. Da es ſo lauſchig im Schatten der Bäume war, ſo ſtieg ich aus, ſchlug einen Seitenweg ein und kam gehend und träumend in den Hof der Weilburg, das Eigenthum des unlängſt verſtorbenen Erzherzogs Karl. Die Fenſter waren trauernd verhüllt, die Thüren verſchloſſen. Man ſah, hier hatte ein Leben geendet und ein neues war noch nicht wieder begonnen. Wie ich ſo daſtand, mir den ehrenwerthen Charakter des Erz-

herzogs zurückrief, die Verbena zu meinen Füßen blühten und die Springbrunnen melancholisch plätscherten, trat ein in Trauerfarben gehüllter Portier zu mir, der mir eben nicht höflich andeutete: Hier in diesem Hofe dürfe Niemand wandeln, der sei aller Welt verboten! Ich war höchlich beschämt, unberufen und unberechtigt in fremdes Eigenthum gedrungen zu sein, aber auch unsanft durch den Gedanken berührt, daß der Geist des Erzherzogs, der Unfreundliches nie gedacht, so schlecht von einem despotischen Portier vertreten würde. Die Fürsten werden unpopulair auf diese Weise und wissen es nicht. Wie sollten sie auch wissen, daß ungeschliffene Diener sich ein Recht anmaßen und harmlos Reisende, die wie ich zwei Schritte auf ihr Terrain thun, das obendrein hier nichts als ein gepflasterter Hof war, in ihrem Namen ungastlich hinausweisen!

Ich hatte meinen Wagen erreicht und fuhr, die Weilburg und ihren florumhangenen Portier hinter mir lassend, hinüber ins Helenenthal. Hoch auf Felsen, die eine erhabene Gebirgskette bilden,

ſieht eine alte Burg, dann wieder eine und noch eine. Epheu drängt ſich mächtig durch die ſteinigen Spalten, Weinranken mit reifenden Trauben hängen üppig hernieder. Ueber die Bäume ragt ein Thurm oder eine Gloriette; an ſie heran ſchlingt ſich das Grüne des Weiß- oder Rothdorns. Pflanzen und Blumen, Vögel und Schmetterlinge erglühen unter dem tiefblauen Himmel, duften und jubeln den warmen Sonnenſtrahlen entgegen, die ſich tiefer und tiefer ſenken und dann hinter den Bergen ſchwinden. Wie es nun ruhig und friedlich im Helenenthal wird! Wie man erſtaunt, daß kaum vier Poſten von Wien eine ſo mächtige Natur andächtig das Auge aufſchlägt! Wie man ſich gern hier niederlaſſen, hier in der Begrenzung der Berge, im Anblick des traumwebenden Abends die Sorgen hinter ſich werfen, genießen und glücklich ſein möchte! Aber man iſt eine Reiſende, man darf nur ſehen, nicht verweilen. Glaubt es mir, ihr guten, nachſichtigen Leſer, die ihr in müßigen Stunden dies Buch flüchtig durchblättert, Dies und Jenes nicht ungern und Anderes

mit ſcharfem Tadel leſet, es iſt oft traurig zu reiſen, wenn man im Gefühl der Gebundenheit durch Zeit und Verhältniſſe, nie zu einem vollkommen harmloſen Genuß kommt, der doch allein in der Ruhe, im beſchaulichen Aneignen beſteht.

Ich bin im Helenenthal bis zu den Krainerhütten gekommen und habe dann den Wagen wieder nach Baden umkehren laſſen. Man kann durch Heiligenkreuz nach Brieht und Mödling und ſo zurück nach Wien fahren. Ich habe es nicht gethan, und jetzt, wo es zu ſpät iſt, wo ich mich aus augenblicklicher Ermüdung vor der weitern Fahrt gefürchtet habe, thut es mir leid, weil man mir ſagt, daß ich das Schönſte der Gegend dadurch verſäumt habe. Uebrigens iſt der Eindruck dieſer ſich in der unmittelbaren Nähe Badens aufthürmenden Bergnatur, vor Allem aber das Felſenthor, welches durch den Urtheilsſtein geſprengt iſt, grandios genug. Man fährt vorüber an der, ſich von dieſer Seite am ſchönſten zeigenden Weilburg, neben lieblichen Landhäuſern hin nach Baden, wo wir

in der „Stadt Wien“ in einem Akazienwäldchen im Freien Mittag machten.

Die Stille des Abends hatte ſich über die Gegend gebreitet. Die Sterne tauchten einzeln am tiefen Blau des Himmels auf. Plaudernd ſaßen die Badegäſte vor den Thüren. Alles war heiter. Alsbald begann auf der Eiſenbahn das materielle Leben, das Pfeifen der Locomotive, das Blaſen der Conducteurs, das Rennen und Schreien der ſich verſpätenden Reiſenden. Wien gibt nach einer ſolchen rüttelnden Fahrt mit ſeinen hellen breiten Straßen der Vorſtädte und den kleinen engen der Stadt, mit den Gaslampen und den ſtrahlenden Magazinen einen behaglichen Eindruck. Die Natur hat uns verlaſſen; aber es läßt ſich auch ohne ſie, beſonders weil der undankbare Menſch ſie erſt eben genoſſen, recht angenehm bei Dehne Eis aus Ananas, Pfirſichen oder Melonenſaft gefertigt, eſſen. Dies Café iſt unter den zahlreichen Wiens das vorzüglichſte. Das Local iſt klein, aber hübſch mit Gasflammen erleuchtet. Hieher kommt die faſhionable Welt, die Dandies mit gelben Hand-

ſchuhen und die ſchönen wiener Frauen. Außerdem ſind für Fremde die Reſtaurants im Schwan und bei Prevoſt zu empfehlen, die einen pariſer Zuſchnitt haben.

Die Kaiſergruft.

Täglich habe ich in Wien Neues geſehen, täglich bin ich Straß' auf, Straß' ab in dieſem wunderbar ſich kreuzenden Gewirr gewandert und immer habe ich friſche Eindrücke, friſche Betrachtungen mit in mein ſtilles Zimmer gebracht. Unter die ernſten, faſt ſchauerlich-traurigen, gehört die Beſichtigung der Kaiſergruft. Sie liegen da in Scharen, die Großen des Reichs, zuſammengedrängt in einem Gewölbe, eingeſchloſſen in mächtig große metallene Särge, von Moderduft umweht, ſtill, einſam, ſchweigſam, ihre Namen mit eiſernem Griffel eingegraben und ſie ſelbſt zuſammengetrocknet oder Staub!

Es gibt ein wunderliches Ceremoniel bei den Begräbniſſen der kaiſerlichen Herrſchaften in Wien, ein Ceremoniel, das, eng verwandt mit dem Katholicismus, nicht ohne tiefern Sinn iſt. Wenn Einer unter ihnen geſtorben iſt und nun hieher zu den Kapuzinern am Mehlmarkt mit allem Gepränge der höchſten Würden und Ehren gefahren wird, die Straßen voll wogender Menge ſind, Alles ſich drängt und ſtößt und die Stadt eher einem Feſte als einer Trauer ähnlich ſieht, ſo klopft der Oberhofmarſchall an die Pforte der Kloſterkirche und der Pförtner fragt mit hohler, tiefer Stimme: „Wer begehrt Einlaß?“ Der Oberhofmarſchall antwortet, indem er den Namen des Todten mit den Titeln der Weltlichkeit nennt. Der Kapuziner ſchüttelt das Haupt. „Ich kenne keine Majeſtät,“ erwidert er ernſt, „ich kenne keinen Herrſcher, keine Erzherzöge, keine Fürſten.“ Die Pforte bleibt verſchloſſen. Der Oberhofmarſchall klopft von neuem. Ungeduldiger ruft der Pförtner: „Wer da?“ Nochmals wird Einlaß für Dieſen oder Jenen mit Fortlaſſung einiger Titel

begehrt. „Auch Den kenne ich nicht", entgegnet der hochehrwürdige Herr. „So bitte ich um Einlaß für den Sünder", entgegnet der Oberhofmarschall und nun, um dieſer Demuth, um dieſes Vergeſſens des Irdiſchen, um des kaſteiten Fleiſches willen öffnet das Thor ſich und nicht der Kaiſer oder die Kaiſerin, nicht der Erzherzog oder die Erzherzogin, nein, der Sünder, der Bußfertige, der am Fuße des chriſtlichen Kreuzes Geſtorbene hält hier ſtill ſeinen letzten, traurigen Einzug. Und wahrlich, nichts iſt ernſter, mahnender als dieſe vom Kaiſer Mathias geſtiftete und von Maria Thereſia vollendete Kaiſergruft. Es iſt ſchaurig, feucht hier! Ein Kapuziner mit blaſſem Angeſicht, die rauchende antike Oellampe in der Linken, die Rechte mit klirrenden Schlüſſeln beſchwert, ſteigt vor uns die dunkeln Stufen hinab. Rechts geht es in eine mit ſchwarzen Gittern verſehene, durchaus lichtloſe Gruft; links iſt das in runden Bogen aufgeführte Gewölbe, in welches das Licht von oben hereinfällt. In der Gruft rechts, wo ſich das überraſchte Auge erſt an die rabenſchwarze

Dunkelheit gewöhnen muß, liegen theils in einfachen, theils in reichern Särgen die Herrscher und Herrschersöhne, die Frauen und Töchter, die vor Maria Theresia lebten, liegt Mathias, der Stifter, die fromme Eleonore, der letzte Habsburger, die Erzieherin der Kaiserin Maria Theresia, die Gräfin Fuchs. Es ist schön, daß diese einen Platz in der Kaisergruft gefunden; es ehrt Beide, die Kaiserin und die Gräfin, aber es fröstelt mich doch unter diesen metallenen Särgen, auf denen grinsende Gerippe kaiserliche Kronen tragen. Der Tod ist schauerlich. Schauerlich tönen die Worte des Kapuziners, die Namen der Verblichenen, die Erinnerungen an die Geschichte. Wie kalte, rieselnde, schwer fallende Wassertropfen hallt das Wort von den Lippen der Sprechenden. Die Schatten der Oellampe rufen die Gespensterfurcht wach. In unbestimmten Formen läuft sie an den Wänden hin oder huscht mit flüsterndem Flügelschlag aus den Ecken hervor. Endlich tritt der Kapuziner zu der Maria-Theresia-Kapelle. Hier ist Licht und Wärme. Die Oellampe verlischt vor

der Tageshelle, die herunter durch das Dach fließt. Hochthronend in der Mitte der freundlichen Gruft liegt Maria Thereſia vereint in einem Sarge mit dem beweinten Gemahl; um ſie herum die früh und ſpät geſtorbenen Kinder, die kleinen rührenden Särge neben den großen, und ihr zu Füßen Joſeph II., deſſen krankes Herz hier den ſüßen Traum der Unſterblichkeit träumt. Der müde Pilger wünſchte auf den Deckel ſeines Sarges die Worte eingraben zu laſſen: „Joſeph II. ſtarb, ohne das Gute, das er wollte, vollbracht zu haben.“ Die Etikette ließ dieſe wehmüthige Wahrheit, dieſe Klage eines menſchlichen Kaiſers nicht zu. Da liegt er mit einer lateiniſchen Inſchrift auf dem Sarge und um ihn herum ſtehen die Brüder und Schweſtern, die Eltern und ſeine Frauen, ſteht dies ganze geſtorbene Geſchlecht, aufgewachſen mit großartigen Verſprechungen und geknickt durch das Leben, das Keinem Wort hielt. Ach, es umdämmert mich die Nacht der Trauer über dieſe verlorenen Hoffnungen, die Jeder ſo kühn zu hegen wagt! Und doch — wer geſteht nicht, daß

das Erlangte weniger bezeichnend als das Erſehnte iſt? Charakteriſiren ſich doch die meiſten Menſchen durch Das, was ſie ſuchten, nicht durch Das, was ſie thaten.

Aus der Maria-Thereſia-Kapelle tritt man in die Franzens-Gruft. Der Sarg des letzverſtorbenen Kaiſers iſt von Marmor und um ihn herum gruppiren ſich die Särge ſeiner drei Frauen. Der vierten, noch lebenden, iſt der Platz bereits angewieſen. Franz ſteht erhaben wie die Kaiſerin Maria Thereſia. Er beherrſcht die Gruft, wie er einſt das Land beherrſchte. Individualität, das heißt Selbſtbewußtſein, Liebe zum Volke, das heißt Drang zu binden, ſtatt zu löſen, ſchlummern hier. Franz war human. Er fühlte, daß der Friede nicht im Schlafe, ſondern in der That, nicht im Einlullen der Nationalität, ſondern in ihrer Entwickelung läge. Er fühlte auch den Mangel an volksthümlicher Wahrheit und die Aufgabe, dieſe hervorzurufen. Dennoch gab er ſich mehr der Stabilität als dem Fortſchritt hin. Warum? Die Stockungen um ihn waren organiſch gewor-

den. Erhalten konnte er; zum Entwickeln fehlte ihm die geistige Bedeutsamkeit, dieser Duft des unmittelbaren, höhern Lebensschwungs.

Von der Franzens-Gruft tritt man in die des jetzigen Kaisers. Sie ist leer, feucht und dunkel. Nur in einer Ecke rechts, eilig dahingesetzt, herausgerissen aus dem Zusammenhang, steht ein einfacher Sarg. Das sind die Ueberreste des Herzogs von Reichsstadt, des Sohnes Napoleon's und der Erzherzogin Marie Luise; das ist der ehemalige König von Rom, die Hoffnung seines Vaters, der verschollene Jubel Frankreichs! Welche krankhafte Entzückungen, welche brennende Sehnsucht mag dieser Jüngling empfunden haben, als er den Thaten seines Vaters folgte! Wie mag es ihn hinaus aus Wien getrieben haben, wie ihn gemahnt an die versunkene Vergangenheit, an die verscherzte Zukunft! Erklärt sich sein Tod nicht aus diesen Reibungen, dieser ergreifende, tragische Tod, den Niemand ohne Rührung überdenkt? Woher konnte er auch die Kraft nehmen, sich von den hergebrachten Fesseln zu befreien? Wagte er Aufflüge, so

ſank er immer wieder hülflos herab auf dies kleine ferne Terrain, gleich den Adlern in Schönbrunn, denen man die Flügel geſtutzt und die man nun hinausläßt in das Freie mit der Erlaubniß zu fliegen.

In einer andern Gruft ſteht der neue blanke Sarg des Erzherzogs Karl. Das war ein edler Mann! Der hat ein großes Wort mitten in die Zeit der Feigheit hineingeſchleudert, ein Wort, das das Mark der Ehrenhaftigkeit durchdrang, das es ſtärkte und wieder lebendig ſein ließ. Alle waren Napoleon käuflich, dieſe Helden des Tags, nur Erzherzog Karl war es nicht. Der hatte mitten in der Schmach — Trotz, einen eiſernen, männlichen Trotz, koſtete die ſchnöde Zeit aus und blieb ganz er ſelbſt.

Von dieſem Letztgeſtorbenen fort, ſtieg ich getröſtet hinauf aus der Kaiſergruft. War der Gang mühſelig, ſo war er nicht unfruchtbar geweſen. Hier hatte ich gelernt, die Nebel der Vergangenheit zu lichten und von dieſen Särgen aus, Perſpective für Gedankengänge zu finden, die

immer wieder hin auf die göttliche Menſchenerziehung, auf die innere Stufenleiter einer reifenden Selbſtbeſchauung, auf Läuterung und Erhebung für ein beſſeres Sein deuten.

Donner's Brunnen am Mehlmarkt.

Vor mir lag im hellen Sonnenglanz der Mehlmarkt mit ſeinem eleganten Brunnen von Raphael Donner gefertigt. Wie die Todten da hinter mir ein Recht auf die Erinnerung haben, ſo auch der Künſtler in ſeinem Werk. Wahrlich, dieſe kräftigen Geſtalten verherrlichen Donner's Namen, der ſo elend gelebt und ſo kümmerlich geſtorben iſt. In der Mitte des zu weit ausgedehnten Baſſins ſitzt auf einer Erhöhung die Vorſehung und um ſie herum gruppiren ſich vier Kinder, die waſſerſpeiende Fiſche unter den Armen halten. Auf dem Rande des Beckens ſind zwei weibliche und zwei männliche Flußgottheiten gelagert, die gleichfalls Waſſer aus Urnen und Muſcheln gießen.

Die weiblichen ſind idealiſch ſchön. Ihre Geſtalten haben die Poeſie der Ruhe, die friſche Kraft der Jugend neben der Züchtigkeit des Jungfräulichen. Die männlichen Figuren ſind derb. Dieſe Flußgötter treten mit der Macht des Geiſtes und des Fleiſches auf. Der eine, nachläſſig auf den Rand des Beckens geſtiegen, ruht mit dem rechten Bein auf demſelben und das linke läßt er hinab auf die Stufen hängen. Der andere hat ſich faſt ganz dem Becken, aber außerhalb zugekehrt. Er kommt mit dem einen langausgeſtreckten Bein bis auf das Straßenpflaſter. Der Rücken iſt kräftig und bloß. Die ganze Geſtalt hat etwas Keckes, Gladiatoriſches. Ich wette, daß dieſer Flußgott mit Jedem anbinden, Sturm und Aufruhr hervorbringen, ja Widerſpruch und Willkür üben dürfte.

Schwanthaler's Brunnen auf der Freyung.

Ein Brunnen anderer Art, lange nicht ſo ſchön und künſtleriſch wie der von Donner, ſteht auf der Freyung, von Schwanthaler verfertigt, pomphaft als eines der gelungenſten Werke dieſes Meiſters ausgerufen, aber ſo wunderbar altdeutſchelnd, ſo verzwickt und verzwackt, daß ich mich gar nicht mit ihm befreunden konnte. Zuſammengedrängt wie ein Thurm, erinnert er an lebendige Beduinenpyramiden, wo Einer ſich auf den Kopf des Andern ſtellt. Schön kann ich dieſe Anordnung um ſo weniger finden, als der Brunnen dadurch auf dem großen Platz faſt zur Kleinlichkeit herabſinkt. Die Auſtria ſteht auf einer mit Eichen umrankten Säule mit der Mauerkrone, der Lanze und

dem Schilde, und unter ihr ſtehen dicht aneinandergedrückt, ſchildwachenartig, die vier Flüſſe Oeſtreichs, die Donau, der Po, die Weichſel und die Elbe. Denke ich mir dieſe Geſtalten weiter voneinander, in verſchiedenen Stellungen, die eine liegend, die andere ſitzend; laſſe ich den Wind etwas mehr um die Locken der einen oder der andern, in dem Gewande dieſer oder jener ſpielen, ſo gewinnt der Anblick gleich Leben und Freiheit. Aber in dieſem plaſtiſchen in Reihe und Glied Stehen, in dieſer monotonen Aufſchichtung, in dieſem emporgezackten Baſalt, in dieſen Meermuſcheln und dicht an den Leib gehaltenenen Rudern und Steuern kann ich nur Ungeſchmack, nur Neuerung, keine Kunſt finden.

Die Schatzkammer.

Ich habe die kaiſerliche Schatzkammer beſucht. Unter den vielen Arbeiten aus Elfenbein, Rhinozeroshorn, Achat, Jaspis, Porphyr und Lapislazuli, unter den ſchimmernden Diamanten der Krone, unter den Krönungsmänteln und den Taufzeugen, unter all' den peruvianiſchen Reichthümern, von denen ein Splitter ganze Familien beſeligen würde, haben mich nur zwei Gegenſtände intereſſirt: der Kinderwagen des kleinen Königs von Rom, den die Bürger von Paris fertigen und ihm überreichen ließen, und ein aus Holz geſchnitzter todter Kanarienvogel, das Meiſterwerk eines Franzoſen aus Nancy. Knüpfte ſich an erſteren die erneute Erinnerung an Napoleon, ſo mußte ich

an letzterem die Befähigung eines Genies bewundern, das aus einem Stücke Holz eine solche Masse staubartiger Federn, eine so lebendige Naturanschauung zaubern konnte. Dieser Kanarienvogel ist wahrhaft erstaunenswerth. Seine Flügel, das rückwärtsgesunkene Köpfchen, die gebrochenen Augen sind so wahr, daß man den kleinen Körper für ein Product der Natur zu halten geneigt ist.

Die Reitſchule.

Die ſchöne Winterreitſchule in der Burg gewährt einen impoſanten Anblick. Hier leitete Maria Thereſia ein Frauencarouſſel, bei dem ſie ſelbſt die Preiſe gewann, und hier fand zur Zeit des Wiener Congreſſes das kaiſerliche Carouſſel ſtatt, woran die vierundzwanzig wiener Schönheiten mit dem Namen belles d'amour Theil nahmen. In Anzügen aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, funkelnd in Diamanten und Gold, ſaßen ſie oben auf der Tribüne und ſchauten dem Rennen und den Gefechten der vierundzwanzig Ritter zu. Neben ihnen die Kaiſer und Kaiſerinnen, die Könige und Königinnen, die Fürſten Deutſchlands und die Diplomaten Talleyrand, Hardenberg,

Caſtlereagh, Neſſelrode, Löwenhjelm ꝛc. Das war ein Strahlen, ein Wetteifern, eine Nacht, die zum Tag gemacht war; das war ein Eiferſüchteln, ein Intriguiren, ein Haſchen, ein Kokettiren, bis Alles zurück in die Vergeſſenheit, zurück in das Alltagsleben ſank, bis der Wiener Congreß zerſtob und Dieſem ein Stück Land genommen und Jenem ein Stück Land gegeben hatte.

Ebenſo lebhaft als in dieſer Reitſchule wird man an den Wiener Congreß in der Remiſe erinnert, wo die vergoldeten Schlitten ſtehen, in denen die Kaiſer, Könige und Herzöge ihre Damen ſpazieren fuhren. Das ſind freilich andere Schlitten als die kleinen, unſcheinbaren unſerer Zeit. Sie ſtammen von Maria Thereſia, die einmal ſogar Schnee von weither in die Straßen Wiens führen ließ, blos um das Vergnügen einer Schlittenfahrt zu haben. Neben dieſen koloſſalen, mit ſchönen, wenn auch barocken Zierrathen verſehenen Schlitten ſtehen die Krönungsequipagen, mehr oder weniger mit Gold und Alterthümlichkeit geſchmückt, und unter ihnen der Huldigungswagen. Ganz

ſchwarz, weil ein Kaiſer nur auf dem Grabe des andern ſich huldigen laſſen kann, iſt er von wunderbar ſchöner Schnitzarbeit und unſtreitig ein Meiſterwerk der Kunſt und des Geſchmacks. Wie manches Kaiſerherz hat hier ſchon ſeiner Zukunft entgegengeſchlagen! Wie viele ſtolze Hoffnungen ſind in dieſem Wagen durch die wiener Straßen gezogen worden! Wie Manches hat ſich bewährt! Wie Vieles iſt unerfüllt geblieben!

Sehr impoſant ſollen die in der Reitſchule aufgeführten Muſiken im Winter ſein, für die das Orcheſter an tauſend Inſtrumente ſtark iſt. Eine ſolche großartige Wirkung zuſammenarbeitender Kräfte findet ſich vielleicht nirgends als eben in Wien!

Das Sophienbad.

Man hatte mir ſo viel vom Sophienbad geſprochen, daß ich, ohne zu wiſſen, was dies Bad ſei, hinaus in die Anſtalt fuhr, in der Vorausſetzung, eine muſterhafte Ordnung und eine elegante Einrichtung zu ſehen. Als ich anlangte, traf ich einen Portier, der, an der Caſſe ſitzend, mich Billets zum Einlaß bezahlen und dann zwei Treppen hinaufſteigen ließ. Das kam mir ſeltſam vor; allein was thut man nicht Alles, um ſein Touriſtengewiſſen zu befriedigen? Ich ſtieg alſo und ſtieg bis ich die zwei Treppen erklommen hatte. Ein zweiter Portier nahm mir in aller Ruhe die Billets ab, öffnete eine Thüre und ließ mich näher treten. Ich ſah eine weite, mit kleinen Säulen getragene Halle,

die eine Balüſtrade bot. Elegante Damen ſaßen auf Stühlen mit Lorgnons bewaffnet und ſahen hinab. Ich kam näher. Himmel, welch ein ſeltſamer Anblick, der ſich mir jetzt darbot! Unter mir hatte ich ein ungeheures Waſſerbaſſin, in dem wol an zwanzig Männer und Knaben Schwimmunterricht nahmen. Die Einen bewegten ſich an Stricken, die der Lehrer ihnen umgebunden, die Andern ſtanden auf Wippbretern, von denen ſie ſich hinab in die Tiefe ſtürzten. Da waren kaum der Kindheit entwachſene Jünglinge, die jubelnd und blond im Waſſer herumplätſcherten, und ſchwarze bärtige Krausköpfe, die, wohlgemäſtet, ſich's ſehr ſauer in ihrer Tritonenarbeit werden ließen. Hier hatte ein Kind ſich in ein naſſes Badetuch gewickelt, dort ſchien ein Lehrer einem Aeltern Muth durch Zuſprechen einflößen zu müſſen. Ueberall gruppirten ſich die Schwimmenden am breternen Rande und im Baſſin; überall ſchien Heiterkeit und Freude zu herrſchen — und oben ſaßen die Töchter Eva's und guckten hinunter in dieſes ſeltſam bevölkerte Waſ-

ſer, das, abgelaſſen, einen Tanzfußboden hat. Ob mir das komiſch vorkam? Ich geſtehe, daß mir die wiener Harmloſigkeit hier barock erſchien. Ich kann nicht billigen, daß man Frauen in eine Anſtalt als Zuſchauerinnen läßt, die nur für Männer iſt. Was ſoll dieſes unbefugte Sichhinzudrängen? Was dieſes ſich im Naturzuſtande Beſchauenlaſſen? So unſchuldig ſind wir Alle nicht mehr, daß wir uns im Paradieſe wähnen könnten. In dieſem allein wäre eine ſolche öffentliche Schwimmanſtalt zuläſſig; an anderen Orten iſt ſie ſehr anſtößig und weckte in mir das Bedauern, daß ich mich von dieſer Anſtalt nicht vorher beſſer hatte unterrichten laſſen.

Die Gemäldeſammlung des Fürſten Paul Eſterhazy.

In der Maria-Hilf-Vorſtadt liegt ein Palaſt von dunkeln Büſchen umgeben, eingezäunt durch hohe Bäume, fern vom Wagengeraſſel, losgelöſt von Wien und doch mitten im Getümmel. Das iſt der Palaſt des kunſtſinnigen Fürſten Paul Eſterhazy. Wenn man durch das Portal in den Hof und dann eine Treppe hinauf in die erſte Etage ſteigt, öffnet ſich eine unabſehbare Reihe Zimmer, in denen eine ſolche Maſſe herrlicher Gemälde aufgeſtellt iſt, daß man in der That über das Beſitzthum eines Privatmannes und über die Opfer, die hier der Kunſt gebracht worden ſind, ſtaunt.

Die Sammlung enthält circa ſechshundert Gemälde, mehr oder weniger bedeutend und muſterhaft aufgeſtellt. Ich übergehe die erſten Zimmer, die die „Holländiſche und Niederländiſche Schule“: die Rembrandts, die Van Dyks, die Wouwermanns, die Ruisdaels, die Tenniers, die Van Os, die Rubens, enthalten. Ich beſehe nur flüchtig die franzöſiſchen Meiſter, die Pouſſins und Claude Lorrains, um zu den lieblichen Murillos zu gelangen. Da iſt ein Straßenjunge, ein reizender Gamin, dem man ſeiner idealiſchen Schönheit willen die zerlumpten Kleider und die Schmutzanflüge vergibt, und da iſt eine Maria mit dem Jeſuskinde, welches drei Miſſionairen Brot darreicht. Welche Emancipation von der Schule und dem Syſtem! Welche kecke Wahrheit! Welche glühende Anſchauung der Heiligkeit in dieſer Maria und in dieſem Kinde! Alles an dem Bilde iſt ein belauſchter Uebergang des Zeitlichen zum Ewigen. Was wir denken und fühlen können im Glauben an die Mutter Gottes, das iſt mit Farben zuſammengehalten. An die kann man ſich aufgelöſt lehnen; in dieſe Augen

kann man ein Jahrhundert lang blicken. Ja, wäre dies Bild in einer Kirche, ich kniete davor und begriffe, daß man vor Bildern beten kann.

Murillo hat eine Bauerdirne mit einem Spinnrocken und das Bildniß eines jungen Mädchens gemalt. Das iſt ſo liebenswürdig an dieſem Meiſter, daß er das Zarteſte und das Derbſte, das empfindungsvollſte Seelenleben und die materiellſte Brutalität darſtellen kann und immer naiv, immer würdig, immer äſthetiſch bleibt. Ich glaube auch, daß das in Spanien leichter als anderswo iſt, denn die Scholle beherrſcht den Menſchen. Sie gibt ihm Anſchauungen und Erfindungen, die er nur auf ihr haben kann. Jedes Land hat ſeine Symbole. Spanien hat Wärme und Schönheit, darum glüht Murillo wie die Sonne über ihm!

Unter den italieniſchen Bildern habe ich Tician's Geliebte, von ihm ſelbſt gemalt, einen Chriſtus von Guido Reni und von Mola das Jeſuskind ſehr ſchön gefunden. Das reichſte Zimmer iſt unſtreitig das elfte, das Leonardo da Vincis, Domenichinos und Corregios von großem

Werthe hat. Das Bildniß des Leonardo da Vinci von ihm ſelbſt und das des Correggio von Jenem gemalt, ſind durchgreifende Erſcheinungen. Beide, eingehüllt in das Gewand der Wirklichkeit, mit den pulſirenden Geiſteskräften haben edle Phyſiognomien. Leonardo da Vinci iſt kräftiger als Corregio, aber dieſer iſt ſchöner. Wie tief und frei er uns anſieht! Wie gemäßigt und gläubig ſich das Geſicht nach oben wendet! Wie viele Ahnungen und Wünſche um den leidenden Mund ſchweben! Leonardo hat etwas vom göttlichen Trotz mit herunter auf die Erde genommen. Seine Augen verrathen Stoicismus. Der will und was er will, das ſetzt er durch.

Recht hübſch iſt ein Schutzengel von Matteo Roſſelli. Es iſt eine liebliche Idee, daß uns ein Engel mit kühlem Flügelſchlag umſchwebt, daß er uns tröſtet, wenn wir leiden, ſchützt, wenn wir Gefahr laufen. Wer kann angeben, wie der Glaube uns kam? Aber er iſt tiefgewurzelt; er beſucht uns im Schlafe, er ſchlägt mit uns die Augen auf. So will ich wünſchen, daß Jedem

ſein Engel ſo lieblich und ſanft wie der Schutzgeiſt Roſelli's erſcheine.

Unter der „Deutſchen Schule" befindet ſich ein Bild von Angelika Kaufmann, „eine Dame am Putztiſch", unſtreitig beſſer als der junge Pyrrhus gelungen, der dem Glaucias vorgeſtellt wird. Ich glaube nicht, daß Frauen zum Hiſtoriſchen berufen ſind. Sie intereſſiren ſich zu lebhaft fürs Einzelne, um den Inſtinkt der Maſſe zu haben. Jeder Moment in der Geſchichte iſt abgerundet und dieſe Abrundung wiederzugeben, iſt eine zu abſtracte Aufgabe, als daß ſie den Frauen gelingen könnte. Das beweiſt Angelika durch ihren Pyrrhus, wie Schriftſtellerinnen das durch ihre hiſtoriſchen Romane beweiſen. Sie können viele Detailſchönheiten haben, aber ſie werden ſelten ein Ganzes bilden.

In einem untern Raum der Eſterhazy'ſchen Sammlung ſteht die Büſte Napoleon's von Canova und eine Tänzerin von Thorwaldſen; die Eroberungsluſt ſeiner Phyſiognomie erſcheint in dieſer Napoleon's-Büſte dem Ehrgeiz untergeordnet.

Seine Stirn ſcheint ruhig; nur um die Lippen zuckt es despotiſch und das Selbſtbewußtſein ſcheint Blitze gegen das Schickſal ſchleudern zu wollen. Sir Hudſon Lowe ſtand einſt vor dieſem Werk. Als man ihn fragte, ob es ähnlich ſei, erwiderte er: „In St. Helena ſah Napoleon anders aus!“ Ich glaub's ihm wol, dieſem Werkzeug kalter, wenn auch nothwendiger Politik, daß Napoleon ein anderer Ausdruck als dieſer auf ſeiner Prometheusinſel abgenöthigt worden iſt. Aber ich denke mir, gegohren hat es doch ſtets in ihm. Das war ſeine Natur und die Natur verwandelt ſich nicht, die iſt immer dieſelbe.

Das kaiſerliche und bürgerliche Zeughaus.

Einen groſsen Eindruck machte mir das kaiſerliche Zeughaus in ſeiner künſtleriſchen Aufſtellung von hundertfunfzigtauſend Waffen. Das Gebäude bildet ein Viereck. Im Innern des Hofes iſt eine ungeheure Kette aufgehängt, die die Türken zur Sperrung der Donau verfertigen lieſsen. In dem erſten Stockwerk reiht ſich ein Saal an den andern und jeder dieſer Säle iſt von oben bis unten, die Decke mit eingerechnet, mit Flintenläufen, Säbeln, Piſtolen, Bayonneten, Fahnen, Rüſtungen, Kanonen, kurz, alle Dem geſchmückt, was der Krieg in ſeinem blutigen Gefolge führt. Man ſieht nichts als Waffen, von den älteſten bis zu den neueſten; eroberte Fahnen und franzöſiſche Adler,

ſchwerfällige Lanzen und ſchöngearbeitete Panzerhemden, Ritter, die zu Pferde und zu Fuße, das Viſir geſchloſſen oder offen, ins Feld zu ziehen ſcheinen, Alles maſſenhaft und mit einem überraſchend künſtleriſchen Geſchmack geordnet. So bilden z. B. an dem Plafond der Säle Waffen aller Gattungen öſtreichiſche Adler. Man denkt, das ſei wenigſtens ſtellenweiſe mit Farben ergänzt. Das Material jedoch, was dazu verwandt iſt, ſind Piſtolenläufe, Bayonnete, Flintenſchlöſſer, nichts weiter; die Säulen, die die Säle ſtützen, ſind aus Gewehren, von denen eins im andern ſteckt, in elegantester Form gebildet. Die Niſchen, in denen die Rüſtungen ſtehen, ſind überall mit Waffen bekleidet. Alles ſcheint Zierrath und doch iſt dies Zeughaus nur ein Depot, von dem jeder einzelne Theil brauchbar iſt. Dabei hat es manche hiſtoriſche Reliquien, Rüſtungen aus entfernten Zeiten, Fahnen und Uniformen der neueren Kriege; auch Fahnen von den Kreuzzügen her mit dem Zeichen des Kreuzes, mit Chriſtusbildern, die man ſich hochflatternd in den Lüften, von der Begeiſterung

getragen denken muß; einen Hut von Gottfried von Bouillon, das Wamms, in dem Guſtav Adolf die mörderiſche Kugel traf, ſo Manches, woran man heitere und ernſte Gedanken ſpinnen, den Charakter einer ganzen Zeit überſehen, Götzendienerei und Chriſtenthum ſtudiren kann. Natürlich läuft auch Fabelhaftes unter. Zu dieſem gehört die Rüſtung der ſchönen Libuſſa und ihrer Waffengefährtin Wlaſta, die Beide männliche Kleidung und eiſerne Spitzen an den Füßen trugen. Mit dieſen, erzählt die Fabel, tödteten ſie die gebrauchten und verbrauchten Liebhaber. Der beſonders grauſamen Wlaſta, dieſer geſchwornen Männerfeindin, dieſem Ausbund fraul[illegible]er Emancipation, hat man ein abſchreckend häßliches Geſicht gemacht. In deren Bruſt wohnte kein Ideal der Hingebung, kein harmoniſches Geſetz der Liebe; die hatte nur den Egoismus des Mannes, die weibliche Verirrung der Freiheit. Zu dem Geſicht der Libuſſa würde ich ſchon eher Vertrauen faſſen. Sie iſt wenigſtens ſchön. Die Schönheit iſt immer eine Vermittelung und Verſöhnung, ein milderndes Prin-

cip, eine Aufforderung zur Dankbarkeit. Die Schönheit hat das Bewußtſein ihrer Gewalt; ſie braucht nicht zu erringen, weil ſie beſitzt, ſtatt daß die Häßlichkeit aus dem unklaren Gefühl ihrer Muthloſigkeit den Haß und den Drang nach Erſatz großzieht. Sie hat ſich gegen etwas zu wehren; ſie muß gegen den von ihr gemachten Eindruck zu Felde ziehen. Aecht weibliche Charaktere gehen aus dieſer Prüfung geläutert hervor; aber die ſchroffen werden hart wie Wlaſta, gefährlich und emancipationsſüchtig ſein.

Unter den Rüſtungen ſind auch welche für Kinder, leicht und graziös gearbeitet, die die alten Ritter ihren heranwachſenden Geſchlechtern zur Uebung und Vorbereitung für ſchwere tragen ließen. Mich haben dieſe kleinen Helme, Knie- und Armſtücke ungemein in der Betrachtung intereſſirt, wie vernünftig unſere Vorfahren ihre Kinder zu erziehen wußten. Gleich von der Geburt an verfolgten ſie einen beſtimmten, gradeauslaufenden Zweck, übten die Glieder, entwickelten und ſtärkten für den Gedanken, daß das Leben weniger Genuß

als Arbeit ſei, indeß wir immer auf die Verwöhnung, auf die Verflachung losſteuern, immer den Kleinen, ſtatt ihnen ein Ziel vorzuſtecken, Zeitzerſplitterung, Befriedigung des Inſtinkts, Entſchuldigung für Schwäche lehren. Wir nennen unſere Vorfahren roh. Rohheit iſt beſſer als Feigheit. Rohheit ſetzt wenigſtens ein friſches, freies Naturgefühl, ein Feſthalten am Recht, ein ausgeprägtes Pflichtgefühl voraus, ſtatt daß unſere Epoche Demoraliſation, Hochmuth, hundert Thorheiten und nicht eine Tugend beſitzt. Die Grundgedanken unſerer Vorfahren waren einfach und klar; dieſe machten ſie groß. Was ſind unſere Unterrichtsmethoden, unſere pädagogiſchen Erziehungsprojecte anders als verwirrende Syſteme, die die jungen Köpfe in Fieber verſetzen? Wir haben Erzieher, aber es ſind bezahlte; wir haben Mütter, aber ſie ſind träge oder vergnügungsſüchtig; wir haben einen Staat, aber er iſt ſtabil.

Das bürgerliche Zeughaus iſt lange nicht ſo reich wie das kaiſerliche. In dieſem bewahrt man die Uniform von Franz I. auf. Als der Cuſtode

sie uns zeigte, machte er uns aufmerksam auf die Spuren des „hochseeligen Schweißes“. Verwunderliche Pietät, sinnlose Gutmüthigkeit, demüthigende Götzendienerei für den Herrscher!

Der Augarten.

Vom Zeughaus rettete ich mich ins Freie. Da wehte mich das Leben, die Heiterkeit an, da fühlte ich, daß es ſich, um das Daſein ſchön zu finden, im Grunde mehr um das Princip in als außer uns handle, da iſt mir, unter den majeſtätiſchen Bäumen des Augartens, wieder ſehr wohl geworden. Die beneidenswerthe Ruhe, die man in dieſem nun verlaſſenen Parke genießt, der Anblick der üppig prangenden Natur, das Flüſtern und Zittern der Blätter und Gräſer haben etwas Tröſtendes. Ich finde es erfreulich, wenn große Städte in ihrer unmittelbaren Nähe ſchöne, ſchattige Spaziergänge beſitzen. In jedem gebildeten oder ungebildeten Gemüthe lebt das Bedürfniß, ſich

Stunden der Einkehr zu gewinnen, Stunden, wo es die guten und böſen Eindrücke, das Herbſte und Süßeſte nochmals durchempfinden kann. Kein Ort kann geeigneter dazu als ein Park oder auch nur ein einſamer Garten ſein. Ueberdies hat die Natur Etwas, das das poetiſche Erfaſſen der Gegenſtände nährt und entwickelt. Der Anblick eines ſchönen, weit in die Wolken hineinragenden Baumes, die lieblich zarten Färbungen des Laubes, die Sonnenblicke auf der Erde, die zwiſchen Moſen und Farrenkräutern herumhüpfen, das Zwitſchern der Vögel, das Summen der Inſekten weckt andere und beſſere Gedanken, als die im Triebrad der ſtädtiſchen Geſchäfte, auf der Straße oder in den vier Wänden entſtehen.

Der Augarten gehört unter Joſeph's II. philanthropiſche Einrichtungen. Er öffnete ihn dem Publicum mit der Inſchrift: „Allen Menſchen gewidmeter Erluſtigungsort, von ihrem Schätzer.“ Damals ſtrömte ganz Wien hin. Damals war es wirklich ein Ort der Erheiterung. Ich will auch glauben, daß er ſchön war mit dem bunten

Gewirre in ſeinen ſteifgeſchnittenen Lenotre'ſchen Gängen, mit den Volksfeſten und der ſchmetternden Muſik. Mir behagte er in ſeiner jetzigen, faſt ſchwermüthigen Geſtalt, in ſeiner ſinnigen Einſamkeit, in der Stille und Fülle der Bäume. Ich bin oft im Augarten geweſen, weil er in dieſer Jahreszeit, reich an Schatten und Licht, an Duft und Farbe, immer eine Stätte des Friedens und der Erholung war.

Die Akademie der Wissenschaften.

Als Leibnitz vor hundert und einigen dreißig Jahren in Wien war, faßte er den Gedanken, die Gründung einer Akademie der Wissenschaften anzuregen. Der Gedanke scheiterte an Hindernissen, die sich aufwarfen. Maria Theresia nahm die Idee funfzig Jahre später wieder auf und wieder ging sie unter in Intriguen und Machinationen. Viel hatte daran die Geistlichkeit Schuld, die in den Reformen und Neuerungen immer nur die Beeinträchtigung ihrer Rechte sieht. Aber was Leibnitz und Maria Theresia nicht gelungen war, das setzte Hammer-Purgstall durch. Er scheute seit zehn Jahren keine Mühe, um endlich ein Institut ins Leben treten zu lassen, dessen Nichtvorhandensein

ein bedeutungsvolles, vielfach zu beantwortendes Fragezeichen für östreichische Zustände war. So ist sie denn endlich, diese langersehnte Akademie, und zwar unter der Aegide des Erzherzogs Johann hervorgerufen. Der Fürst Metternich ist ihr Curator. Hammer-Purgstall ist Präsident. Schon sind wichtige Fragen und unter ihnen die wichtigste, die Censurfrage, verhandelt worden. Aber hier stockt es wieder. Je dringender das Bedürfniß einer freiern Presse ist, desto drückender sind die Bande, die wie Polypenarme jeden Athemzug umstricken. Der freie Gedanke, das Wort, die Schrift sind noch immer gefesselt.

Der juridisch-politische Leseverein.

Unter solchen Umständen ist das schon ein Fortschritt zu nennen, daß sich in Wien ein juridisch-politischer Leseverein gebildet hat, in dem die ausländischen Zeitungen gelesen und Bücher und Broschüren aller Art aufgelegt werden. Ich habe das Local gesehen; es ist ein hübscher Anfang für die Zukunft zu nennen, denn es ist ein Mittelpunkt der Intelligenz, ein Kommen und Gehen, ein Lesen, das auf gemeinschaftliches Interesse gegründet ist. Angeregt durch Sommaruga ist dieser Verein seit 1842 entstanden. Er darf mit Genehmigung der Regierung selbst verbotene Bücher und Zeitschriften, nur nicht die Bremer und Kölner Zeitung und die „Grenzboten" halten. Diese drei

Blätter ſind ſtreng überall unterſagt und werden deshalb wol am meiſten geleſen. Geleſen wird überhaupt Alles, aber je anregender das Ausland iſt, deſto beklemmender iſt das Vorlegeſchloß, das der Schriftſteller hier am Munde trägt. Die Vorträge über Phrenologie, die vor einigen Jahren in Wien gehalten werden ſollten, wurden als irreligiös verboten. Es iſt erſtaunlich, worin die hochehrwürdigen Herren die Gotteslästerung ſuchen. Komiſch war es dabei, daß, als der Phrenolog in einem Geſandtenhauſe Privatvorträge hielt, man hier ſeine Divinationsgabe auf die Probe ſtellte, indem man ihm den Abriß eines Schädels hinreichte, von dem er muthmaßte, der Träger deſſelben ſei weder ein Poet, noch ein Idealiſt geweſen. Es war Schiller's Schädel. Solche menſchliche Irrthümer laſſen ſich die für gefährlich gehaltenen Phrenologen zu Schulden kommen und doch werden ihre Vorträge in Wien als irreligiös verboten.

Der allgemeine Hülfsverein.

Der Winter ſiebenundvierzig hat überall Wunden und auch in Wien geſchlagen. Als die Noth wuchs, die Armen obdachlos, vom Hunger halb getödtet, durch alle Thore in die Stadt ſchlichen, bildete ſich ein allgemeiner Hülfsverein, der in ſeinen Statuten äußerſt praktiſch zu nennen iſt. Nicht allein, daß täglich durch ihn nahrhafte Suppen vertheilt werden, es wird auch für Kleidung, für Schlafſtellen, für Arbeit, für Ankauf von Lebensmitteln im Großen geſorgt, um der ärmern Claſſe den Einkaufspreis zu erleichtern. Ohne Unterſchied der Religion, des Geſchlechts und des Standes iſt hier Jeder, der ſich genugſam aus-

weiſen kann, willkommen. Der Graf Colloredo-Mannsfeld ſteht an der Spitze dieſes Vereins und ihm nach folgen viele ehrenwerthe Namen, deren Philanthropie ſehr achtungswerth iſt.

Der Narrenthurm.

Auch in anderer Rückſicht ſcheint in Wien ein Humanitätsfortſchritt und zwar für die Menſchenclaſſe zu geſchehen, welche die leidendſte unter allen Leidenden iſt. Ich meine die öffentliche Irrenanſtalt, deren Localität ſo furchtbar ſchlecht, ſo durchaus auf die Entwickelung und Förderung des Wahnſinns berechnet ſcheint, daß endlich an beſſere, wohlthuendere Räume gedacht werden muß. Schon liegt ein Plan zur Unterſchrift des Kaiſers vor, der den Unglücklichen wenigſtens die Möglichkeit des Geſundwerdens eröffnen wird. Es handelt ſich um ein Capital von achthunderttauſend Gulden zur Aufführung eines Gebäudes, das den unſeligen Narrenthurm, dieſen ſchrecklichen Irrthum des

vorigen Jahrhunderts, in Folge deſſen die Irren unſchädlich gemacht, aber nicht geheilt werden konnten, in eine andere, praktiſchere, menſchenfreundlichere Form bringen ſoll. Die Aerzte haben die beſten Abſichten; ſie haben Kenntniſſe, Befähigung, Ausdauer, aber ſie werden theilweiſe in ihrem Berufe durch den Mangel einer pſychiſchen Direction, hauptſächlich durch die Localität und den Mangel an Platz gehindert, da dieſer es nothwendig macht, oft zwei, drei Irre in ein ganz kleines Zimmer zuſammenzuthun, wo ſie ſich natürlich durch dieſen beſtändigen Contact gegenſeitig in ihrem Wahnſinn beſtärken. In Prag iſt bereits eine vortreffliche Irrenanſtalt ins Leben getreten. Warum nicht längſt in Wien, wo es ſich doch nur um den Federzug eines Einzigen handelt? Ach das Unglück der Geiſteskrankheit iſt groß, ſo groß, daß ich, als ich den Narrenthurm geſehen, Gott aus tiefſter Seele für das Gleichgewicht in mir, für den Beſitz von fünf geſunden Sinnen hätte danken mögen! Was iſt der Menſch, wenn er die Selbſtbeherrſchung verliert? Wenn ſie über ihn

herſtürzen die Dämonen des Wahnes, wenn die Gedanken ſich hoch- oder demüthig ſo tief verwirren, daß er von ihnen hin- und hergezerrt, gepeitſcht, gebiſſen wird und er nun aufſchreien muß, wenn die Worte ſich überſtürzen, wenn er nicht mehr die Wahrheit vom Trug, ſich ſelbſt nicht mehr von Anderen unterſcheiden kann? Irre leiden ſehr! Sie wiſſen es Alle, daß ſie wahnſinnig ſind; ſie ſind nur phyſiſch oder pſychiſch ſo ſchwach, daß ſie ſich nicht beherrſchen können. Immer im Kampfe mit einer andern dunkeln Macht, die ihnen Schattenbilder an die Wand malt, haſchen ſie nach ihnen, arbeiten ſie ſich ab, bilden ſie ſich zu Zeiten ein, Dies oder Das erlangen zu müſſen, und fühlen doch ſelbſt, daß all' ihr Wollen, Thun und Sehnen nichts als Verwirrung iſt. Der Aufregung folgt dann Stumpfſinn oder Entmuthigung. Sie ſitzen Tagelang im Nichtsthun, im Nichtdenken, lächeln wol auch, weinen wol auch, bis irgend eine äußere oder innere Einwirkung ſie wieder emporreißt, bis ſie den Veitstanz mit der Macht neben ihnen wieder beginnen und immer tiefer

darin untergehen müſſen. Wie habe ich in dieſem Narrenthurm gefühlt, daß der Wahnſinn die Nachtſeite des Lebens, ſeine Hölle iſt! Wo gibt es ein ſchrecklicheres Drama als dieſes! Welche Verzerrungen des Ehrgeizes, der Liebe! Welche aufreibenden Kämpfe, welches Rennen und Laufen! Immer iſt es ein Gedanke, der ſich vor den Verirrten ſtellt, der ihn ruft, anlächelt, der ihn einladet, der ihm ſagt: Hoffe! Glaube! der ihn neckt, der ihm das Wort bricht, der ſich naht und wieder davonläuft. Die Ordnung, die Pünktlichkeit, die Regel iſt dieſen Unglücklichen ein Greuel. Die Zeit iſt ihnen unleidlich und troſtlos. Sie möchten ihr Weh ausſtoßen, hinaus in die Einſamkeit gehen, den Himmel über ſich, die Erde unter ſich fühlen und ſie ſind im Narrenthurm!

Ich ward zuerſt in eine Filialanſtalt geführt, wo ſich in einem ſehr kleinen, traurigen Local die für heilbar angeſehenen Kranken unter der ſpeciellen Aufſicht des Secundararztes Herrn Flögel befinden. Sein wohlwollendes, freundliches Weſen flößte mir Achtung und Vertrauen ein. Ich ſah

an der Art, wie er von seinen Irren redete, daß er sie liebte, mit ihnen litt, daß er sie gern geheilt wissen möchte; aber ich fühlte auch, daß die Regierung ein solches Bestreben unterstützen sollte, daß nicht Alles so ist, wie es sein könnte. Diese Filialanstalt hat kleine düstere Zimmer, in denen mehre Betten zusammenstehen, aber auch einen großen, geräumigen Garten, der schon eine Annäherung zur Freiheit scheint. In den unteren Räumen waren meist Männer. Einer unter ihnen fiel mir auf. Es war ein alter Mann, der eifrig in einem Buche las. Als wir in sein Zimmer traten, sah er sich scheu um und als wir näher kamen, klappte er sein Buch zu, stand auf, sah mich von oben bis unten an und verließ uns trotzig. „Das ist ein verrückt gewordener Astronom", sagte Doctor Flögel, „ein Mann von großen Kenntnissen, der sich unverstanden und unbewundert glaubt und die Menschen haßt, die zu ihm kommen. Sein Stubenkamerad ist anderer Art. Sehen Sie, hier stelle ich Ihnen einen in den orientalischen Sprachen Bewanderten, einen Gelehrten vor, der aber

plötzlich alles Vertrauen zu ſich verloren hat und ſich einbildet, nichts mehr leiſten zu können. Was der Aſtronom zu viel hat, das hat dieſer zu wenig."

„Der Herr Doctor ſind zu gütig", entgegnete der Irre traurig. „Ich weiß nichts, bin nichts. Ich leſe hebräiſch, arabiſch, perſiſch, aber, lieber Gott, was iſt das? Man ſoll leiſten, leiſten ... ich kann nichts als leſen!" Er ſetzte ſich abgewandt von uns hin und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Ich hätte dem Armen gern eine Portion von der Arroganz, die da draußen in der Welt Hand in Hand mit der Unwiſſenheit geht, zukommen laſſen. Das hätte ihn geheilt. Allein ſo in ſich verſunken, grub er ſich immer tiefer in die Muthloſigkeit hinein, zweifelte immer mehr, litt immer mehr. Ein wehmüthiger Anblick!

Der Doctor Flögel befolgt das Syſtem, die Art der Verirrung in Gegenwart des Kranken zu nennen. Ich geſtehe, daß ich eine große Beſchämung in der Seele Derer empfand, deren Fehler und Schwächen ſo vor mir aufgedeckt wurden. Später hat mich die Reflexion zu der Betrachtung ge-

bracht, daß dieſes an ſich energiſch wirkende Mittel, immer ein Mittel, eine Aufſtachlung zur Selbſtbeherrſchung und zur Einkehr in ſich ſelbſt iſt. Doctor Flögel verfehlt nicht, die Beſuchenden den Patienten vorzuſtellen, deren ehemalige Stellung eine ſolche Formalität zur Gewohnheit werden ließ. Jeder Irre, dem oder der ich genannt wurde, verbeugte ſich immer ſehr anſtändig. Eine unter ihnen war die Frau eines Militairs. Sie hatte die Manieren der guten Geſellſchaft und machte Gedichte. Ihre Krankheit war Trübſinn. Wer ſie, gut gekleidet, mir einen Stuhl reichen, ſich ſelbſt niederlaſſen und ein Geſpräch führen ſah, der hätte ſie unmöglich für wahnſinnig halten können. Auch war ſie es nur zuweilen! Leider geſtattete die Localität nicht, ſie in ein eignes Zimmer zu betten, ſondern die Arme ſchlief mit einer andern Frau zuſammen, die, im Wochenbett verrückt geworden, einen wahren Heidenſpectakel machte. Sie lachte und ſprach in Einem fort; ihre Haare hingen, pechſchwarz, aufgelöſt auf den Schultern, die Züge waren völlig verwirrt.

Von dieſem herzzerreißenden Eindruck fort, trat ich in das Zimmer einer alten Frau, die mich ſehr wohlwollend empfing. Sie war die Tochter eines Künſtlers geweſen und hatte ihr Talent auf dem Clavier bis zur Virtuoſität ausgebildet, hatte immer allein für ſich bei dem Vater gelebt, der von der Mutter getrennt war, und als dieſer ſtarb, ihre kleine Einſiedlerexiſtenz fortgeſetzt. Plötzlich in einer ſchlafloſen Nacht kommt ihr die Erinnerung und die Sehnſucht an die Mutter. Sie ſpringt aus dem Bette, kleidet ſich an, wartet den Tag kaum ab und läuft, immer tiefer, immer brennender das Verlangen nach der Mutter in ſich, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Sie kennt Niemand in dieſem ungeheuern Wien, als ein paar Menſchen. Die müſſen ihr ſuchen helfen. So ſucht ſie ein, zwei, drei Monate und findet ihre Mutter nicht. Jetzt wird der Schmerz raſend. Sie will die Mutter finden, ſie muß ſie finden. Es läßt ihr keine Ruhe. Sie iſt immer auf der Straße. Sie fragt einen jeden Vorübergehenden. In jeder weiblichen Erſcheinung glaubt ſie die Ver-

lorene, die ihr Unbekannte, die heißgeliebte Mutter zu entdecken. Und nirgends eine Spur! Da legt ſich der Wahnſinn über ſie und Mitleidige führen ſie in die Filialanſtalt. Sie iſt alt. Ihre Mutter muß der Natur nach längſt todt ſein, aber ſie glaubt es nicht, oder glaubt ſie es, ſo ſcheint es als ſagte ſie es mehr aus Gefälligkeit, als aus Ueberzeugung. Sie lächelte wehmüthig, als der Doctor Flögel mir ihre Geſchichte erzählte. „Sie mußte wahnſinnig werden, es war eine pſychologiſche Nothwendigkeit! In dieſem abgeſchloſſenen Leben, mit dieſem exaltirenden, die Nerven abwirbelnden Talente mußte das ſo kommen", ſagte er erklärend. Die Kranke nickte ſehr verſtändig mit dem Kopf. Sie ſchien beſtätigen, dem Doctor Flögel Recht geben zu wollen, aber mit einer Trauer im Auge, die ich ihr nie vergeſſen werde.

Wir kamen zu einem jungen Mädchen, das Garn abwickelte. Sie ſah ſehr ſanft aus, blickte aber nicht auf, als wir näher traten. „Die da iſt eine geheimnißvolle Erſcheinung", erklärte der Arzt. „Seit ſie in der Anſtalt iſt, hat ſie noch

nicht ein Wort geredet. Sie ſcheint ſich zu einem ewigen Stillſchweigen verdammt zu haben. Ich vermuthe, daß der Grund dieſes Zuſtandes verſchmähte Liebe iſt.“ Die Kranke bückte ſich tiefer; ſie wickelte emſiger ihr Garn ab, ſchien aber im Ganzen untheilnehmend und ſtumpf. Dicht neben ihr ſaß eine Frau auf einem Stuhle, die jedoch bei unſerer Annäherung aufgeſtanden war. „Fräulein, ich ſtelle Ihnen hier Frau von B. vor.“

Das Fräulein verbeugte ſich mit freiem, heiterm Anſtande. „Gnädige Frau“, fuhr der Arzt fort, „die Dame iſt die Perle unſerer Anſtalt. Sie iſt fleißig, gehorſam, heiter. Sie hat ein durch und durch anſtändiges Benehmen. Nur hat ſie die Grille, ſich zuweilen für die Großfürſtin von Rußland zu halten und dieſe auch — vorſtellen zu wollen.“

Das Fräulein ward wie mit Blut übergoſſen. „Herr Doctor“, ſagte ſie mit concentrirter Heftigkeit, „ich danke Ihnen für das mir gegebene Zeugniß. Es ehrt mich, allein mein Geheimniß — das

Geheimniß meiner Würde, hätten Sie für sich behalten können."

Sie wandte sich ab. „Warum beschämten Sie diese da?" fragte ich sehr beklemmt. „Das ist nothwendig", entgegnete Doctor Flögel. „Ohne diese fast objective Hinstellung ihrer Verirrung würde ich nie zu einem Resultate kommen. Ich lasse nicht ab, ihr ihre Thorheit vorzustellen. Ich beleuchte sie von allen Seiten. Sie hat Augenblicke, wo sie sich schon selbst als geschlagen bekennt. Der Zweifel, den ich in ihr durch Aeußerungen, wie diese gegen Sie, erwecke, ist wohlthuend und eingreifend. Sie wird auf Ihren Besuch zurückkommen und ich werde ihr logisch beweisen, daß, wenn sie die Großfürstin von Rußland wäre, Frau v. B. sich anders, als sie gethan, benommen haben würde."

Wir besuchten den Garten. Theilweise saßen die Irren im Sonnenschein, theilweise gruben oder jäteten sie oder gingen spazieren. Einige sprachen immerfort. Der Arzt erklärte mir diese Erscheinung, indem er mir sagte: Das seien Kranke, die

an Gehörhallucinationen litten. Es ſeien die Unglücklichſten, weil das Getöſe um ſie, das Chor unſichtbarer Stimmen, das ſie beſtändig zu vernehmen glaubten, ſie zum fortgeſetzten Sprechen reize. Die hätten weder Tag noch Nacht Frieden, wehrten ſich gegen das Unſichtbare und müßten nicht ſelten Zwangsjacken tragen. Dieſe und das Feſtſchnallen im Bett ſeien die über ſie verhängten Strafen. Nützlich ſeien die Sturzbäder, obwol der dadurch hervorgebrachte Eindruck augenblicklich oft erſchütternd wäre. Recht erfreulich war es mir, als Doctor Flögel mir ſagte, er ließe die Verwandten zu ſeinen Kranken, er gewähre ihnen, unter Aufſicht, einen Spaziergang und lüde ſie zu Tiſche zu ſich ein. Dieſes menſchenfreundliche Verfahren war mir ungemein erquicklich. Ich hätte ihm danken mögen, daß er ſo weich in dieſem harten Beruf geblieben ſei, und trat, doch ſtumm und beſtürzt, an ſeiner Seite in den Narrenthurm, deſſen äußere Form den Wienern den Gedanken gegeben hat, ihn den „Kugelhupff" des Kaiſers Joſeph zu nennen. Er iſt nämlich rund wie jene unter

dieſem Namen bekannten Theekuchen, die man in Hamburg „Puffer" nennt. Seine Mauern ſind dick, wie die Mauern eines Feſtungsthurms und wie dieſer hat er kleine vergitterte Löcher, hinter denen mir ſchon von weitem die Narren entgegengrinſten. Das Erdgeſchoß wird, wenn ich nicht irre, von den Raſenden bewohnt und ward mir nicht gezeigt. Im erſten Stock liegen die Zellen, eine dicht an der andern, rund im Kreiſe, ſie haben jede ein kleines Gitterfenſter und eine Gitterthüre und geben ſo vollſtändig den Begriff von Staatsgefängniſſen, daß ich es ſehr vernünftig von einem alten Narren fand, als er auf mich zukam und mir erklärte: „Er ſei ſeit dreißig Jahren Staatsgefangener". Anders wie eingekerkert können ſich dieſe Unglücklichen auch nicht fühlen und das mehrt unſtreitig das Unbehagen ihres Zuſtandes. Dazu die Ueberfüllung dieſer kleinen Räume, wo ich ſie wie Negerſklaven in Transportſchiffe aneinandergeſchichtet geſehen habe. Einige Zellen ſtanden offen. In einigen andern blickte man durch das Gitter, wie man wilde Thiere anſieht. Hinter

einem ſolchen Gitter lag eine Frau auf dem Bett, die ſich die Kaiſerin von Rußland wähnte, über ſchmachvolle Gefangenſchaft wimmerte und hinaus in die Freiheit verlangte. Ein ärmlich gekleideter Mann mit zwei Strohhüten auf dem Kopfe, einen auf den andern geſetzt, der frei im Corridor herumging, geſellte ſich zu uns, lächelte über die wimmernde Frau und ſagte: „Die Närrin bildet ſich ein, die Kaiſerin von Rußland zu ſein! Ich weiß beſſer, was ſie iſt; denn ich, meine Herrſchaften, ich bin Johannes der Täufer, ich weiß Alles!“ Dann ging er, ſeine zwei Hüte lüftend, ſelbſtzufrieden von dannen. Ueberſchätzung des eigenen Werths, gekränkter Ehrgeiz, falſchgeleitete Demuth ſind die Haupttriebfedern des Wahnſinnes. Das ſah man bei einem Maler, der in ſeiner Zelle ſaß und fleißig arbeitete. Er hielt ſich für Raphael. Der Spott, der ſeiner Selbſtliebe in der Welt widerfahren war, hatte ihn verrückt gemacht. Neben ihm hobelte ein ſtillausſehender Tiſchler. Als er wahrnahm, daß ich Freude an ſeiner Thätigkeit hatte, holte er ein architektoniſch

und perſpectiviſch aufgenommenes Prachtſchlafzimmer hervor und erklärte mir die von ihm ausgedachten Zierrathen mit großer Klarheit. Den hatte die Religion verwirrt gemacht. Er ſoll Zeiten haben, wo er nichts thut als beten, wo er ſich weder Speiſe noch Schlaf gönnt, ſondern in tiefſter Zerknirſchung als Büßer lebt. Der Tag, an dem ich ihn ſah, war ein ſtiller, heiterer. Die Aufmerkſamkeit, mit der ich ſeine Arbeiten anſah, ſchien ihm Vertrauen einzuflößen. Als ich ſchied, ſchenkte er mir die Zeichnung mit dem Bedeuten, ich ſolle mir ein Zimmer darnach bauen laſſen. Ich habe das Blatt, das ſehr ſauber gezeichnet iſt, aufbewahrt, auch Stroh- und Kartenarbeiten mitgenommen, welche die Unglücklichen in ruhigen Stunden verfertigen und die ſehr brauchbar ſind. Das dafür gelöſte Geld beſtreitet nur das Material.

In einem etwas größern Zimmer war vor kurzem ein Ball geweſen. Ja die Vernünftigſten unter dieſen Unvernünftigen haben untereinander getanzt, geſcherzt und ſich ſehr glücklich gefühlt. Wie das wehmüthig geweſen ſein muß! Es hatte ſich

auf dieſem Balle ein ſonderbarer Zufall ereignet. Zwei Schweſtern, wovon die eine im Narrenthurm, die andere in der Filialanſtalt war, hatten ſich, nachdem ſie ſeit vielen Jahren getrennt geweſen und nichts von einander gehört hatten, hier wiedergefunden. Das Wiederſehen ſoll ergreifend und faſt fanatiſch geweſen ſein. Sie, die Beide nicht die Wahrheit von der Täuſchung mehr zu unterſcheiden wußten, hatten ſich doch die Wahrheit des Herzens zu erhalten gewußt, ſie hatten ſich wiedererkannt! Jetzt haben ſie die menſchenfreundlichen Aerzte zuſammengebettet. Ich habe ſie Beide geſehen und ich kann nicht ausdrücken, wie ſtill beglückt ſie ſich anblickten. Es war auch der einzige, beruhigende Eindruck, den ich mit fortnahm aus dieſem ſchrecklichen Thurm. Faſt Alle, die ich hier beſuchte, wollten mit mir gehen. Faſt Alle fragten: „Darf ich mit der Dame fahren?“ Und dabei ſahen ſie theilweiſe bittend, theilweiſe trotzig und verbiſſen aus. Viele waren blödſinnig. Andere waren feſtgeſchnallt an den Betten oder in den Zwangsjacken. Ich habe bei Manchen

nicht die ſo oft geſchilderten verwirrten Blicke des Wahnſinns, ſondern nur den Ausdruck tiefer Trauer bemerkt. In den Aufnahmeſälen, die gleichſam Probeorte ſind, in denen die Geiſteskranken, ehe ſie in die Anſtalt kommen, vorläufig beobachtet werden, ſaß zuſammengekauert auf einem Stuhle ein junges Mädchen, das ſeine Schuhe ausgezogen hatte und andächtig zu beten ſchien. Das Geſicht trug den Ausdruck der Angſt. Gewiß hatte man der von einem Gotte der Rache und des Zorns geſprochen und ſie krümmte ſich nun vor ihm in Furcht und in Verzweiflung. Sie war erſt ſeit einem Tage hier und ſchien das Geſchrei einer Frau mit kurzgeſchornem Haar, die im Bette lag und fortwährend das Wort „Feldhühner" ausſtieß, nicht zu beachten. Es ging ſeltſam bunt hier zu. Ein eleganter Lieutenant in ſchottiſchem Schlafrock und geſtickten Pantoffeln wanderte ſelbſtzufrieden auf und ab; ein altes Mütterchen kaute an einem Stück Suppenfleiſch. Neben einem ſauber gehaltenen Bette ſaß eine hübſch gekleidete Frau und ſchien einen Geiſteskranken, der ſtumpf vor ihr dalag, zu

beſuchen. Sie hielt ſeine Hand in der ihren. Mit der andern trocknete ſie ſich verſtohlen eine Thräne ab. Dieſer ſtille Schmerz rührte mich ſehr. Es gibt Leiden, die zu tief ſind, als daß der Troſt und die Hoffnung ſie erreichen könnten. Für die ſandte Gott das einzige Rettungsmittel: die Ergebung! O möchte ſie in die Seele dieſer Stillweinenden kommen, die ſo anſpruchslos daſaß und nichts ſah als ihren Schmerz.

Lenau.

Es iſt irrig, wenn man im übrigen Deutſchland glaubt, Lenau lebe im Narrenthurm. Dieſer unglückliche Dichter bewohnt die Anſtalt des Doctor Görgen, die ſich in Döbling in einer wundervollen Lage, faſt auf dem Lande, inmitten eines prachtvollen Gartens befindet und ſo ſehr den Anblick eines lieblichen Landhauſes bietet, daß der Gedanke an Lenau hier faſt beruhigend und tröſtend wird. Hier umgibt ihn Liebe, Pflege, Bequemlichkeit. Hier wird Alles gethan, was die höchſte Sorge erfinden kann. Hier ſieht er auch die ehemaligen Freunde. Allein hier hat es ſich auch herausgeſtellt, daß der Dichter unheilbar iſt. Die Aerzte halten ſeinen Zuſtand für eine Er-

weichung des Gehirns. Es ist keine Spur von dem keuschen Sänger, von dem schwermüthig Begeisterten der Vergangenheit da. Lenau ist zum Erschrecken animalisch geworden. Seine Reden sind oft cynisch. Man hat versucht, ihn mit Musik zu erheben und die Musik hat ihn rasend gemacht. Er kennt seine Gedichte, er kennt sich selbst nicht mehr. Einen Tag vegetirt er und ein andermal hat er Anfälle des verzweiflungsvollsten Zornes. Wenn man ihn baden will, geräth er in eine Aufregung, die der Wasserscheu gleicht. Einzelne Freunde, die ihn besuchen, erkennt er und anderen dreht er den Rücken zu. Nicht einmal die äußere Gestalt ist mehr da. Lenau ist sehr stark geworden.

Ich habe diese Details hieher geschrieben, da sie authentisch sind. Möchten sie dazu dienen, unwohlwollende Gerüchte zu verbannen und der traurigen Wahrheit ihre Geltung zu verschaffen.

Der Währinger Kirchhof.

Nicht weit von jenem Garten, in dem der unglückliche Dichter lebt, liegt der Währinger Kirchhof und auf dieſem ruhen dicht nebeneinander der Ritter von Seyfried, Beethoven und Schubert. Blumen- und Immergrün ſchlingen ſich um Gräber, auf denen die Trauerweide ihre hängenden Zweige herabſenkt; kleine Kreuze wechſeln mit hochaufgerichteten Leichenſteinen, unterbrochen von unſcheinbaren Raſenhügeln, unter denen die leidenden Menſchenherzen ſchlafen. Im Sonnenſchein glänzen die goldenen Buchſtaben auf den Beethoven'ſchen und Schubert'ſchen Monumenten. Eine Leier hier, eine Büſte dort, im Thale die wogenden Nebel und auf dieſem Kirchhof die feierliche Stille,

zwiſchen der hindurch die Erinnerung an die groſſen Todten mit jubelndem Flügelſchlag rauſcht! Wohl kann der ewige Schlaf über die ermüdeten irdiſchen Augen, aber nicht über den Gedanken, nicht über die That ſchleichen!

Weiterhin, bekleidet mit Blumen, die eine ſorgſam mütterliche Hand pflanzte, liegt das Grab der ſiebzehnjährigen Alma von Goethe, des groſſen Dichters Enkelin. Der Stein bedeckt in ſeiner ganzen Länge dies junge, eben im Todesſchlaf untergegangene Leben! — Goethens Nachkommenſchaft iſt nicht glücklich geweſen. Der Sohn iſt auf dem Fremdenkirchhof zu Rom begraben. Die Enkelin ruht in Wien. Die beiden überlebenden Enkel ſind kränklich. Nirgends zeigt ſich ein friſches, fröhliches Weiterleben. Nirgends iſt Ausſicht, einen Namen wie Goethe's nochmals erblühen zu ſehen. Und doch ſchimmert er purpurn und hoffnungsgrün und ſteht wieder grau und geiſterbleich auf den Kirchhöfen zu Wien, Weimar und Rom!

In Währing lebte Gentz. Von hier aus ſchrieb

er jene Briefe an Fanny Elsler, die wir Alle kennen. Hier besitzt auch Herr von Hammer ein Landhaus, das er bewohnt, wenn er nicht wie jetzt in Steiermark ist.

Die Gemäldesammlung des Herrn von Arthaber.

Dicht daran stößt Döbling, dessen Zierde der Tullnerhof des Herrn von Arthaber ist. Die Besitzung ist so reizend, daß man versucht wird, dem Eigenthümer das Glück dieser Wohnung zu beneiden. Ganz abgeschieden, auf einem Hügel, von dem aus sich ein Park in die Tiefe erstreckt, in der Mitte einer üppigen Natur, liegt das schön gebaute Landhaus und sieht, anmuthig umwebt von traum-stiller Einsamkeit, herab auf das Treiben zu seinen Füßen oder hinaus auf den Kahlenberg. Als wolle es die Müden locken, die Unruhe der Stadt gegen den Frieden des Landlebens einzutauschen, so winkt es mit seinen weißangestrichenen Mauern und seinem weithinausgehenden Bal-

con. Die obere Etage faßt eine Bildergalerie in ſich, die aus Originalen lebender Künſtler beſteht. Herr von Arthaber hat den weiſen Grundſatz verfolgt, die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart durch Ankäufe und Beſtellungen zu ermuthigen. Natürlich, daß er die öſtreichiſchen Maler am meiſten im Auge behielt. Doch hat er die ausländiſchen auch nicht vergeſſen.

Zwei Bilder von Danhäuſer, die ſich gegenſeitig ergänzen, ſind charaktervoll. Das eine nennt der Katalog „den Praſſer" und das andere wird als „Armenſuppe" bezeichnet. Der Praſſer ſchmauſt, umgeben von zwei Herren und einer Dame, im Schlafrock, das Geſicht roth aufgedunſen, an einem Tiſche, auf dem der Champagner und die Leckerbiſſen nicht fehlen. Ein in Lumpen gehüllter Bettler hat ſich in die Thüre gewagt, wird aber von einem unter dem Tiſch befindlichen Hund hart angefahren. Seitwärts erblickt man einen aufwartenden Neger, der neue Zufuhr bringt und den vor Ermüdung faſt in die Knie ſinkenden Bettler ſcharf anzublicken ſcheint. Alles lebt und bewegt ſich auf

der Leinwand. Die Dame, die mit bloßen Schultern daſitzt, hat ſich zu dem Armen gewandt. Ihr Ausdruck iſt Schrecken. Im zweiten Bilde hat ſich die Scene geändert. Der Praſſer iſt zum Bettler geworden. Da ſitzt er, von ſeinem Hunde begleitet, die Kleider zerriſſen, das Haupthaar gebleicht, und hält, ſtill wartend, die Schüſſel hin, die ein Mönch mit Suppe füllt. Ihm gegenüber hat ſich derſelbe Arme, der Zeuge ſeiner Schwelgerei war, niedergelaſſen auf eine Bank. Er hat ihn wiedererkannt. Gutmüthig reicht er ihm die Hand. Ihm zur Seite ſitzt der auch arm gewordene Mohr, frohlockend und hämiſch, den Arm auf den Tiſch geſtützt. Dazwiſchen üben die Speiſe austheilenden Mönche mit friedlich-milder Miene die barmherzige Liebe, indeß die vorüberwandelnde Dame den Praſſer erkennt und beſchämt ſich von ihm abgewandt zu haben ſcheint. Danhäuſer iſt ein tüchtiger Maler. Seine Bilder haben das Einzelne erfaßt und es mit glänzenden Mitteln in überſichtliche Abrundung gebracht. Friſch und keck hat er ſeine Zuſtände durchlebt und ſie nun, wenn

auch nicht immer poetiſch, doch wahr auf die Leinwand gezaubert. Er iſt Gauermann verwandt, deſſen reiche Landſchaften ſo voll lebhafter Kunſtbeſtrebung und ſo tief an Verſtändniß ſind. Sein Standpunkt iſt originell; überall athmet und lebt es in ſeinen Bildern. Ochſen vor hochaufgeſchichteten Erntewagen, ein graſendes Pferd, eine ſchmucke Bäuerin, ein ferner Horizont, fliegende Wolken... er hat das lieblich zuſammengeſchüttelt und prächtig die Natur zu malen gewußt. Seine „Ernte" iſt das würdige Gegenſtück zum „Sturm" und dieſen ſchließen ſich die „Alpe" und die „Schmiede" an. Ich geſtehe, daß die Alpe mit der untergehenden Sonne, mit der ſommerduftigen Färbung, dem wuchernden Buſchwerk, dem friſchen Grün, das die Spalten und Ritzen bekleidet, mir einen ſo tiefen Eindruck machte, daß ich mich ſchwer von dem Bilde trennte. Es iſt Alles ſo wunderbar ſtill, ſo andachterweckend, ſo lebenswarm darauf! Die Blumen, die zwiſchen dem Graſe blühen, haben ſich vor den Strahlen der untergehenden Sonne, die Wolken und Berge er-

glühen läßt, ſchüchtern untergeduckt. Die kleinen Singvögel ſchweigen, indeß eine Kuh einem neuen Sennzug entgegenſieht, dem die Sennin mit dem Milchnapf in der Hand nachſchreitet. Vorn liegt behaglich ausgeſtreckt ein Mutterpferd. Es hat das kleine Füllen vor ſich. Zärtlich beobachtet es ſeine Bewegungen, das ſchalkhafte Wälzen im Graſe, den rückwärtsgewandten Kopf, den es zu belecken ſtrebt. Nebenan wiederkäuen ein paar Schafe. Der alte Senn hat ſich vor die Hütte geſetzt und ſcheint nicht zu merken, wie naſeweis eine Ziege auf dem Dache geht. Man möchte ſie verjagen dieſe Ziege und doch ſieht ſie ſo gutmüthig dumm aus, daß man ſie ſchnuppern und ſtolpern läßt. Wie ſich das Alles gottvergnügt in dem Bilde ausnimmt! Der unbeſchreibliche Ausdruck von der treuherzigen Pfiffigkeit der Thiere, ihre luſtigen Sprünge und die Aelpler daneben .... ich glaubte mich auf der Scheideck im Berner Oberland, an einem Abend, wo ich mich plötzlich unter einer weidenden Heerde neben einer Sennhütte gefunden hatte.

Amerling's „Bürgermeiſter", ein Portrait im Style Van Dyk's, iſt ſehr warm und edel gehalten. Auch ſeine „Witwe", in ſchwarze Tücher gehüllt, mit dem Kinde, das eingeſchlafen iſt, an der Bruſt, die Thränen, die lebensvoll an den Wimpern zittern, vom tiefſten Schmerze erpreßt, auch dieſe iſt ſchön.

Felice Schiavoni hat Rafael in einem Gemache gemalt, das, reich ausgeſchmückt, Fornarina's Zimmer zu ſein ſcheint. Er ſitzt vor der Staffelei; die Geliebte, die ihm über die Schulter blickt, betrachtet abwechſelnd ihn und ihr Bild. Die Compoſition iſt ſehr lieblich, ſehr innig und wahr. Dieſe Geſtalten ſcheinen ſich aus der unmittelbarſten Gegenwart unter den Pinſel des Malers gedrängt zu haben; ſie ſind, ich möchte ſagen, lichtfunkelnd, obwol ſich hie und da und vielleicht eben deswegen tiefe Schatten lagern.

Die „arme Offizierswitwe" von Peter Fendi, die in einem Dachſtübchen, mit der Uniform ihres Gatten bedeckt, früh an der Arbeit ſitzt, ſcheint eine betrübende Nachricht bekommen zu haben. Der

offene Brief, das kleine, noch ſchlafende Kind, das Portrait des Mannes, die Armuth der Umgebung, Alles erzählt von tiefeingreifenden Lebensſchmerzen, von ſtarren Eindrücken, von blitzerſchütternden Erfahrungen. Welch ein liebeſeliges Weib mag das in den Tagen des Glücks geweſen ſein und wie elend iſt es jetzt! Man kann den Blick nicht von dem ſaubern, ſchwermüthigen Bilde wenden; man kann das edle, geiſt- und ſchmerzdurchleuchtete Geſicht nicht wieder vergeſſen!

„Das Innere der Nonnenkirche in Salzburg", dies ſchöne Bogengewölbe im gothiſchen Styl mit einfallender Beleuchtung, „der Bauerbub", der ſich einen Splitter aus dem Fuße zieht, „die zwei Mädchen an einem Waldbache", die eine Blume um Rath fragen, und die „Fernſicht auf Salzburg von Fiſchbach", geben einen ſchönen Blick auf die Leiſtungen dieſes Künſtlers. Er hat einen lebendigen Ausdruck und einen im Farbenduft wahrhaft geſättigten Pinſel, wenn ich dies ſagen darf, aber er iſt nicht frei von Manier.

Es iſt ſonderbar, wie ſchön Achenbach den

Norden und wie wenig er den Süden zu malen verſteht! Herr von Arthaber beſitzt eine ſchwediſche Landſchaft von ihm, eine Gegend von Trolhätta, die mit wildem Gebirgswaſſer durchzogen und ſo düſter-romantiſch iſt, daß man ſich angefröſtelt und doch feſtgebannt fühlt. Ja, das iſt der graue, nebelduftige Norden, das ſind die runden, ſchweren Wolken, das iſt die traurige Lichtabweſenheit im Contraſt mit Italien, das ſo viel violetblau, ſo viel orange- und ſilberfarbiges Zauberlicht, ſo viel magiſche Effecte, ſo viel Dunſtſchein hat! Deswegen kann Achenbach wol das Eine, aber nicht das Andere malen. Wer den Norden, dieſe mit Wolkenvorhängen verhüllte Natur kennt, wer ſie belauſcht, verſtanden, wer ſich in ſie verſenkt hat, dem wird Italien mit ſeinem goldzitternden Himmel, mit der purpurnen Sonne und dem daraus entſtehenden, verklärt ſchimmernden Veilchenblau einen zu berauſchenden Eindruck machen. Achenbach's italieniſche Landſchaften ſind misrathen. Der Norden kann ſich nicht mit dem Süden vermengen. Zwiſchen beiden iſt keine Vermittelung möglich.

Herr von Arthaber beſitzt über hundert Bilder, geſchmackvoll an den Wänden ſeiner Zimmer aufgehangen. Er beſitzt auch das nicht im Katalog angegebene „Jagdrecht“ von Hübner und ſchöne Bilder von Haſenpflug. Es iſt aber nicht möglich, Gemälde für Gemälde, Sammlung für Sammlung in einem kurz zugemeſſenen Zeitraum zu ſehen. Aus eben dieſem Grunde habe ich nur einen Blick auf die Liechtenſtein'ſche Galerie werfen und die ſehr gerühmten der Grafen Schönborn, Czernin, Lamberg und Anderer gar nicht ſehen können. Ueberhaupt müßte man, um Wien mit ſeinen maſſenhaften Kunſtſchätzen, von denen das Ausland ſo wenig weiß, kennen zu lernen, Jahre ſtatt Wochen zur Verfügung haben. Man müßte ſich frei von Geſellſchaft, frei von Zerſtreuungen halten und würde immer noch nicht Zeit für Das haben, was dieſe überreiche Stadt ſo verſchleiert, ſo geheimnißvoll, ſo unter Cenſurverſchluß birgt. Unter der Kategorie des letztern muß ich die Katakomben nennen, die, ſeit Miſtreß Trollope ſie beſchrieben, dem Publicum verſchloſſen ſind. Damals als die

blaustrümpfige Engländerin sie besuchte, sollen sie wunderbar romantisch, ein Chaos von ungeordneten Knochen gewesen und von ihr misfällig betrachtet worden sein. Denn bekanntlich ist der Engländer nicht romantisch, sondern poesielos-modern. Er will Alles polirt, geschniegelt und gestriegelt haben; er macht Anspruch auf eine fast ausgehöhlte Aeußerlichkeit, welche die Naivetät und die Schauer der Romantik ausschließt; er will sogar die Katakomben, diesen Ort des Todes, genießlich tapezirt und aufgeräumt sehen. Als Mistreß Trollope sich heftig gegen die düstere Melancholie dieser Unordnung geäußert hatte, verschloß man die St. Stephanskatakomben. Nur der Fürsterzbischof kann die Erlaubniß zu ihrer Besichtigung ertheilen. Ich bin um diesen Eindruck, wie um manchen andern gekommen. Das aber wollte ich wenigstens nicht, Wien verlassen, ohne Laxenburg gesehen zu haben.

Laxenburg.

Laxenburg liegt eine Poſtſtation von Wien, in einer von Gebirgswaſſern durchſchnittenen Ebene und taucht ſchon im vierzehnten Jahrhundert mit ſeinem Schloß, Garten und Aeckern in der Geſchichte auf. Oft iſt es ſeitdem Zeuge von Kriegsverheerungen geweſen; in die Hände der Auersperg, dann in die Mannsfeld'ſchen und wieder in die kaiſerlichen gekommen, bis Leopold I. es zu verſchönern anfing. Metaſtaſio, der unter dem Schatten ſeiner Bäume wandelte, ſoll von ihm geſagt haben:

Laxenburgo non è Castello,
Laxenburgo non è Città,
Ma è un luogo bello
Che piace a Sua Maestà.

Wirklich iſt es ſo lieblich, ſo einſam, ſo voll prangender Bäume und Büſche, ſo voll Waſſer und Wieſen, daß die ſtille Luft um uns und der blaue Morgenhimmel recht eigentlich zu dem Park zu gehören ſcheinen. Das Schloß, wie alle Schlöſſer, konnte mir, trotz unſeres Führers, der uns mit vieler Emphaſe von den Gemächern, der Reitbahn und dem dazu gehörenden Theater ſprach, kein Intereſſe abgewinnen. Als er mich aber vor einen tropiſchen Baum führte, den er die „himmliſche Tanne" nannte, da blieb ich ſtehen; denn dieſer Baum, mitten unter deutſche Eichen und Kaſtanien gezaubert, ſah zart gefiedert, elfenhaft aus. Er ſchien ſein heißes Verlangen dem leuchtenden Himmelsblau entgegenzuduften und ſchwermüthig vor mächtiger Sehnſucht nach ſüdlicher Sonne in ſich zuſammenzuſchauern. Sicher träumte ſeine üppige Schönheit in dieſer ihm vollkommen fremden Exiſtenz von weichen, warmen Lüften, denn zuweilen funkelte es in den Zweigen oder zitterte es auf dem Gipfel, der ſich, ſchlank aufgeſchoſſen, im zuckenden Leben nach der Heimat umzuſchauen ſtrebt.

Ich ſchiffte hinüber zur Franzensburg. Sie iſt im gothiſchen Styl gebaut und viel wohlthuender als die vielen Tempel und Spielereien des Parks. Hier in dieſem Knappenhof, in dem Krönungs- und Habsburgerſaal kann man ſich in ein kräftiges Jahrhundert, unter Helden und edle Frauen träumen, kann wähnen, daß der geharniſchte Ritter hinter dem Humpen ſitzt oder, aus der Schlacht heimgekehrt, Thaten erzählt.

Die Franzensburg hat einen Thurm, von dem aus man den Park, das Land, ja Ungarn und die ſteierſchen Gebirge erblickt. Inwendig geht es Trepp' auf Trepp' ab, durch kleine winklige Gemächer in Säle und von dieſen in den Kerker, in dem eine lebensgroße Figur, ein in Ketten liegender Tempelherr, an die Schauer des Mittelalters erinnert. Sehr werthvoll ſind die Alterthümer, die aus Greifenſtein, Roſenſtein, Kremsmünſter und Kloſterneuburg zuſammengeſtellt, die Geſchichte, die Sitten und Gebräuche in kunſtvollen Gefäßen und Geräthen zeigen. Die gemalten Fenſterſcheiben ſind neu und werfen einen ſo glühenden Far-

benſchmelz auf die alten Räume, daß dieſe dadurch etwas Warmes, Anmuthendes gewinnen. Die Wohnung der Burgfrau mit den zwei Betſchemeln nimmt ſich gar fromm aus; ſie ſcheint eben einen Gang ins Freie gethan zu haben, dieſe liebliche Burgfrau. Das Gebetbuch, in dem ſie geleſen, hat ſie aufgeſchlagen gelaſſen. Ob man hier neben ihr wohnen, mit ihr ſich freuen oder leiden möchte? Ich glaube wirklich, es ließe ſich in dieſer kleinen Welt behaglich leben, wenn nur nicht immer die Gedanken hinaus in die Ferne in ungemeſſener, wenn auch verſtandener Sehnſucht ziehen wollten!

Sie waren es denn auch, die mich wieder fort aus der Burg über die kleine fliegende Brücke nach der Marianneninſel und dann weiter nach Mödling und der Briehl lockten. Die Marianneninſel hat romantiſch-ſchöne Baumgruppen und einen ſie umgebenden See, deſſen Waſſer ſo klar und durchſichtig iſt, daß die alten Eichen ſich darin mit ihren goldumkränzten Aeſten in vollſter Färbung ſpiegeln. Rings um uns war lautloſe Einſamkeit. Der herzſchwellende Eindruck des blauen Himmels, die

würzigen Düfte der Erde, das Rieſeln des Waſſers wird erhöht durch ein beruhigtes Weilen, ein ſtilles in ſich zuſammengehaltenes Glück, durch ein Schauen voll Rührung und Friede.

Mödling und Briehl.

Mödling bildet den Anfang einer Gebirgswand, die ſich nach Baden und dem Helenenthal hinzieht. Von Mödling kommt man nach Briehl, deſſen maſſenhafte Felspartien wunderlich mit der eben verlaſſenen Laxenburger Ebene abſtechen. Wie Perlen in rauhen Muſcheln, ſo liegen die weißangeſtrichenen Landhäuſer zerſtreut im Gebirg, umgeben von dunkelm Gebüſch, zwiſchen dem eine Statue oder eine Fontaine geheimnißvoll durchſchimmert. Wohl kann ich mir einen Sommeraufenthalt in Briehl als lieblich denken. Es iſt viel Grazie neben dem Ernſt in der Natur hier anzutreffen; geſchlängelte Wege durch hohe Hecken, Weinberge und Gärten und himmelanſtrebende

Berge, über die der Zauber der mittelalterlichen Romantik, in Ruinen, Kapellen und Crucifixen ſich ausgießt. Dazu der Katholicismus, der nun einmal zur charaktervollen Staffage der Natur geworden iſt. Seine blumenumkränzten Madonnen- und Jeſusbilder, ſeine ewigen Lampen, der Landmann, der ſtill ſein Gebet in der Kapelle verrichtet, die Kirchen und Klöſter im Thale und auf der Höhe, die waldigen Felsränder, die murmelnden Gebirgsquellen, überſtrahlt mit den Gluten des ſich orangefarben auflöſenden Abendroths — die Landſchaft hat wieder das rechte Colorit gewonnen. Die Glocken läuten zum Ave Maria; ein Bettelmönch zieht barfuß vorüber, der Epheu umrankt das bröckelnde Gemäuer, die Glühwürmer ſprühen an den Gräben, ſchlaftrunken flattert ein Schmetterling vorüber; phantaſtiſch geht der Mond, von leichten Wolken umzittert, hinter den Felſen auf. Sein gelbliches Licht fällt in blaſſen, langen Strahlen wie anbetend nieder ins Thal... da pfeift es... Wir ſind wieder in Mödling an der Eiſenbahn und eine halbe Stunde darauf in Wien.

Das Theater in der Josephsstadt und das Theater an der Wien.

Nach dem Eindruck dieses Abends ins Theater in die Josephsstadt zu fahren, ist hart. Und doch habe ich das, wie so vieles Andere, mir auf der Reise gefallen und vielleicht des Contrastes wegen sogar gern gefallen lassen. Die Localität dieses schmutzigen, schlecht riechenden Theaters ist abscheulich. Möglich, daß bessere Stücke als das, was ich sah, den Anblick und die Unbehaglichkeit dieses Orts vergessen machen. „Tausend und Eine Nacht", das während meiner Anwesenheit täglich gegeben wurde, ist so abschreckend dumm, so ganz ohne alle Naivetät, die man hier anzutreffen glaubt, das Publicum ist ein so genußsüchtiges, von allem Schönheitsgefühl entblößtes, ein Herr Denemy schrie so

fürchterlich und der Komiker Feichtinger machte so wenig anständige Sprünge, daß ich von dieſem Volkstheater die übelſte Idee mit fortgenommen habe. Das in der Leopoldſtadt war geſchloſſen. Dagegen hat mich das Theater an der Wien ſehr eingenommen. Hier waltet eine höhere, beſſere Idee vor. Es iſt nicht Alles auf die Zweideutigkeit, auf die Dummheit, nicht Alles auf den Ungeſchmack des Publicums berechnet. Die Räume ſind ſchön. Silberſchillernde Verzierungen wechſeln mit blauen Draperien ab. Die Logen ſind geräumig. Man könnte an die Scala in Mailand erinnert werden, ſo behaglich ſitzt es ſich auf weichgepolſterten Stühlen. Die Scene, mit einem tiefen Hintergrund, iſt überraſchend groß. Sie muß groß ſein, um Spectakelſtücke, wie ſie hier vorzugsweiſe gegeben werden, aufführen zu können. Man gab „den Sohn des Geächteten", ein Sujet, das den Evolutionen der Truppen zu Pferde und zu Fuß angemeſſen war. Herr Podeſta bediente ſich der Maske Friedrich des Großen mit Glück. In Herrn Kunſt erkannte ich einen tüchtigen Künſt-

ler, wenn auch die ſtarkgewordene Figur ihm hinderlich iſt. Demoiſelle Weißbach hat ſeit ihrem hamburger Aufenthalt hübſche Fortſchritte gemacht. Natürlich, daß dies militairiſche Schauſpiel nur Effecte, aber keine Handlung hatte. Die Aufſtellung eines lebendigen Theaters, das heißt, eines Theaters von natürlichen Bäumen, war mehr eine Curioſität, als daß es ſich beim Lampenſchimmer gut ausgenommen hätte. Die Muſik war vortrefflich und die Gefechte zu Fuß und zu Pferd ſo künſtlich, daß man mitten in dem Schlachtlärm zu ſein glaubte, ohne durch die gewöhnliche Kleinlichkeit ſolcher Auftritte auf der Bühne geſtört zu werden. Hier ging es wirklich großartig-militairiſch zu, und als endlich nach all' dem Hin- und Herreiten, dem Commandoruf, dem Pulverdampf und dem Auffahren der Kanonen doch kein Blut floß, ſo gewann man eine heitere Stimmung und verließ ſingend und trällernd wie nach einer ſchön abgehaltenen Parade das Theater an der Wien, in dem Jenny Lind und Meyerbeer vor kurzem ſo viel Lorbern geerntet hatten.

Die hohe Warte.

Mein letzter Eindruck in dieſer ſchönen Stadt war die Beſteigung der hohen Warte bei Döbling. Dieſer Punkt iſt eine Höhe, von der man die Ausſicht auf ein reiches Panorama gewinnt. Der Morgen war neblig geweſen, aber im Augenblick, als wir oben auf der Warte ſtanden, riſſen die Florſchleier vor der Sonne auseinander und ſanken nieder in die ſchillernde Donau. Da lag vor uns im Glanze des Lichts das weitgeſegnete Land bis Ungarn mit ſeinen Bergen und Thälern, mit den Klöſtern und Thürmen, den gelbwogenden Feldern und den rankenden Weinſtöcken. Links ſchlängelte ſich die Donau wie ein breites Band um den Kahlenberg und bog ein nach Preßburg, rechts ſchoß der Stephansthurm wie ein ſchwarzer Rieſenarm hoch in die Wolken. Ueberall ſchön

geſchwungene Linien, zackige Höhen, ein weiter, reicher Horizont, umduftet von weißlichem Nebeldunſt, verklärt von dem immer kryſtallreiner werdenden Himmel. Ueberall die reiche, üppige Gegenwart und oben auf dem Kahlenberg die ſchimmernden Ruinen verfallener Herrlichkeit. Ja, hier auf dieſer Höhe, herausgerückt aus Wien, angelehnt am Fuße des Kahlenbergs, kann man öſtreichiſche Geſchichte ſtudiren. Zuerſt war Leopold der Vierte hier anſäſſig, der bedächtlich aus ſeiner prächtigen Burg herab auf die rauſchende Donau, auf Heimburg und die Berge der Leytha ſchaute. Dann tummelte ſich Kriegsgeſchrei in der Ebene, dann wehte die Fahne des Friedens. Darauf kamen die Türken und ſchleiften das Schloß. Dann beteten Mönche. Dann ſah man Sobieski. Hier lebte auch Oeſtreichs Apoſtel, der fromme Severin, und predigte Liebe und Duldung. In dieſer kleinen Waldſchlucht lag einſam das ſtille Bethaus, in dem er um ſich die Schüler ſammelte.

Zahlloſe Erinnerungen, ausgeſäet mit Blut auf dieſem Boden, haben nichts als eine thatenloſe

Begeiſterung geweckt. Hie und da tritt ein Charakter, eine Epoche hervor. Selten, daß Vorſatz, Entſchluß und Ausführung zuſammen in einem Schlage fallen. Aber das Schickſal webt doch langſam ſein großes Reſultat; langſam zeigt ſich der Uebergang vom Endlichen zum Unendlichen; aber das Unendliche gehört nicht mehr Oeſtreich allein, ſondern der Welt. Wie iſt das Daſein inhaltreich, die Erde ſchön! Ich verfolge die Donau, wie ſie ſich ſchüchtern von ihrem Urſprung durch den Schwarzwald nach Baiern und Oeſtreich wagt. Bei Wien wogt und tobt ſie voll Jugendluſt, umfaßt den Kahlenberg, wirft ſich Preßburg, Peſth und Ofen um den Hals und ſchwimmt, nachdem ſie die ſchönen Städte verlaſſen, traurig abwärts in das ſchwarze Meer. Geheimnißvoll dämmern dazwiſchen die Karpathen im Weſten auf. Wie in Lapislazuliblau getaucht, ziehen ſie weit am Horizont hin, glänzen und ſchimmern, trauern und ſchweigen. Oeſtlich — liegt Preußen, iſt Sachſen; öſtlich flammt es, und im Süden? Ach, wer ſtatt mit der Eiſenbahn nach

Breslau, gen Italien ziehen, Venedig, Florenz, Rom und Neapel ſehen, ſich ſättigen, ſich an der Erhabenheit dieſer Eindrücke tröſten könnte!

Ich will Abſchied von Wien nehmen, Abſchied von den Betrachtungen, die ich in ihm gemacht, von den Menſchen, die ich kennen gelernt, von dem Wünſchen, Hoffen und Zweifeln, das es mir geweckt hat. Aber nicht Abſchied für immer! Wien iſt eine Stadt, gegen die ſich Manches einwenden läßt. Augenblicklich reizt es zum Widerſpruch; wenn man aber am Tage der Abreiſe rückwärts blickt, wenn es ſich majeſtätiſch zu den Füßen ſeiner Berge, in üppiger Ebene lagert, wenn die guten Menſchen wohlwollend lächeln, die Stephanskirche ſich aufthut, der überraſchte Blick auf die großen Kunſtſchätze, auf das Theater fällt, wenn hier eine Villa und dort ein Park ſich öffnet, dann denkt man, übermannt von den verſchiedenartigſten, meiſt großen Eindrücken: Wien iſt doch ſchön!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.